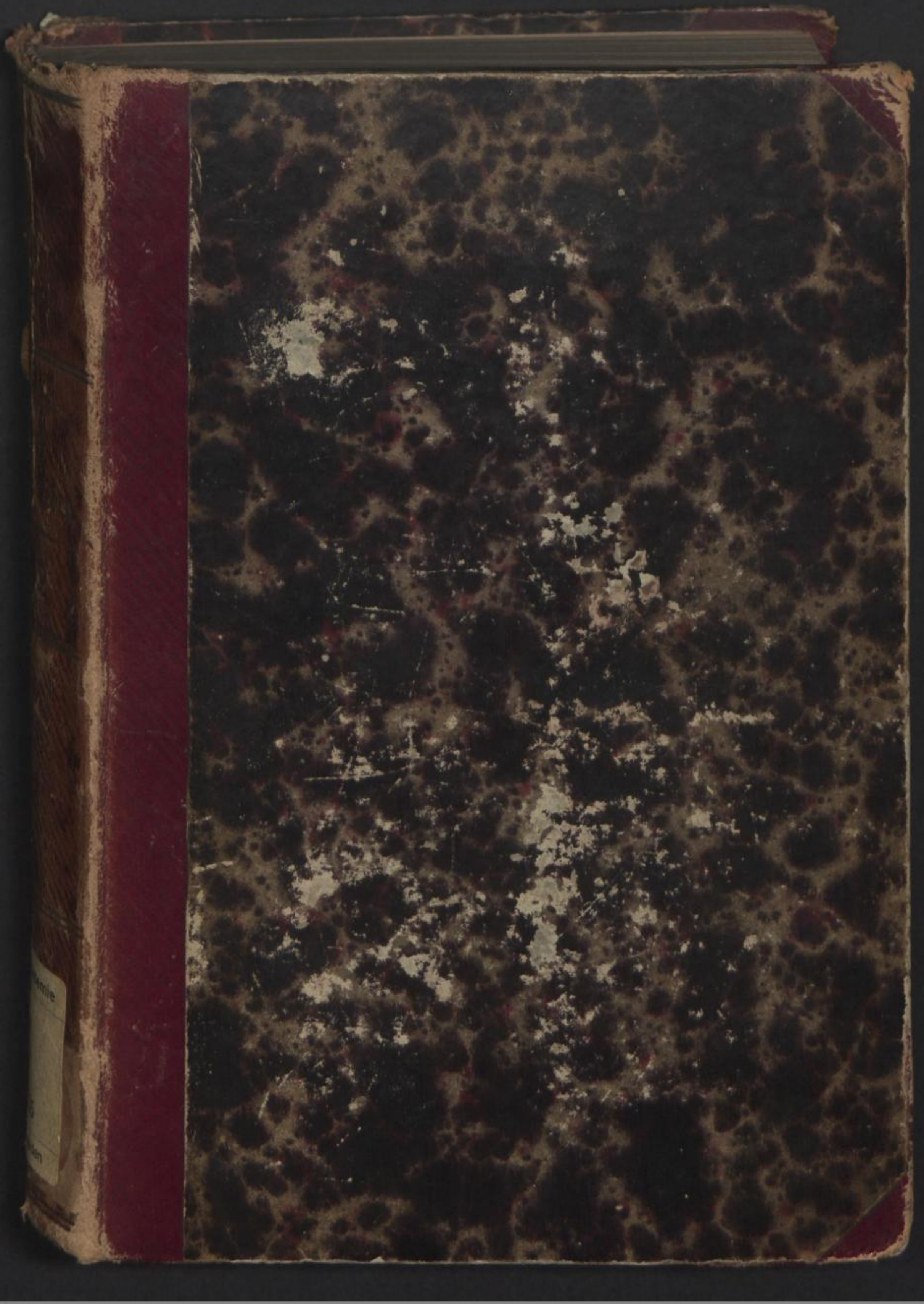

SLUB
Wir führen Wissen.

~~1105.~~

4

1274

HfBK Dresden - Bibliothek
00602798

SLUB
Wir führen Wissen.

Wilhelm Tischbein:

Aus meinem Leben.

Zweiter Band.

SLUB
Wir führen Wissen.

Aus meinem Leben.

Von

J. H. Wilhelm Tischbein.

Herausgegeben von

Dr. Carl G. W. Schiller.

Mit Portrait und einer Stammtafel.

Zweiter Band.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1861.

SLUB
Wir führen Wissen.

VII.

Mailand.

SLUB
Wir führen Wissen.

Als ich in Mailand ankam, war mein Erstes, daß ich nach dem Dome ging. Das ist ein heiliger Wald, von der Kunst aufgestellt, von Gottes Geiste bewohnt, mit Bäumen besetzt, aus deren Wurzeln schon die Aeste an dem Stamme hinauflaufen, oben sich einander die Zweige reichen und als festes Gewölbe vor Sonne und Regen das Innere decken.

Es wurde eben das Fest des Carlo Borromeo gefeiert, und an den Wänden zu beiden Seiten den Dom entlang waren Bilder aufgehängt, welche die Wunder dieses Heiligen darstellten. In einer kostbar ausgezierten unterirdischen Capelle sah ich den vor mehren hundert Jahren Verstorbenen liegen; sein Gesicht noch ziemlich unverstellt und ähnlich allen den Portraits, die während seines Lebens nach ihm gemalt sind. Aber sein Geist lebt noch jetzt; überall findet man die Spuren und Wirkungen vieler trefflicher Anstalten, die er gestiftet hat. Große Züge dankbarer Schüler aus den von ihm errichteten Lehrinstituten wallfahreten in ihren mannigfaltigen, vielfarbigen Kleidungen zu seinem Grabe. Seine den Mailändern so reichlich erwiesenen Wohlthaten sind zu bekannt, als daß ich sie noch einzeln aufzuzählen brauchte. — Von magischer Wirkung in dieser großen Kirche ist die Dämmerung, welche durch die hohen, gemalten Fenster auf die Bildhauereien fällt. Sie haben kein reines Licht und keinen dunklen Schatten und doch erscheint Alles

rund und wie in einem Zauberlichte. Es giebt den Gestalten, und vorzüglich den Köpfen, etwas so Gefälliges, daß ich nie vor dem Dome vorbeiging, ohne einzukehren, um mich an ihnen zu erfreuen. Mein zweiter Weg war nach der ambrosianischen Bibliothek, um die Bilder von Johann Breughel zu bewundern: „Die vier Elemente.“ Auf dem Bilde der Luft sieht man allerlei Arten von Vögeln. Mit höchster Treue ist jedes Vogels Charakter gezeichnet, besonders richtig ist der Kopf und der Schnabel. Man muß erstaunen, wie Breughel mit dem weichen Pinsel das Eigenthümliche des Schnabels hat wiedergeben können; es ist so bestimmt, als wäre es mit der Feder geschrieben. Auf dem Bilde des Wassers hat er mannigfaltige Fische und Wasservögel angebracht; das der Erde zeigt vielerlei Thiere, die darauf leben. Um den Fleiß und die Schönheit recht zu betrachten, braucht man ein Vergrößerungsglas; denn Alles ist klein wie Miniatur; aber durch das Glas glaubt man ein Gemälde von Snyders zu sehen, mit den markigen Charakterzügen. Um das Feuer vorzustellen, hat er eine weitläuftige Schmiedegrotte gewählt, wo künstliche Arbeiten von Eisen und Metall verfertigt werden, Rüstungen und Waffen aller Art. In diesem Bilde erkennt man den Breughel, der mit Liebe in's Kleine Alles nachzubilden suchte, was ein Anderer kaum in's Große kann. Die mit Gold ciselirten Harnische, Helme und Schilde sind von außerordentlicher Genauigkeit. Wenn er die Belohnung für diese unsägliche Mühe nicht in sich selber fand, so wird er sie schwerlich und nur von Wenigen erhalten haben; denn es erfordert schon Anstrengung, diese Bilder nur zu betrachten. Warum mochte der treffliche Maler seine Kräfte nicht auf dankbarere Gegenstände verwenden? Nicht weniger Bewunderung erregt ein Blumenstück, wo er die Form jeder Blume

und die Pracht der Farben auf das Treueste nachgeahmt hat. Ueber der künstlich gezeichneten Vase, worin diese Blumen stehen, liegt ein Schmuck von Juwelen aller Art, Diamanten, Rubine, Smaragde, Sapphyre u. s. w. In diesen Edelsteinen hat er die Farbenpracht und den Glanz der Sonne nachgeahmt, das Blitzen und die Härte des Diamants als Gegensatz der sanften weichen Blumen. Während des Besehens erzählte man mir: als Breughel dem Cardinal Friedrich Borromeo dieses Bild geschickt, habe dieser eine große Freude gehabt und einen Juwelier befragt, was dieser Schmuck von wirklichen Edelsteinen wohl werth sein möchte. Der Juwelier habe nun ihren Werth nach der Größe geschätzt und der Cardinal, dieser edle Kunstbeschützer, darauf an Breughel geschrieben: „Den Blumenstrauß, welchen Du mir geschickt, nehme ich als ein Freundschaftsgeschenk an; aber Juwelen haben immer ihren Preis, und hier schicke ich Dir den Werth dafür.“ Die Bezahlung für das Bild war so hoch, wie der Juwelier den Schmuck geschätzt hatte. Man sagte mir auch, daß für die Bilder der vier Elemente einst eine große Summe geboten sei, aber man habe sie nicht verkaufen wollen. Sie gehören auch unter die Kunstsachen, deren Werth nicht mit Golde bezahlt werden kann, und sind in ihrer Art das Vollkommenste. Das wußten auch die Franzosen, die sie wegnahmen, ohne sie zu bezahlen, und sie nach Paris brachten. Auch erzählt man: als Breughel, der mit dem Borromeo genaue Freundschaft hatte, sich von ihm nicht wollte bewegen lassen, in Italien zu bleiben, habe dieser mit ihm den Vertrag geschlossen, jedes wohlgelungene Bild, welches er in seinem Vaterlande fertigen würde, ihm zuzuschicken, und zwar für jeden Preis, den ihm ein Liebhaber bieten möchte. Den großen „Jahrmarkt“ von Breughel besaß Herr Schmidt in Kiel. Ein anderer

Breughel, Bruder oder Verwandter, war in Neapel; auch gab es einen Bauernbreughel und einen Höllenbreughel; denn es waren ihrer gar viele und jeder malte auf eine andere Art, doch immer in das Kleine, und ihre Arbeiten sind voll von Details. Ihr aufmerksamer Geist drang bis zu dem Geringsten, so daß sie Alles, was sie in der Natur fanden, auch in ihren Arbeiten anbringen wollten. Ich sah hier von ihm einige kleine auf Kupfer gemalte Landschaften, die mehrentheils gebirgige Wildnisse vorstellen, wo man von der Höhe auf niedere weite Thäler, Seen und Flüsse in die Ferne hinabblickt. In diesen wüsten Einöden haben sich Einsiedler niedergelassen. So wie des Künstlers sinnreicher Geist mühsame Arbeiten sich aufgab, so hat der Einsiedler in dieser unzugänglichen schroffen Felsenwüstenei sich durch Stufen, Treppen und Leitern von Abhang zu Abhang einen Zugang gemacht; bald geht er von oben nieder durch eine Höhle in den Berg hinein, bald vermittelst der Stricke von außen an der Felsenwand frei in der Luft schwebend, über fürchterliche Abgründe und Schlünde hernieder; dann kommt er wieder zu einem Plan und einer stillen Grotte. Hier hat er seine geringen Bedürfnisse nahe bei sich, ein wenig Moos zum Lager, einen Stein zum Kopfkissen, einen Korb, worin er sich Speise hergetragen, und eine kleine Quelle, die oben aus dem Felsen träufelt, hat er durch Röhren zu seinem Sitze geleitet, die gießt ihm Trank in sein Brünnlein, das in Stein ausgehöhlt ist. Er sitzt nun hier in ungestörter Ruhe, denn der Weg zu ihm ist von unten unmöglich, von oben beschwerlich, und er kann ungehindert denken und nachsinnen. In seiner Felsenhöhle schauet er durch eine Oeffnung frei heraus auf die große Welt, die niedrig vor ihm liegt mit den Dörfern und Städten der vielfache Gewerbe treibenden Menschen. — Es waren

viele solcher Landschaften da, jede verschieden, aber angefüllt mit sinnreichen Erfindungen, welche die Einbildung beschäftigen und Stoff geben, auch über Mehres nachzudenken, was nicht auf dem Bilde ist. So mühsam herbeigesucht die Idee von so mancherlei Gegenständen war, so mühsam war auch die Ausführung. Fast jedes Blatt am Baume war einzeln gemalt und umschrieben, man sah es flach oder verkürzt, von oben oder von unten; jeder Ast, jeder Zweig war richtig gezeichnet, der Baumstamm mit seiner Borke, das Gras und Moos, jeder Vogel in dem Baume; jedes Thierchen, das in dem Grase lief, war zu erkennen: und doch war Alles Eins und das Ganze in Harmonie. Mir machten diese Landschaften viel Freude, und noch schweben sie mir als inhaltsreiche Gedichte von Wüsteneien vor, wo des Menschen irregetriebener Geist außerhalb des Gewühls volkreicher Städte wieder seine Ruhe findet.

Unter den zahlreichen hier sonst noch vorhandenen Bildern nenne ich nur diejenigen, welche sich durch ihre Eigenthümlichkeit vorzüglich auszeichnen und ein Verdienst haben, das man in anderer Meister Werken nicht in einem so hohen Grade findet, als zum Beispiel ein Bild, „die Geburt Christi", von Rottenhammer. Mädchen und Kinder stehen umher und schauen das neugeborene Kindlein an. Die Freude erhöhet die bräunliche, glühende Farbe, welche den Brünetten einen so zauberischen Reiz giebt, und dies hat Rottenhammer so vollkommen erreicht, wie ich dergleichen an keinem anderen Bilde gesehen habe. Hierzu hatten ihm wohl Tintoretto's Werke den Weg gezeigt, von dem man sagt, er habe seinen Pinsel in Blut getaucht. In diesem Bilde Rottenhammer's sieht man das warme Blut, wenn es einem schönen italienischen braunen Mädchen die Freude bis zur äußersten Haut durchglühen läßt. Tintoretto sah es

in der Natur und ahmte es nach; Rottenhammer nahm es von Beiden. Besonders ist im Schatten die durchsichtige klare Fleischfarbe meisterhaft, mit allem Zauber, welchen die Farbe eines schönen beschatteten Frauenhalses giebt. Möchte ihn nicht eine ungeschickte Hand verwischen! Man erstaunt über die Kunst, mit der er die Farben behandelte und sauber auftrug. Engel umschweben die Krippe; sie sind leicht und zierlich gestaltet und ihre Wendungen äußerst graziös. Auch hier denkt man an Tintoretto's fliegende Figuren. Das Ganze ist eine Liebesgluth!

Unter die vorzüglichsten Schüler des Leonardo da Vinci gehören die Gebrüder Luini. Ich sah von jedem einige Arbeiten und lernte sie von einander unterscheiden, indem ihre Werke, wie auch mehre ihres Meisters hier beisammen waren. Ihr Colorit ist warm und die Fleischfarbe natürlich; sie hat vielfarbige Tinten und ist sanft und wollig, mehr als in Leonardo's Werken, wo sie bei allzu strenger Genauigkeit, die Form zu bestimmen, verloren gegangen ist. Hiermit ist nicht gesagt, daß durch die Bestimmtheit der Formen das Colorit leide. Bei Holbein findet sich auch neben der äußersten Ausführung und strengsten Genauigkeit jedes Contours der Flächen und Erhöhungen das schöne Colorit. Sein kleines Bildchen, unter dem Namen „der schönen Phryne in Athen", kann als Muster hierin aufgestellt werden. Auch ein weiblicher Kopf von Luini erregte meine vollste Bewunderung. Mit der saubersten Reinheit hat er die Farbe, als wäre sie Wasser ohne Fett, hingesetzt und sie so behandelt, daß der Contour so scharf zu sehen ist, als ob er mit der feinsten chinesischen Tusche gezogen wäre. Diese Geschicklichkeit muß man von Leonardo da Vinci gelernt haben. Er mischte seine Töne auf der Palette und dann setzte er sie auf die Tafel, ohne sie gleich mit anderen zu

vermischen. So sitzt Ton neben Ton, Tinte neben Tinte. Erst nachher schmolz er sie behutsam zusammen, damit sie hell und rein blieben. Auch Parmegianino hat Köpfe in dieser Art gemalt. — Was mir am meisten an diesem Kopfe von Luini auffiel, war das Auge. Ich erstaunte, daß man die Natur so vollkommen erreichen kann! Ein wässeriger Spiegel, der so schwer mit Farben nachzuahmen ist! Es war von der schönsten Form, die man sehen kann; rein gezeichnet, daß es dazustehen schien; das Licht, welches durch den Augapfel fällt, war durchsichtig wie ein Glas von der bläulichen Schönheit des schillernden Perlmutters und auf dem schwarzen Augapfel spiegelte sich das Fenster. Mit nämlicher Vollkommenheit waren auch die anderen Theile des Gesichts gemalt und zusammen machte es ein Ganzes. Doch hatte der Kopf wenig Idealisches; es war ein schönes Gesicht, aus der Natur genommen, wie man es wohl im gewöhnlichen Leben findet, aber selten von so reiner Schönheit. Es gehört dieses Gemälde unter die schönsten Köpfe, die ich in der Malerei gesehen habe. Ein anderes schönes Auge sah ich in dem Bogenschützer von Correggio. — Mein dritter Gang war zu dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci in dem Speisesaale des Klosters St. Maria delle Grazie. Es würde mein erster Gang gewesen sein, wenn ich mir nicht vorgenommen gehabt hätte, einige Studien nach den Köpfen dieses herrlichen Bildes zu machen. Die Geistlichen erlaubten es mir sogleich und so ging ich alle Morgen hin. Ich hatte auch meinem Freunde Lavater versprochen, ihm eine Zeichnung von dem Christuskopfe zu schicken, der für den besten Christuskopf gehalten wird, welchen man in der Malerei hat. Da Vinci hat hier den Christus vorgestellt wie einen natürlichen, aber erhabenen Menschen, dessen großer, reiner Geist eine univer-

selle Einsicht hat und der die Menschen als Meister wie seine Schüler unterrichtet. Mit ruhiger Hoheit sitzt er unter seinen Freunden, die ihm sagen: „Meister, wir werden Dich bald nicht mehr sehen, aber wir lieben Dich!“ Darauf spricht er: „Und doch ist Einer unter Euch, der mich verrathen hat!“ Darauf giebt es eine allgemeine Bestürzung und Bewegung unter ihnen am Tische. Die Nächsten springen auf und bezeugen ihre Unschuld; der Eine reißt sein Kleid auf und zeigt seine reine Brust; der spreizet die Arme aus vor Verwunderung; ein Anderer streckt die Finger in die Höhe und schwört, daß er es nicht gewesen. Johannes, von zartem, weichem Gemüthe, ihm zunächst sitzend, lehnt sich an ihn, schlägt die Augen nieder und faltet die Hände zusammen, als sagte er: „Wie ist es möglich, einen Solchen zu verrathen!“ Man erkennt den Busenfreund an der Theilnahme, sein Ich ward getroffen. Petrus, im Auffahren, ergreift das Messer, augenblicklich den Verräther zu bestrafen; er rückt von seinem Sitze hinter dem Anderen weg und rührt mit dem Finger den Johannes an, fragend, wer es sei? denn ihm, Jesu Lieblinge, denkt er, müsse es wohl vertraut sein! — Judas zieht den Rücken ein und lehnt sich mit dem Geldbeutel auf den Tisch, voller Furcht vor dem Messer des heftigen Petrus, den er hinter sich fühlt. Weiter hinunter an dem Ende des Tisches ist die Bewegung ruhiger, als wäre die Stimme von der Mitte aus noch nicht deutlich zu ihnen gekommen, denn der Hohe, Edle hat es leise gesprochen. Man fragt, man sagt's einander, daß ihr Meister verrathen sei und das von Einem unter ihnen! Der Aufstand ist allgemein, doch mit abgestufter Bewegung, je nachdem der Charakter heftig oder ruhig ist. Nahe um Christus ist es am lebhaftesten. — Ein Meisterstück von Composition! Hier erkennt man den großen

Leonardo, den vernünftigen Mann, den richtigen Denker. Es geht Alles so natürlich zu, daß, wer zufällig in eine Tischgesellschaft träte, wo dergleichen gesprochen wäre, als Christus hier sagt, eben das sehen würde, was in diesem Bilde geschieht! Hier ist nicht auf malerische Gruppirung gedacht, oder sonstige künstliche Stellungen. Wem auch die Geschichte nicht bekannt wäre, der müßte sie errathen. Er sieht's, die ganze Tischgesellschaft wird von einer unvermutheten Bestürzung ergriffen und aufgeregt. Wenn man so halbe Tage vor dem Bilde sitzt und zeichnet, dann sieht man erst das Einzelne und wie es zum Ganzen geordnet ein vollkommenes Eins ausmacht. — Um mein Verlangen zu befriedigen, die Zeichnung von dem Bilde zu sehen, von der man sagt, sie sei von Leonardo's Hand, eilte ich nach dem Hause des Besitzers derselben, des Herrn Casanova, Rè degli armi. Ich glaubte da noch schärfere Meisterzüge in den Köpfen zu finden, denn die ersten Gedanken, die ersten Federstriche, die dem Künstler aus der Seele geflossen, mit ungetheilterem Gefühl in dem ersten Feuer der Begeisterung hingeschrieben sind, die werden oft beim Malen geschwächt, weil der Künstler mit der Behandlung der Farben, mit dem Stoff zu sehr beschäftigt ist und dies mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die Feder und die Dinte, die leichter und williger fließt. Als ich in das Haus kam und um die Erlaubniß bat, die Zeichnung zu sehen, führte mich ein Bedienter in das Zimmer, wo dieselbe aufgehängt war. Da er die Thür öffnete und ich hineintreten wollte, sah ich eine Dame mit zwei Dienerinnen am Nähtische sitzen. Sie standen auf, ich entschuldigte mich und trat zurück; sie aber nöthigten mich freundlich herein, nahmen ihre Arbeitssachen zusammen und winkten noch einem Bedienten, einen Tisch und einen Schemel zu bringen, damit ich die Zeichnung

bequem und so lange als ich nur wünschte an der Wand sehen könnte. Alle meine wiederholten Entschuldigungen waren umsonst und die Damen gingen in ein anderes Zimmer, welches, wie sie sagten, ihr gewöhnliches Arbeitszimmer war; auch befahlen sie dem Bedienten, mir Alles zu leisten, was ich nöthig hätte, die Zeichnung recht zu sehen. — Ich stieg nun auf den Tisch und betrachtete die Zeichnung Kopf für Kopf. Die Köpfe waren alle sehr meisterhaft gezeichnet und der Charakter von jedem, wie im Bilde, ohne Veränderung. Sie schienen mir daher auch nicht die Skizze zu dem Bilde zu sein, sondern nach dem Bilde gezeichnet, denn die Contoure waren zu rein und dem Bilde zu ähnlich, was gewiß nicht sein würde, wenn es ein Entwurf gewesen wäre. Wie unschätzbar würde es sein, wenn man die Studien hätte, die Leonardo zu diesem Bilde gemacht hat! Als ich die Zeichnung lange besehen hatte und eben weggehen wollte, kam die Dame wieder mit einer anderen und sagte mir, diese sei ihre Schwester und die Frau vom Hause. Auch diese war sehr freundlich und bat mich, jeden Tag wiederzukommen und nach Gefallen zu bleiben, so lange ich wollte; sie bedaure nur, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, der gern meine Bekanntschaft gemacht haben würde. Ich dankte für die Erlaubniß und für den Genuß, den mir die vortreffliche und seltene Zeichnung gewährt hätte, und als ich mich schon empfohlen hatte, kam Herr Casanova zu Haus und ich mußte auf der Treppe mit ihm umkehren. Er war äußerst freundlich, überhäufte mich mit Höflichkeiten, sagte, daß er die Deutschen sehr liebe, und lud mich für heute und für alle Tage, so lange ich in Mailand bliebe, zum Mittagessen ein; er habe täglich einige Freunde bei sich, Männer von Verdienst und muntere Köpfe, deren Unterhaltung mir vielleicht Vergnügen machen könnte. Ich nahm

für morgen die Einladung an. Am folgenden Tage lud mich der Bediente nochmals ein und sagte dabei, ein Herr von der Gesellschaft würde mich abholen. Dies geschah und ich fand eine zahlreiche Versammlung von sehr interessanten Männern, mit denen ich zum Theil nähere Bekanntschaft machte, besonders mit einem Liebhaber von Originalzeichnungen, deren er eine große Sammlung hatte. Er war ein Spanier von Geburt und bekleidete eine Stelle in der Regierung. Während der Tafel war es sehr lustig; die witzigen Köpfe scherzten wechselsweise mit munteren und launigen Gesprächen. Es war Einer darunter, der auch mit zu einer solchen Gesellschaft gehört und so nöthig ist wie ein Buffone. Er erzählte alle Neuigkeiten des Tages, und weil es angenehm und bequem war, durch seinen Mund zu vernehmen, was sich seit gestern, seit der letzten Nacht und heute morgen zugetragen, so nannte man ihn, wie man mir in's Ohr raunte: „La trombetta di Milano“. Besondere Aufmerksamkeit erregte auch der Sohn des Herrn Casanova, ein Knabe, der die schönsten Brindisis ausbrachte und trefflich improvisirte. Alle, die da waren, setzte er in Verwunderung, sie lobten die Gedanken, die vielfachen blumigen Wendungen und den Reichthum seiner Ideen. Wie ein Quell, der unabgesetzt fließt, so reich strömten die Gedanken. Jedem, der Reihe nach, die da am Tische waren, brachte er ein Brindisi. Einige der Gäste griffen sie auf, wiederholten sie und schätzten ihn dem besten Improvisatore gleich. Ebenso tüchtig war er auch in der Musik; er sang Arien mit Beifall der Kenner. Sonderbar, daß in diesen Künsten Kinder oft so viel vermögen, aber im Zeichnen können sie selten etwas Erträgliches hervorbringen! Und doch kritzeln sie schon, sobald sie nur etwas in die Hände bekommen, womit sie einen Strich oder Riß zu machen im Stande sind. Gewiß liegt

die bildende Kunst ebenso in dem Menschen und ist ihm ebenso angeboren wie Musik und Poesie, aber es scheint, als wenn zu jener eine männlichere Kraft gehöre, und das Praktische zu lernen erfordere Zeit bis zu den gesetzteren Jahren. Es haben Jahrhunderte hindurch Männer die Malerei geübt und sie blieb doch in der Kindheit und konnte sich nicht erheben, obgleich das Praktische schon erworben war. Der malerische Geist lag gefangen und konnte nicht aufstreben, bis der große kräftige, lichtvolle Leonardo die Hülle brach — und es ward Licht! Ueberall erschienen jetzt freie Werke der Malerei. In der sixtinischen Capelle schuf Michel Angelo aus sich selbst jenen Gott-Vater im purpurnen Gewande, der den mächtigen Arm ausstreckt, und wo er nur hindeutet, einen Menschen werden sieht. Michel Angelo malte mit dem Verstande. Er wußte, woraus die Sache bestand, und so machte er sie. Tizian arbeitete mit höchster Phantasie; wenn Leben und Bewegung ein Vorzug in einem Bilde ist, so muß er der größte Maler genannt werden. Er wußte das Momentane zu ergreifen, die Bewegung und das Gefühl, wie es sich im Munde und Auge zeigt. In dieser Weise sah ich ein Bild von ihm, worin ein Kind mit inniger Liebe nach der Mutter blickt; so ist auch das Gesicht der Danae. Endlich stand der Heliodor von Raphael da, groß mit ungebundenem Geiste, und in Parma schwebten die Götter und Engel im offenen Himmel durch die Kuppel in die Kirche hernieder! So lösete Correggio vom Grunde die Figur und man sah sie sich drehen und wenden. Da kamen die Caracci, deren Schule noch bis jetzt fortgeht; Guido, der das Kleine als unnöthig verschmähte, u. A. Ich will hiermit nicht sagen, daß vor Leonardo nichts Gutes gemalt sei. Nein, es wurde viel mehr hervorgebracht, als seither geschehen, denn jener Zeit

verdanken wir das Bild der Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, die der Welt den Vermittler gebar, die reine Unschuld, weibliche Sittigkeit und Würde; das Schätzbarste, was für den Menschen auf der Welt ist. Sie wurde wohl von Griechenland durch die Maler mitgebracht, aber in Italien ist sie erst völlig ausgeführt. Die Innigkeit ist nachher freilich durch das Malerische verloren gegangen, aber im Ganzen war die Malerei jener früheren Zeit noch ohne freien Geist. Die Künstler malten wie nach ausgeschnittenen Mustern, die sie nur auflegten, umschrieben und ausfüllten, oder als wäre es nach Schatten an der Wand gezeichnet und dann colorirt; so flach sind die Figuren auf der Tafel. Das Innere, was sie mit freier Hand ausführen mußten, ist auch schwächer als der äußere Contour. Doch findet man sehr scharf gezeichnete, schöne Marienköpfe und Engel aus jener Zeit. Selbst einige Mosaiken sind ihrer Einfachheit und Größe, sowie ihres Contoures wegen achtungswerth, obwohl trocken und armselig. Es war auch nicht auf einmal, daß Leonardo da Vinci erschien; er war es auch nicht allein, Mehre kamen ihm in der Kunst nahe. Sie waren allmälig gereift und Alle gehörten sie der Zeit an. Einer muß als Glied des Anderen betrachtet werden, denn Einer bildete den Anderen und bildete sich durch den Anderen. Die Medici beseelten den Kunstgeist in Italien und überall wachte er auf. Die Zeit war da, daß sich die Blüthen zeigten, und sie verbreiteten sich wie ein Frühling, dessen Hauch die Blumen weckt.

Bei dem Spanier, welcher mich eingeladen hatte, seine Sammlung von Originalzeichnungen zu sehen, fand ich nach meinem Wunsche viele von Leonardo da Vinci, und es freute mich zu sehen, wie diesem Meister darum zu thun war, den Contour recht rein und genau zu haben. Gewöhn-

liches Papier genügte ihm nicht, das war ihm zu grob und höckerig, deshalb hatte er es mit Kreidegrund überzogen und dann mit einem Silberstift darauf gezeichnet. Auf diese Weise konnte er die Grenzen der Form mit allen, auch den geringsten Ein- und Ausbiegungen, nach seinem Willen bestimmen, denn sein scharfes Auge sah, was Anderen unentdeckt blieb. So machte er's ebenfalls mit den Schatten; auch diese waren bis auf die geringsten Nüancen der Flächen, Höhen und Tiefen ausgeführt. Einige nackte Figuren nach der Natur, nicht viel größer als ein Finger, waren zum Erstaunen ausgeführt, besonders ein Hieronymus, vermuthlich um ein Bild danach zu malen. Zu seinen schönen Frauen scheint er ein gewisses Lieblingsgesicht aus der Natur genommen zu haben, auch sieht man in den Werken seiner Schüler oft das nämliche. Ich gab mir viele Mühe, womöglich Alles von Leonardo und seinen Schülern in den Kirchen und Gallerieen von Mailand aufzufinden, fand auch Verschiedenes von ihm und Vieles von seinen Nachahmern. Unter anderen sah ich einige Bilder mit nackten Kindern, wo Form und Zeichnung den Antiken sehr nahe kam; die Contoure waren äußerst rein und bestimmt. Sie waren nicht ganz fertig, aber desto geistiger. Von Luini sah ich noch verschiedene, die alle ein schönes, warmes und helles Colorit hatten; auch von anderen Nachahmern, ebenfalls äußerst fleißig ausgeführt, das Colorit war aber zu braun. Vermuthlich hatte die Zeit viel dabei gethan, sodann das viele Uebermalen und Anfeuchten, wie es schien, mit Oel oder Firniß, was denn mit der Zeit nachdunkelte. Doch waren alle diese Bilder voll Verdienst, nicht allein wegen der äußersten Vollendung der Formen, sondern auch wegen des Ausdrucks in den Physiognomieen; besonders war in einem Kopfe des Johannes das sanfte Gemüth ansprechend

ausgedrückt. Man muß die Bilder des da Vinci und seiner Schüler mit Ruhe und Nachsinnen betrachten; denn es sind tiefgedachte und reiflich überlegte Kunstwerke. Sie haben aber nicht das Brillante, was beim ersten Anblicke gefällt und anzieht. Es war mir sehr auffallend, was der König von Schweden Gustav III. sagte, als ich mit ihm in der Gallerie Borghese zu Rom war. Er ging vor einem Bilde von L. da Vinci schnell vorüber. Ein Kenner bat ihn, wieder zurückzukommen und das Bild zu betrachten, welches von Allen für ein großes Kunstwerk geschätzt werde. Der König kam zurück und betrachtete es eine Weile, dann ging er wieder fort und sagte: „Es mag wohl viel Verdienst haben, aber es ist nicht angenehm.“ Die meisten Bilder des Leonardo haben auch wirklich etwas Eigenes, das nicht gefällt, zum Beispiel seine „Carità“, wo eine Frau sich bückt und drei Kinder von der Erde aufnimmt. Ich habe Menschen gesehen, denen es nicht gefallen wollte. Die Frau mit den mageren Armen und dem gelben Colorit hat nichts Schönes. Der Künstler hat mit Schattentönen gerundet; man kann aber auch mit Farbe runden; das nebelige Blaue fernet mehr als das dunkle. Ist man ein Kenner der Menschen und betrachtet dieses Gesicht, so sieht man in den Augen das mitleidende Herz, wie gern sie hilft und beisteht und wie sie mit dem Blicke der Liebe beklagt, nicht in dem Maße wohlthun zu können, als sie wünsche! — In einem anderen Bilde von Leonardo, ich sah es zu Rom, es sind zwei weibliche Figuren, „die Eitelkeit und die Tugend“, welch' ein Ausdruck im Gesichte der ersteren! Die Tugend tritt zu ihr und sagt, daß etwas Höheres sei, als eitler Schmuck. Leonardo kannte die Menschencharaktere und war ein großer Physiognom. — Ich sah auch viele Caricaturen von ihm, die er in üppiger Laune mit der Feder

gezeichnet hatte, alle geistvoll, manche Bewunderung, andere Lachen erregend. Eine besondere Zeichnung der Art, einen Kopf in Lebensgröße, hatte ein Maler in Rom. Das Gesicht war nach einem pöbelhaften Schimpfworte zusammengesetzt; man hört es oft in Rom, wenn man einen Menschen ohne Kraft schimpfen will, sogar von Damen! Hamilton bot einst eine große Summe dafür, ich glaube hundert Carolinen, aber der Besitzer forderte tausend, und so verschwenderisch sonst die Engländer für Kunstsachen sind, so erlaubte er sich doch nicht, so viel für eine etwas obscöne Zeichnung zu geben.

Ich besuchte nachher die ambrosianische Bibliothek noch einmal. Ein Fremder, der den Bibliothekar kannte, führte mich zu ihm und dieser, ein äußerst gefälliger Mann, gab sich viel Mühe, uns Alles vorzulegen, was uns besonders interessirte. Zuerst sahen wir viele große Foliobände von Leonardo da Vinci's Hand. Alles war verkehrt von der Rechten zur Linken geschrieben, die Buchstaben rein und deutlich, und auf vielen Blättern hatte er mit der Feder Zeichnungen beigefügt von allerlei Maschinen, die er erfand, für Wasserbau, Festungswerke, Kanonengießereien u. s. w. Man muß erstaunen, was der Mann alles wußte, wie thätig und fleißig und in wie vielen Künsten er Meister war! Zu bedauern ist es, daß er uns nichts von seinen chemischen Kenntnissen hinterließ, wie er z. B. seine Farben machte und wie er sie behandelte; denn die Farben auf seinen Bildern haben sich vor anderen jener Zeit am besten erhalten. Was man Gedrucktes hierüber von ihm hat, daraus ist wenig zu entnehmen. Auch hatte er in jenen Manuscripten allerlei Bemerkungen an den Rand geschrieben; so stand auf einem Blatte: „Mein Bedienter Francesco hat mir meinen Silberstift gestohlen.“ — Wir besahen hierauf

noch viele Bände mit Originalzeichnungen von anderen großen Meistern. Auf dem vordersten Blatte war eine Liste von den darin befindlichen Zeichnungen. Darunter auch einige von Raphael und mehren der größten Meister, aber wir fanden sie nicht mehr, die Blätter waren sammt den Zeichnungen ausgeschnitten. — Der fremde Herr gab sich für einen Kenner aus und hatte auch einige Kenntniß. Wenn nun eine Zeichnung kam, worauf kein Name stand, so sagte er ganz bestimmt, von wem sie sei; dann freute sich der Bibliothekar und meinte, es sei auch für den Nichtkenner gut, wenn der Name sogleich dazu geschrieben würde. Der Fremde ließ sich nicht lange bitten, seine Weisheit schriftlich von sich zu geben, und forderte Dinte. Da stand nun unglücklicherweise ein Dintenfaß mit einer Feder, die sehr grob schrieb, die nahm er und schrieb auf jede Zeichnung den Namen hin, welchen er für den rechten hielt. Nun kam ein Blatt von Albrecht Dürer, nach welchem der bekannte Kupferstich gemacht ist, wo Gott der Vater den Christus, seinen Sohn, todt auf dem Schooße liegen hat. Diese Zeichnung war überaus schön und mit dem gewöhnlichen Fleiße des Dürer ausgeführt, und sie war so groß wie das Blatt vom Buche, ohne Rand. Ich war soeben in meiner Freude über die bestimmten Formen, welche mit markigem Federzuge hingeschrieben waren, wo jeder Zug mit Gefühl und Ausdruck von der ersten Eingebung geleitet worden war, wo der lebende Geist, mit dem es der Künstler empfand, noch durchaus darauf schwebte, und ich überzeugte mich hier so recht, wie viel mehr Geist in der Zeichnung sei, als in dem Kupferstiche, bei dessen mechanischer, langsamer Arbeit das Feuer so leicht erkaltet: als in diesem Augenblicke jener Kunstkenner so schnell, daß ich es nicht mehr verhindern konnte, mit der groben Feder mitten auf den Leib Christi

schrieb: „Alberto Durero“. Es wurde mir dabei zu Muthe, als sähe ich einen Menschen dem Albrecht Dürer einen tödtlichen Stich versetzen! Die Italiener nennen ihn übrigens Durero, weil sie glauben, er habe seinen Namen von duro, und geben auch jedem harten Bilde den Namen Durero. — Wie sorgfältig bewahren doch die Holländer dagegen ihre Bilder! Beim Besehen der Zeichnungen ziehen sie weiße Handschuhe an und Niemand darf indessen rauchen oder eine Prise dabei nehmen. — Bei einem Kunstliebhaber, der auch selbst Versuche in der Malerei gemacht, aber es darin nicht weit gebracht hatte, sah ich gleichfalls eine Sammlung von Handzeichnungen, worunter viele schätzbare Stücke waren. Nur schade, er hatte in einige selbst hineingezeichnet, um ihnen mehr Ausführung zu geben, und ihnen dadurch das Geistige und die Originalität benommen. Hier waren ebenfalls verschiedene von Leonardo da Vinci. Ueberhaupt war mir in Mailand vorzüglich darum zu thun, Werke von diesem Meister zu sehen, und ich überzeugte mich immer mehr, daß er vor allen Anderen die Kunst verstanden hatte, der Form den reinsten Contour zu geben, und daß eben darum ein angehender Künstler seine Werke studiren müsse, doch nicht zu viel! Wie noch Größeres würden Leonardo und seine Schüler geleistet haben, wenn sie die Schönheit der griechischen Formen gekannt hätten, besonders die schönen Gesichter und die großen Charakterköpfe, so wie sie nachher bekannt geworden sind durch den Cardinal Alexander Albano, Winckelmann und Mengs. Seit dieser Zeit kennt man erst die Schönheit; gefällige Köpfe sah man von jenen, aber keine von hoher Schönheit, so wie in den Antiken. Von solchen Männern möchte ich den Kopf der Niobe, den Apoll, die Juno, den Jupiter gezeichnet sehen! — Nachher besuchte ich auch verschiedene

Künstler, unter anderen den Herrn Knoller, der eben an einem großen Altarbilde für seine Landsleute, die Tyroler, arbeitete. Man sah da den offenen Himmel mit unzähligen Heiligen. Er hatte viel Phantasie und eine große Praktik im Pinsel und war ein äußerst artiger und gefälliger Mann. Sein Atelier war voller Arbeiten, aber seine Manier war sehr flüchtig und er klagte selbst, daß er sich diese der geringen Preise wegen habe angewöhnen müssen. — Ich besuchte auch die Professoren der Akademie. Diese fand ich aber gar nicht aufgeheitert, sondern vielmehr niedergeschlagen und zum Theil müßig. Sie beklagten sich, daß sie keine Käufer für ihre Werke fänden und daß keine Liebhaber für die Kunst da wären. Doch wurden sie wieder aufgemuntert, als sie sahen, daß ich so viel Eifer zeigte, indem ich bei ihnen um die Erlaubniß bat, mit auf der Akademie nach dem Leben zeichnen zu dürfen. Sie erwiederten, daß sie schon seit Jahren dort nicht mehr gezeichnet hätten, indeß wollten sie nun in meiner Gesellschaft wieder anfangen. Dies geschah auch. Den Montag Abend waren die meisten versammelt und sie thaten mir die Ehre an, daß ich selbst das Modell stellen sollte. Ich weigerte mich lange, aber ich mußte es annehmen. Von meinem Freunde Trippel hatte ich das Actstellen ziemlich gelernt, denn der war darin ein Meister ohne Gleichen. Ich gab dem Modelle erst verschiedene Stellungen, wovon ich wußte, daß die Haupttheile des Körpers sich vortheilhaft zeigen und eine schöne Figur machen würden: sitzend, dann liegend, von vorn, dann eine in heftiger Bewegung, dann einige von hinten. Nachdem ich so mancherlei Versuche gemacht hatte, stellte ich es aufrecht gerade von vorn, den einen Arm von innen, den anderen etwas gebogen von außen zu sehen; dann fragte ich, ob sie damit zufrieden wären? Sie sagten Alle „ja“. Ich hätte höflicher

sein und eine leichtere, sitzende Stellung wählen sollen, aber ich that es wegen meiner selbst. Ich wollte die stehende Figur zeichnen, welche das Schwerste ist, um zu sehen, wie viel ich verlernt hätte, seitdem ich nicht nach dem Nackten gezeichnet hatte. An einer aufrecht stehenden Figur kann man sehen, ob Einer zeichnen kann und was er versteht. Ueberhaupt muß man bei dem Actzeichnen auf die zufällige, momentane Bewegung Acht geben. Wenn sich das Modell regt, kommen die Theile zum Vorschein, die man in der Ruhe nicht gewahr wird. Viele verlangen, daß das Modell stillstehe oder sitze, damit sie es genau abcopiren können; das muß man aber nicht. Das Modell ist nur eine Hülfe, wodurch man die Figur, welche man in der Imagination hat, vollenden kann. Man muß oft dem Modelle sagen, daß es sich bewege, damit man sieht, woher der Muskel komme oder wie die Knochen der Gelenke sich bewegen. — Ihre Akademie war übrigens gut eingerichtet, besonders für die Classe der Handwerker, welche in Verzierungen arbeiten. Sie hatten Modelle in Gyps, auch Abgüsse von den meisten antiken Verzierungen, aus ganz Italien zusammengesucht. Ich habe auch Leute gekannt, die sich hier gebildet hatten und ganz vortreffliche Arbeiten machten.

Den Thier- und Landschaftsmaler Herrn Londonio besuchte ich auch. Bei dem sah es sonderbar aus! In seinem Hause fand man das Hirtenleben im Kleinen. Er hatte allerlei Modelle, Schäferhütten von Binsen, Schilf und Stroh, allerlei Geräthschaften der Schäfer, auch alte bemooste Baumstämme und Aeste, Steine und Wurzeln, die er gebrauchte und natürlich mit Schatten und Licht in seinen Bildern anbrachte. Auch sah man bei ihm viele Studien nach der Natur: Ochsen, Pferde, Kälber, Schafe ꝛc. Besonders gut waren einige Figuren nach dem Leben gemalt: alte

Hirten und Knaben und Mädchen, worauf er sich auch viel einbildete und sagte: „Um das zu können, habe ich lange Studien gemacht; in der sixtinischen Capelle nach Michel Angelo gezeichnet und die ganze Kuppel des Correggio in Parma copirt; ohne dies würde man's nicht so malen können, wie ich.“ In der That waren seine Sachen kräftig und markig. Er war ein geistiger alter Mann, der mir sehr gefiel, mit Enthusiasmus und Liebe über seine Kunst sprach und ein stilles Schäferleben führte. Ich glaubte eine lebendige Idylle zu sehen. Um sein Haus waren Gärten und schon das Aeußere zeigte daher einen ländlichen Sitz. Es schienen hier Philemon und Baucis zu wohnen, er selbst ein fröhlicher Alter, sie — ein gutmüthiges Mütterchen. In dem friedsamen Hause wohnte inniges Ergötzen an der Natur. Er zeigte mir noch die Hütte, die er gebraucht hatte, als er sein Bild, „die Verkündigung der Hirten,“ malte. Modelle von Engeln schwebten darüber und Schafe und andere Thiere standen herum. Er habe Alles stehen lassen, sagte er, weil es ihm noch immer Freude machte. — Angelica Kaufmann hatte verschiedene Sachen, welche von Londonio nach der Natur gemalt waren, copirt und behielt sie immer für sich. Sie zeigte sie mir einst und sprach mit vielem Lobe über seine Verdienste. Seine Thiere waren nicht immer in Proportion, die Köpfe oft zu groß. Das kam vielleicht daher, weil er die Köpfe, welche er als Studien gemacht hatte und die meistens in Lebensgröße waren, dann bei ganzen Thieren auf seinen Bildern anbrachte. So geschieht es wohl, daß der Kopf zum übrigen Thiere nicht paßt, weil man das Eine zu viel im Auge hat, ohne das Ganze zu übersehen. Von seinen Kupferstichen, die er selbst radirt hatte, ließ er einige auf blaues und braunes Papier drucken und höhete sie dann mit wei-

ßer Farbe, so daß sie zum Theil eine schöne Wirkung thaten.

Als ich das erste Mal in Mailand war, besuchte ich auch das Haus des Grafen Firmian. Damals stand der Graf mit Geist und schönem Sinn unter seinen vortrefflichen Kunstwerken, die mit Geschmack geordnet waren. Während der Zeit, daß ich in Zürich mich aufhielt, war er gestorben. Ich sah es, wie seinen Tod Füßli beweinte, mit dem er freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und der ihm öfters Kunstsachen schickte, wogegen der Graf ihm mäcenatische Geschenke machte. Wie ganz anders sah es jetzt in diesem Hause aus, da er fehlte! Alles lag wüst durch einander; die Bilder waren von der Wand abgenommen, zum Theil schon verkauft, und in der Bibliothek welch' ein Chaos! Die Bücher lagen haufenweis auf der Erde umher und die Kisten daneben, in denen sie hierhin und dorthin versandt werden sollten. So ward das schöne Ganze getrennt, das mit so vieler Mühe zusammengebracht worden war. — Die Kupferstiche kaufte nachher der König von Neapel für 7000 Scudi; die besten seiner Bilder hatte er gut vertheilt in Vermächtnissen, damit sie an Stellen kämen, die ihrer würdig wären. Ein vortreffliches Bild von Procaccini, voll Feuer und glühender Farbe, war für den römischen Kaiser bestimmt, eine Magdalena von Guercino mit einigen anderen für die Gallerie zu Florenz; ein kleines schönes Familienbild von van Dyck hatte er seinem Nachfolger, dem Grafen Wilzeck, vermacht.

Oft war ich erstaunt über die vielen schönen Gebäude und Paläste der Stadt; besonders sieht man schöne Höfe mit Colonnaden von Granitsäulen, die leicht hier zu haben sind, weil man Granitgebirge in der Nähe hat. Auch bemerkte ich an den Gebäuden häufig Zierrathen von ge-

brannter Erde, eine Sache, die man in Gebrauch bringen sollte, wo Marmor oder andere Steine, die sich zu Zierrathen verarbeiten lassen, selten sind; wo aber guter Thon ist, der gebrannt an der Luft sich hält. Auch ist es nicht so kostbar, in Thon zu formen als in Stein, der zum Bearbeiten viele Zeit erfordert. Dergleichen Ornamente fand ich z. B. an der Kirche alle Grazie und an dem Krankenhause, dessen ovale Fenster mit Kränzen von gebranntem Thon dem Gebäude eine schöne Zierde gaben. Die Alten haben das viel in Gebrauch gehabt. Ich habe Fragmente von antiken Tempeln gesehen, aus den ältesten Zeiten, die sich noch sehr gut erhalten haben, sowohl Figuren wie auch Zierrathen, und sie sind fast dauerhafter als Marmor. Man sieht dies an den griechischen Gefäßen von gebrannter Erde, die man in Gräbern findet; einige sind so unversehrt, als kämen sie eben aus dem Ofen.

Die Einwohner von Mailand sind bekanntlich gutmüthige Menschen. Davon habe ich selbst viele Erfahrungen gemacht. Ich wollte mir ein Logis miethen und wurde von dem Secretair des Grafen Wilzeck in ein Haus geführt, wo ein solches war. Als ich es besehen hatte, fand ich es mir nicht passend und wollte es nicht. Der Hausherr aber sagte, ich müßte bei ihm wohnen, er verlange keine Bezahlung; er liebe die Deutschen so sehr, daß er sich eine Freude daraus mache, wenn ich bei ihm wohnen, essen und trinken wolle. — Sogleich führte er mich in die Speisekammer und zeigte mir den Vorrath von Eßwaaren, Kapaunen und allerlei Geflügel. „Seht," sagte er, „wir leben gut und Ihr sollt mit uns leben." Dann führte er mich tiefer in's Souterrain. „Hier sitzen wir an der Tafel, wenn es Sommer ist, und fühlen keine Hitze, das Wasser weht uns Kühlung zu." Das Gewölbe hatte einen weiten Bogen, viel-

leicht um Waaren aus dem Schiffe gleich hier auszuladen. Der große Canal floß dicht am Hause vorbei und hatte viele Schleusen und Wehre. Gerade vor einer Oeffnung der Halle stürzte sich das ganze Wasser von der Höhe über ein Wehr herunter mit donnerndem Getöse und brauste in Schaum und Wellen auf. Es war ein schönes Schauspiel und der Mann wußte nicht genug zu rühmen, wie angenehm es wäre, hier in den Sommertagen die Stunden der Hitze zuzubringen und dem Leben des eilenden Wassers zuzusehen.

Mailand war von jeher seiner schönen Frauengestalten wegen berühmt. In Monza, wo der Erzherzog einen Ball gab, waren wohl die hübschesten Frauen versammelt, die ich in Italien gesehen habe; ihre Farbe schöner als irgendwo, die Gesichter von voller, runder Form. Besonders zeichneten sich zwei junge Prinzessinnen aus, deren Köpfe fast die hohe idealische Schönheit der Griechen erreichten. Auch im Hause des Herrn Casanova sah ich schöne Gesichter; man hatte mir zu Gefallen einige Male die schönste Jugend in der Abendconversation versammelt. So gaben sie am Neujahrsabend ein Fest, wo nur schöne Damen und ausgezeichnete Männer eingeladen waren. Da nahm ich auch Abschied von diesen vortrefflichen Menschen, die mir den Aufenthalt in Mailand so angenehm gemacht hatten. Ich reiste nach Lodi zu einem Freunde, den ich in Mailand kennen lernte und der eine schöne Sammlung Bilder besaß, besonders Schlachten von Bourguignon, die ich nie schöner gesehen habe. Diese Stücke begründeten auch Bourguignon's Ruf, daß er die lebhaftesten und feurigsten Schlachten male.

Meine Reise ging nach Parma. — Ehe man dahin kommt, muß man auf einer Fähre über einen Fluß setzen. Es waren eben viele Menschen versammelt, die alle hinüberwollten: das Wasser war so seicht, daß die Fähre nicht so

dicht an's Ufer konnte, um einsteigen zu können; man mußte eine Strecke durchwaten oder sich von Männern auf den Schultern hintragen lassen. Da gab es denn viele Scenen zum Lachen. Besonders komisch kam mir ein Mann vor, der wie zu einer weiten Reise mit Stock und Degen bewaffnet, mit Stiefeln und Sporen einem Menschen auf der Schulter saß. Dabei machte der Ritter eine so ängstliche Miene, wie ein Feiger, der in die Schlacht reitet. — Mein erster Gang in Parma war zu dem weltberühmten Bilde von Correggio, der sogenannten „Madonna di S. Girolamo e Magdalena". Es läßt sich nichts darüber sagen; alle Beschreibung reicht nicht hin, von der Vortrefflichkeit und dem Glanze des Colorits, von der Freundlichkeit der Köpfe und der Grazie, welche in den Figuren herrscht, eine deutliche Idee zu geben. Das muß man selbst sehen! Und man hat ja außerdem schon viele Beschreibungen davon. Zu welcher Größe stieg in kurzer Zeit die Malerei! Zu L. da Vinci's Gemälden muß man sich hinbiegen; Correggio's aber kommen einem entgegen und springen hervor. — Hier sah ich noch mehre Bilder von Correggio und anderen berühmten Malern. — In Bologna, der Stadt der vielen Bilder, besuchte ich alle Kirchen und Bildergallerieen; auch in Florenz besah ich Alles, was zu den vorzüglichsten Kunstschätzen zu rechnen ist.

Dann begann ich die Reise über die Apenninen, und als ich den Tag über die wunderbaren großen Massen von Gebirgen und Thälern mit Erstaunen betrachtet hatte, kam ich am Abend auf einer Höhe an, wo ein Kapuzinerkloster war. Der Vetturino wollte hier übernachten und sagte mir, wenn ich mir die Zeit zu verkürzen wünschte, so möchte ich zu den Fratres in den Convent gehen; die würden sich freuen, einen Besuch zu haben. Ich ging hinein. Es war kalt und die

Fratres saßen auf Bänken um ein Feuer, wo große Stämme loderten. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und mußte mich zwischen die braune Gesellschaft setzen, die zahlreich war und bei den leuchtenden Flammen sich wunderbar ausnahm. Es schien ihnen angenehm zu sein, sich mit einem Fremden unterhalten zu können, besonders fragten sie viel nach dem Könige von Preußen Friedrich. Den stellten sie sich als einen riesenmäßigen Mann von großer Stärke und Wildheit vor. — Da ich von dem Vergnügen sprach, das ich im Fahren über die abwechselnden Gegenstände dieser Gebirge gehabt hätte, versprachen sie mir, wenn ich im Sommer zu ihnen käme und einige Zeit bleiben könnte, mich herumzuführen und mir die schöne Umgegend zu zeigen. Bei hellem Mondschein führte mich Einer hinaus auf hohe Hügel, von denen man eine ferne Aussicht hatte. Da im Mondschein Alles größer erscheint, so sah man die an sich schon großen Gebirge noch größer und die Phantasie hatte es leicht, sich Alles nach Gefallen zu bilden.

Den anderen Morgen, noch ehe der Tag graute, fuhr ich weiter und es zeigten sich mir wieder die vielen fremdartigen Gegenden. Oft stellte ich mir dabei die Wildniß in Afrika vor mit den Bewohnern, Löwen und Tigern. Gegen Mittag, als die Sonne so recht heiß schien und ich eben auf einer Anhöhe hielt, kam aus der Ferne ein Mann hergeschritten, in türkischer Kleidung, mit dem Bunde auf dem Kopfe, einen Mantel umgeschlagen und mit nackten Beinen. Dem folgten noch zwei andere, ebenso gekleidet. Dann kam ein Wagen mit Männern in orientalischer Kleidung; es war der marokkanische Gesandte mit seinem Gefolge, welcher nach Wien reiste. Wenn ein Maler diese Gegend von wirklich afrikanischem Ansehen hätte malen und sie mit passenden Figuren beleben wollen, so würde er keinen schicklicheren

Vorfall haben finden können. Ich erkannte hier dankbarlich, wie günstig mir mein guter Genius war, daß er Landschaft und Staffage mich in dieser Vollkommenheit sehen ließ. Die marokkanischen Männer haben eine gelbe, blasse, fast grünliche Gesichtsfarbe, was ihnen bei den weiß-gelblichen Mänteln, welche wie Shawls umgeworfen werden, und bei dem schwarzen Barte ein kränkliches Ansehen giebt.

SLUB
Wir führen Wissen.

VIII.

Zweiter Aufenthalt in Rom.

(1783—1787.)

Am 24. Januar 1783 kam ich zum zweiten Male in Rom an*) und bezog meine alte Wohnung in der Strada Babuina bei meinen guten Hausleuten; dies Mal aber leider ohne meinen Freund Waagen. Mein erster Gang war am frühen Morgen auf die Treppe der Trinità de' Monti, um von der Höhe Rom zu begrüßen. Indem ich mich an der herrlichen, weiten Aussicht mit Rührung weidete, stieg zugleich der innige Wunsch in mir empor, daß die hohe Stadt mich freundschaftlich aufnehmen und mir einen Theil des Geistes zukommen lassen möchte, der hier so viele große Männer beseelte, Werke zu vollenden, die von der Nachkommenschaft mit Bewunderung verehrt werden. — Auch hatte mich die ganze Nacht die heißeste Sehnsucht nach dem Frescobilde von Daniele Volterra in der Kirche della Trinita getrieben, um mich einmal wieder an einem durchaus gut gezeichneten Bilde zu laben. Es stellt bekanntlich eine „Abnehmung Christi vom Kreuze" vor. Die wohlgezeichneten Männer und die schöne Gruppe von Frauen, welche der in Ohnmacht sinkenden Mutter Maria mit so vieler Sanftheit zu Hülfe kommen, ergötzten mich unendlich. Lange stand ich davor, um aller der Kenntniß nachzuspüren,

*) Anmerk. d. Verfassers: Am 15. Februar 1812 habe ich meine zweite italienische Reise geschrieben, wie sie mir im 61. Jahre im Gedächtniß war.

womit dieses Bild gemalt ist, und um es mir im Gedächtnisse zu erhalten. — Dann besuchte ich einige Freunde, denen ich besonders viel von der Schweiz erzählen mußte und von den schätzbaren Männern daselbst, mit welchen ich Bekanntschaft gemacht hatte. Um alle meine alten Bekannten zusammen zu sehen, ging ich zur Mittagszeit in eine Tratteria, wo ich wußte, daß die mehrsten Künstler speisten. Das war nun eine Freude, sich wieder zu sehen und auch die Neuangekommenen kennen zu lernen! Im Kaffeehause, wohin die Künstler gewöhnlich von der Tratteria gehen, fand ich noch mehre zusammen. Ich kam also erst am Nachmittage nach Haus und eilte nun zu meinen guten Hausleuten hinauf, um sie noch recht zu begrüßen.

Ich fand noch Alles, wie ich es verlassen hatte. Die Lampe brannte noch ebenso vor dem Portrait des Signor Federigo, meines Vetters, wie vor dem Bilde der Santissima vergine madre Maria. Auch standen die fünf Lottonummern mit den 30,000 Scudi noch an der Wand, deren Verlust die Frau, ob es gleich schon viele Jahre her war, noch immer beweinte. Die unglückliche Geschichte verhielt sich so. Ein Engel hatte ihr im Traume die Nummern angegeben und dabei gesagt: „Setze darauf eine Quinterne im Lotto, Du gewinnst sie.“ Als sie erwachte, schrieb sie die Zahlen an die Wand und trug Jemandem auf, die Nummern für sie im Lotto zu besetzen. Dies war vergessen worden; die Nummern gewannen in der That und ich mußte nun, ob ich gleich diese Geschichte wohl hundert Mal von ihr gehört hatte, abermals sehen, wie die Frau bitterlich weinte, ihre Arme in's Kreuz auf der Brust zusammenlegte, dann wie in Verzweiflung die Hände rang, die Augen wie Guido's Magdalena gen Himmel wandte und schmerzhaft ausrief: La madre santissima hatte mir das zugedacht

und perfida gente hat mich drum betrogen!“ — Ebenso unerschöpflich war sie im Lobe des Signor Federigo; sie nannte ihn nach wie vor: „un puro angelo, garbato ed amabilissimo, un Santo della prima classe, gentile, polito, nobilissimo e di buon cuore e delle più scelte qualità, come un christiano può essere.“ Da ich nun „fratello carnale del signor Fèdèrigo“ war und die guten Leute auch die Aehnlichkeit der Blutsfreundschaft in mir zu finden glaubten, so ward ich bei ihnen auf die nämliche Art aufgenommen und mit aller erdenklichen Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit behandelt. Hier kamen mir nun alle die Vortheile zu Gut, die Jemand genießt, wenn er vortreffliche Verwandte und Vorgänger hat, die bei den Menschen in Liebe und Achtung stehen. Dies erfuhr ich sehr oft in meinem Leben. Wo meine Oheime und Vettern gewesen waren, fand ich überall eine gute Aufnahme; ja, oft wollten die Wirthe von mir gar keine Bezahlung nehmen, weil sie, wie sie sagten, noch Schuldner wären für so viel Vergnügen, welches Kunst und Freundschaft meiner Vettern ihnen gewährt hätte. — Ueberhaupt wird in Rom der Fremde gut von den Hausleuten bewirthet; man fühlt sich wie zu Hause bei ihnen. Die meinigen wohnten im oberen Stock und hatten im Fußboden ein kleines, viereckiges Loch, durch welches sie in mein Zimmer sehen konnten. Da lauerten sie nun beständig, ob ich etwas nöthig hätte; und gleich waren sie da, um es mir zu reichen.

So angenehm und lehrreich es ist, besonders für den Neuangekommenen, bei einem Traiteur in der Gesellschaft von Künstlern zu speisen, so zog ich es doch vor, bei meinen gefälligen Wirthsleuten an Tisch zu gehen, um für mich allein zu sein und ungestört arbeiten zu können. Ich fing meine Studien wieder an, zeichnete nach den Antiken und

machte Entwürfe zu Bildern eigener Erfindung. Hier ist nun ein junger Künstler wie in einer Wüste ohne Weg und Wegweiser; oder vielmehr, und besonders in Rom, ist er allein in einer Gegend, wo tausend Wege sind und nur ein Wegweiser steht, der tausend Arme nach allen Seiten ausstreckt. Welchen Weg soll man einschlagen? So war es mir. Ich wußte nicht, was ich malen sollte. Eins schwebte mir zuerst als würdiger Gegenstand vor, dessen Ausführung mir aber große Schwierigkeiten zu enthalten schien. Bilder, die auf den Geist der Deutschen wirkten, vaterländische Geschichten, wo Menschen von Edelmuth und Kraft Thaten vollbrachten, die würdig waren, als Muster zur Nachahmung im Bilde aufgestellt zu werden: solche Bilder, fühlte ich, müßte ich malen. Wenn ich mir auch selbst sagte, daß der Charakter hauptsächlich durch das Wort und die lebendige That gebildet wird, so hatte ich doch die feste Ueberzeugung, daß auch Bilder dazu beitragen könnten, die sich ebenso der Phantasie einprägen, wie das Wort dem Verstande; und wirkt nicht die Phantasie oft ebenso viel im Leben, wie der Verstand? — Dachte ich mir nun ein solches Bild aus der alten Geschichte, so sah ich nichts, als eiserne Harnische und dicke Kleider, die den Körperbau versteckten und höchstens Gesicht und Hände sehen ließen; oder Nonnenkleider, die nichts als die Fingerspitzen zeigten und das Schönste verhüllten, was die Schöpfung hervorgebracht hat. Nahm ich dagegen mein Sujet aus der neuen Geschichte, da steckte der Held gar in vielfarbiger, zerstückelter Uniform und die Beine in schwarzen oder gelben ledernen Fässern! Meine Einbildungskraft beschäftigte sich ganz mit den früheren rohen Zeiten, wo Völker aus bloßem Gefühl, in ungezügelter Leidenschaft kräftige Thaten vollbringen und mit Hartnäckigkeit alle Beschwerden überwinden, die sich ihnen

entgegensetzen. Dies muß dem jugendlichen Menschen immer am meisten gefallen, weil er sich gleichsam im nämlichen, noch ungebildeten Zustande des Gefühls und der Kraft befindet und selbst eher rasch nach Eingebung der Leidenschaft, als nach Ueberlegung handelt. Auch sind solche Gegenstände die auffallendsten in der Geschichte und sie lassen sich am leichtesten im Bilde darstellen; denn heftige Bewegung des Körpers, ausgestreckte Arme, schlagende Fäuste zeigen gleich, was die Figur thun will; und der Gegner im kräftigen Widerstreben, oder durch Leiden niedergeworfen, giebt sich ebenso leicht zu erkennen. Dergleichen Bilder wirken auf den Anschauer plötzlich; den Nichtkenner ziehen sie am früheften an; aber nicht so den Kenner. Dieser verhüllt vor den heftigen Darstellungen sein Gesicht; er vermißt die besonnene Ruhe in den zu stark ausgedrückten Leidenschaften. Auch ich hatte jenen Fehler, worauf mich der feingebildete Nüßler oft aufmerksam machte, wenn wir an den traulichen Ufern des Züchersees in seinem schönen Garten zusammen saßen. Erst späterhin führten mich die Eindrücke, die seine Gespräche in mir hinterlassen hatten, auf die besonnene Prüfung meiner früheren Ansicht; denn ich merkte nun immer mehr, daß mich das zarte, stillgemüthliche Schöne allgewaltig anzog und bleibendes Wohlgefallen in mir zurückließ. Wie viel mehr wurde dies durch das Anschauen der alten Heiligenbilder aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunst in Italien geweckt und gestärkt! In diesen Bildern, deren man noch so viele in den alten Kirchen Italiens findet und die in mancher Hinsicht mit den altdeutschen Bildern in Verbindung stehen, gewahrt man das ächte, stille, gemüthliche Leben edler Wesen ohne heftige Bewegung und ohne malerischen Prunk; und deshalb ließ ich mir's besonders angelegen sein, solche fleißig zu studiren. Da mich aber dabei

immer der Wunsch beseelte, Bilder zu fertigen, die meine guten Landsleute interessiren könnten, so suchte ich mir Gegenstände aus der deutschen Geschichte und zeichnete verschiedene Entwürfe. Ich schwankte aber, welche ich zur weiteren Ausführung wählen sollte.

In der Schweiz hatte ich bereits mehre Skizzen der Art gemacht, unter anderen den „Conradin von Schwaben", ein kleines Bild, das ich da ließ, weil ich's nicht der Mühe werth achtete, es mitzunehmen. Unverhofft erhielt ich nun eines Tages Brief und Wechsel von Freund Lavater, der mir schrieb, er habe einer durchreisenden Dame die kleine Skizze von Conradin gezeigt; derselben habe das Bildchen so wohl gefallen, daß sie es zu besitzen gewünscht und mir das beikommende Geld dafür schicke. Ich erkannte hierin recht die Freundschaft des edlen Lavater, der abwesend noch eben so besorgt für mich war, wie in der Nähe, und den ich im Tode noch liebe, wie ich ihn in seinem Leben geliebt habe! Den Manen dieses unvergeßlichen Freundes sei hier nochmals mein warmer Dank gebracht! —

Die beiden jungen Prinzen, Conradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich, die sich mit großer Seele so standhaft in ihrem Unglücke bewiesen, lagen mir nun beständig im Sinne; ich hatte Lust, ein großes Bild davon zu machen. Ich fing an, die Köpfe zu zeichnen, so daß in jedem sein Charakter und seine Leidenschaft zu erkennen war; der trotzige Unwille Conradin's über das ungerechte Urtheil und seine Standhaftigkeit bis an den Tod; im Friedrich sah man den Unmuth, daß er seinem Freunde nicht beistehen, ihn nicht retten konnte; in dem Herzoge von Flandern das Mitleid für die Unschuld der jungen Prinzen. Er weinte, mit der Hand auf dem Herzen. Doch wurde es mir schwer, den Letzten anzubringen; weil ich ihn bei der

einmal erdachten Composition nicht anders, als mit dem Rücken gegen den Anschauer stellen konnte. Nun wußte ich nicht, ihm die Hand auf's Herz zu bringen; alle Versuche mißlangen. Endlich erschien er mir im Traume; da wußte ich's. Den Richter Bari, welcher das schreckliche Urtheil geschmiedet hatte, konnte ich mir nicht anders, als mit häßlichem Gesichte vorstellen und es nicht über's Herz bringen, ihm ein gefälliges Ansehen zu geben. Ich kannte einen Menschen, der ein solches Gesicht hatte, dem auch Alles gleich galt, was er sagte, der die größten Unwahrheiten mit unverschämter Frechheit log und mit den gräßlichsten Schwüren bekräftigte. Den nahm ich zum Modell. In des jungen Pagen Gemüthe lag Mitleid für den Prinzen; im Gefangenwärter Neugier, in den zwei Soldaten Sehen und Horchen. Als ich eben an dem Bilde arbeitete, trat ein junges Mädchen in mein Zimmer. Ihr Auge fiel auf das häßliche Gesicht des Bari, der das Urtheil vorliefet. „Ei," sagte sie, „um so ein scheußliches Gesicht hätte ich mir nicht so viel Mühe gemacht!" Ihr Tadel traf mich scharf und ich dachte an meinen Freund Nüßler, der mir die Lehre gab: „in einem Kunstwerke muß Alles schön sein, sogar Furien; das zeigt die Meduse im Palast Rondanini, die Alles zu versteinern scheint und doch schön ist."

Bei meinem ersten Aufenthalte in Neapel sah ich noch die Capelle, welche über dem Orte errichtet wurde, auf welchem einst das Schafot der beiden jungen Prinzen Conradin und Friedrich stand. Noch war der Fleck zu sehen, wo ihr unschuldiges Blut floß. Die Marmorfliesen hatten es unvertilgbar eingesogen, man mochte so viel waschen, wie man wollte. So sagte der Cicerone, der den Schlüssel zu dieser Capelle hatte; aber es mochte wohl aufgefrischt worden sein, wie der Dintenfleck auf der Wartburg. — Die Wände die-

fer Capelle waren mit Figuren bemalt aus der Geschichte der beiden jungen Prinzen. Auch sah man die Statue der Mutter, welche einen Beutel voll Gold trug, womit sie das Leben ihres Sohnes hatte erkaufen wollen. — Auf dem Capitole zu Rom, wo der Senator wohnte, stand die Statue des Carl von Anjou.

Auf Spaziergängen besprach ich mich oft mit meinem Freunde Dornow über die Composition des Bildes und wie man in den Gesichtern jeder Figur lesen müsse, was im Gemüthe vorgehe. „Ich sehe nicht ein, wie Ihr das anfangen wollt," versetzte er; „und ich gestehe, daß ich es nicht zu machen wüßte." Ich erwiederte ihm, das Bild läge mir so am Herzen, daß ich den Gedanken durchaus nicht fahren lassen könnte; auch hätte ich die Köpfe dazu schon alle gezeichnet. „Dann ist das Bild schon halb fertig," versetzte er; „und so fahret nur getrost fort." Wer von einer Idee erfüllt ist, den muß man nicht irre machen; was dem Einen unmöglich scheint, bringt der Andere zu Stande. Leicht ist das geistige, eben aufgelebte Flämmchen durch Widerstand ausgelöscht. — Die Zeichnungen der Köpfe schickte ich nun an den Herzog von Gotha und bemerkte dabei, daß ich danach ein Bild in Oelfarbe anfinge. Wie mir Andere sagten, sind diese Köpfe oft nachgezeichnet worden. Auch Dornow war mit denselben zufrieden. Ehe ich das Bild anfing, machte ich erst alle Zeichnungen von den Stellungen, Händen, Gewändern; Alles in nämlicher Größe, wie ich es auf dem Bilde brauchte. In Nürnberg sah ich in einer Kirche ein rothsammetnes, mit Perlen gesticktes Kleid, welches ein Kaiser getragen hatte; das nahm ich für den Conradin. Nun mußte mir ein junger Mensch sitzen, den ich erst nackend zeichnete; dann ließ ich mir ein Gewand von dünnem Zeuge machen, welches gute Falten warf; das zog ich

ihm an und legte die Falten so, daß der Körper und seine Theile gut zu sehen waren. Hierauf bestellte ich die Leinwand zum Bilde und gab dem Colorar genau an, wie ich sie haben wollte. Weil ich wußte, wie viel auf eine tüchtige Leinwand ankommt, kaufte ich sie selbst; denn die, welche die Colorari gewöhnlich nehmen, ist sehr dünn und nur mit Leimwasser und Kleie fester gemacht. Ueber diesen Grund streichen sie alsdann Oelfarbe, wozu sie Thon nehmen; unter die dritte Grundirung nehmen sie etwas Bleiweiß. Ihre Tücher sehen glatt aus, sind eben und wohlfeil, worauf die jungen Maler hauptsächlich sehen müssen; aber sie sind nicht so zweckmäßig, als sie sein könnten. Der Leim macht, daß Spinngewebe Halt bekommt; die Kleie füllt die Zwischenräume der Fäden aus und Leim und Kleister machen nun eine so starke Decke, daß die Oelfarbe nicht, wie sie eigentlich sollte, bis zu den Fäden der Leinwand eindringen kann. Daher fällt die Oelfarbe stückweise ab, sobald das Tuch von hinten Nässe bekommt. Wenn das Bild nur einige Jahre an einer feuchten Wand hängt, quillt schon der Leim und Kleister dick auf und läßt die Farbe ab. So ging es dem Maler David an seinen „Horatiern"; auch dem Philipp Hackert, der sonst sehr vorsichtig war, mit einer Landschaft, woran nur noch einige Stücke hingen. Ich war also jedesmal dabei, wenn die Farbe gerieben und aufgespatelt wurde. Als nun die Leinwand gehörig ausgetrocknet war, fing ich an, darauf zu malen, nachdem ich die Stellen, wo Köpfe und Hände hinkamen, noch einmal mit feiner Farbe übergangen hatte. Eben so viel Mühe gab ich mir mit den Farben. Diejenigen, welche am meisten Sorgfalt erforderten, rieb ich selbst. Die Künstler sind oft zu gleichgültig, worauf und mit was für Farben sie malen. Sie lassen ihre Tücher und Farben vom Colorar holen und verbrauchen sie, so wie

dieser sie schickt. Ja, sogar Battoni rühmte sich, daß er mit ordinären Farben so schön zu malen verstehe. Um wie viel besser aber würde dieser geschickte Mann gemalt haben, wenn er sorgfältiger in der Wahl der Farben gewesen wäre!

Ich machte mich nun recht fleißig daran; fuhr aber auch immer fort, die Antiken zu studiren und Skizzen zu anderen Bildern zu entwerfen. Da ich die Köpfe für die Hauptsache hielt, so befliß ich mich besonders, diese recht zeichnen zu lernen, die verschiedenen Charaktere der Menschen und die Leidenschaften der Seele, wie sie im Gesichte sich äußern, zu beobachten. Ich wählte daher zu meinen Entwürfen Gegenstände aus der Geschichte, worin Personen von ausgezeichneten Charakteren und Leidenschaften vorkamen; erst späterhin, wenn ich etwas mehr die schönen Formen studirt hätte, wollte ich mich an ein Bild wagen, worin die Schönheit der Formen der Vorzug sein sollte. So machte ich jetzt einen Entwurf zu einem Bilde aus der schönen Zeit, wo die Wahrheit in Deutschland kräftig aufblühte zur Befreiung des Menschengeistes: „wie Doctor Luther mit seinen Gegnern disputirt.“ Hier wollte ich den festen und reinen Wahrheitsverfechter zwischen den listigen, schlauen Gegnern vorstellen. Dies Bild gedachte ich in Deutschland zu malen; denn in Rom schickte es sich nicht. Dann entwarf ich auch den „Brutus, wie er seinen Söhnen die Liste der Verschwornen vorhält, worauf auch ihre Namen stehen.“ Dies waren Figuren in Lebensgröße bis etwas unter die Kniee. Ich mußte eine Maße wählen, die ich mit meinen Ausgaben bestreiten konnte, und dies war mir auch genug, da es hauptsächlich um die Köpfe zu thun war. Dann wünschte ich aber doch auch, ein großes Bild zu malen, worauf die Figuren ganz zu sehen wären. Besonders hatte ich Lust, eine Frau von großem Charakter darzustellen, und ich wählte dazu

„die Sophonisbe, die, im Unglück stolz, auf ihren Ueberwinder mit Verachtung schauet.“ Wo die Oberen voll so edlen Stolzes und solcher Hoheit waren, da konnte kein niederträchtiges Volk sein; und bei aller Verläumdung ihrer Sieger, sie verächtlich zu zeigen, leuchtete doch immer ihr großes Herz durch. Ich nahm den Augenblick, wie der Römer Lälius sie vom Syphax fordert, um sie in Rom im Triumph aufzuführen. In dem Römer hatte ich einen Mann gezeichnet, der kalt und fest seine Aufträge ausführt, und im Numidier einen wankenden, von Leidenschaften bewegten, mit seinen Gefühlen kämpfenden Mann. Sophonisbe, eine hohe Gestalt, steigt eben aus dem Bette; das Betttuch ist zurückgeschlagen; ihr nachlässig umgeworfenes Gewand sinkt an der aufgerichteten Figur lang herunter und läßt hier und da die Form ihrer schönen Glieder sehen. Syphax ist früher aufgestanden und sitzt unbekleidet auf der vorstehenden Kante des Bettes, gefoltert von unentschlossenem Muthe, da er zwar die schöne Frau heftig liebt, aber doch auch sein Wort gegeben hat, sie zu retten oder ihr den Tod zu geben. Lälius steht aufrecht in römischer Rüstung. Ich hatte mich ganz in den großen Geist dieser Carthaginenserin hineinversetzt, die als Tochter des Hasdrubal, der einen Theil der Welt beherrschte, die Ehre höher, als das Leben schätzte. Wo ich stand und ging, schwebte Sophonisbe mir vor; auch in meinen Träumen erschien mir die erhabene Gestalt.

Abwechselnd in nämlicher Zeit trat auch das Gegenbild vor meine Phantasie. Neben dem starken weiblichen Charakter sah ich die schöne, anmuthsvolle, sanfte Helena mit ihren holden Augen, sie, von deren Schönheit die alten weisen Männer urtheilten, daß sie es werth sei, ihretwegen das größte Uebel zu tragen. — So arbeitete ich an den Studien beider Bilder, je nachdem ich mich innerlich gedrängt

fühlte. — Sah ich Augen, die etwas Erhabenes, Stolzes hatten, die von einer Höhe auf das, was unter ihnen klein ist, herunterschauten, dann zeichnete ich sie für die Sophonisbe. Bei einem Feste in S. Peter zu Rom ging einmal im sehr dichten Menschengedränge eine schön gewachsene Römerin mit ihrem Bräutigam vor mir her. Unabsichtlich trat ich ihr einige Male auf die Ferse. Plötzlich wandte sie sich um und maß mich mit einem Blicke voll Verachtung von unten bis oben, so daß ich erschrak und mich freute, daß sie nur ihrem Bräutigam nichts davon sagte, der mir ohne Zweifel sein Messer in die Brust gestoßen haben würde. Diesen Blick hielt ich fest und gab ihn dem Auge meiner Sophonisbe. — Sah ich aber schön geformte, holdlächelnde Augen, so zeichnete ich sie für die Helena. Und ebenso machte ich es mit den Studien zu den anderen Theilen des Kopfes, auch zu den Armen, Füßen u. s. w. Ich wollte die Helena, umgeben von Mädchen, mit weiblicher Arbeit in ihrem Zimmer beschäftigt vorstellen; der schöne Paris, ihr Gemahl, tritt herein mit glänzenden Waffen, mit ihm Hektor, der Vortreffliche, sein Bruder.

Mein Bild, der Conradin, war bereits fertig. Ich zeigte es meinen Landsleuten, doch fürchtete ich, daß diese aus Liebe für mich die Fehler mir nicht sagen möchten, und ich wandte mich also an die vorzüglichsten Künstler in Rom. Mein Vetter Fritz, der in Paris eine genaue Freundschaft mit dem Maler David angeknüpft hatte, rühmte dessen Geschicklichkeit, und wie Großes mit der Zeit von ihm zu erwarten sei. Da eben David ein Bild für eine Kirche in Frankreich fertig hatte, so führte mich mein Vetter, um es zu sehen, an einem Sonntag-Morgen zu ihm. Beide plauderten lange mit einander von ihrer Freundschaft aus Paris und ich mußte die lange liebe Zeit immer das Bild

ansehen, das mir nicht sehr gefiel. Die Franzosen lieben es, in der Manier des Michel Angelo da Caravaggio und Valentino zu malen. — Dieses Bild brachte David selbst nach Frankreich, kehrte jedoch bald nach Rom zurück und fing sein bekanntes Bild an, „die Horatier", wovon man sich etwas Vortreffliches versprach. Bisher hielt er sein Atelier verschlossen und ließ Niemand hinein, als einen Bildhauer, der ihm die Modelle dazu fertigte, außerdem seinen Schüler Drouais und einige Landsleute, denen er sich vertrauen konnte. Man hörte immer mehr von diesem Bilde und sagte, daß es seiner Vollendung nahe wäre. David wohnte nicht weit von mir, auf Trinità de' Monti, und ich sah ihn jeden Tag vor meinem Hause nach seinem Atelier vorbeiwandern. Ich ging nun zu diesem meinem Nachbar und bat ihn auf's Höflichste, sich zu mir zu bemühen, um mir sein Urtheil zu sagen über ein Bild, das ich so eben gefertigt hätte. Er schlug es mir rund ab: „Dazu habe ich keine Zeit," sagte er, „ich werde von so vielen jungen Künstlern darum angesprochen, aber der Gang ist doch vergebens; solche Bilder sind kaum des Ansehens werth." Ich bat ihn nun inständig, daß er mir aus Rücksicht gegen meinen Vetter Federigo Tischbein diese Gefälligkeit erweisen möchte, der habe viel von seiner Wissenschaft in der Kunst gerühmt und ich sei auch mit diesem früherhin bei ihm gewesen, er hätte mich nur übersehen, während er mit diesem gesprochen. Er schien noch immer nicht Willens zu sein, die paar Schritte zu machen, nahm noch von seiner artigen Frau einige Tassen Kaffee, dann setzte er seine Pantoffeln weg und kleidete sich langsam an. Endlich gingen wir zu meiner Wohnung und stiegen die hohe Treppe hinauf. Als ich die Thür aufmachte und er das Bild sah, schien er zu erstaunen und rief: „So etwas kann Ihr Vetter

nicht; von Füger habe ich viel gehalten“ (vielleicht weil er eine Skizze gemalt hatte, wo ein Horatier seine Schwester unter dem Thore ermordet, als sie ihres Bräutigams Rüstung auf ihres Bruders Schultern sieht und jammert), „aber ein solches Bild mit Ausdruck glückt ihm nicht, auch Ihrem Landsmanne Mengs nicht! Wie kommt es, daß ich von Ihnen noch nie etwas gehört habe?“ Ich erwiederte, dies sei mein erstes Bild. Dann fuhr er fort: „Ich reise bald wieder nach Frankreich, Sie müssen erlauben, daß die jungen Künstler der französischen Akademie dieses Bild sehen, ich werde sie herschicken. Nun gehen Sie mit mir, und sagen mir Ihr aufrichtiges Urtheil über mein Bild.“ Ich ging mit ihm und als ich es sah, ergriff mich ein eiskalter Schauer über den Ernst der schwörenden Söhne, indem der Vater ihnen die in die Höhe gehobenen Schwerter übergiebt, zu siegen oder zu sterben! Auf der Seite war eine Weibergruppe, unter ihnen saß die wehmüthige Mutter, besorgt über das Leben ihrer Söhne. Aber noch wehmüthiger saß da ein gebeugtes junges Mädchen, die Braut des Albaners, fürchtend für das Leben ihres Bräutigams. Daneben stand ein Knabe, der sah hin nach den Schwertern und schien Lust zu solchen Thaten zu haben. — Nun versicherte mich David noch einmal, daß er mich schätze, und er halte mich für seinen Freund, der ihm treu die Meinung über sein Bild sagen werde. Ich erwiederte ihm, daß ich aufrichtig spräche, wie ich in meinem Inneren es dächte: „Wenn Sie die Frauengruppe ebenso ausarbeiten, wie die Männer, alsdann kann es unter die vorzüglichsten Bilder gesetzt werden und keins wird ihm den Rang streitig machen.“ Er antwortete dagegen, das Bild sei fertig und er rühre es nicht mehr an. „Aber man sieht die Farbe des blassen Gypses noch darin,“ versetzte ich, „Sie müssen etwas mehr

Fleischfarbe und der ganzen Gruppe mehr Klarheit geben, besonders dem jungen Mädchen!“ — „Nichts werde ich mehr daran machen, es muß so bleiben!“ versetzte er und ich schwieg. — Kaum war ich nach Haus gekommen, so standen auch schon alle französischen Pensionairs vor meinem Bilde und lobten es, besonders daß man in den Gesichtern der Figuren sähe, was sie in der Seele fühlten.

Hierauf ging ich zum Cavaliere Pompeo Battoni, der mir sehr geneigt war. Ich zeigte ihm einmal einen Pariskopf, der gefiel ihm so, daß er sagte: „Voi farete una volta spicco tra i pittori.“ Dies ermunterte mich, daß ich es wagte, ihn um die Gefälligkeit zu bitten, mein Bild anzusehen, denn an seinem Urtheile wäre mir Alles gelegen, und es würde mich erhöhen, wenn ihm meine Arbeit gefiele. — Der Mann war sehr eingebildet und stolz auf seine Kunst. Als er einst am Tische neben einer schönen Dame saß, sagte er zu ihr: „Sie sind ebenso gewiß die schönste Frau, als ich der beste Maler in der Welt bin!“ Als er hörte, daß ich auf Trinità de' Monti wohnte, versetzte er: „Das ist eine hohe Treppe, bedenkt, daß ich etliche achtzig Jahre alt bin. Aber doch will ich es thun, weil ich Euch gut bin, kommt Sonntag Nachmittags zu mir und führt mich hin.“ — Als wir in meinem Arbeitszimmer angekommen waren, stellte ich einen Stuhl dem Bilde gegenüber; er setzte sich und blieb, ohne etwas zu sagen, in Betrachtung lange sitzen. Dann sagte er, er glaube einen Kopf von Annibale Caracci gemalt zu sehen, es war der Kopf vom Prinzen Friedrich, so kräftig sei er von Schatten, Licht und Farbe, und man sehe den Unmuth, daß er nicht helfen könne, und den Zorn in der geballten Faust, die er auf den Schenkel stütze. Dann sprach er noch viel über die Anordnung des Bildes und über jeden Kopf und schien sehr zu-

frieden mit der ganzen Arbeit. Ich begleitete ihn wieder nach seinem Hause und er sprach noch immer über das Bild. Dabei gab er mir oft zu verstehen, daß, wenn Pompeo Battoni zu einem jungen Maler ginge und mit seiner Arbeit zufrieden wäre, dies seinen Ruhm erweitern, ja sein Glück sein könne, worauf ich erwiederte, daß ich dies erkenne und ihm dafür sehr dankbar sei. — Battoni war übrigens ein herzensguter Mann, von weichem Gemüth und einer frommen Seele. Als ich einst von ihm gehen wollte, begleitete er mich vor die Thür. Im Vorzimmer hing sein unvollendetes Bild: „Coriolan und dessen Mutter.“ Ich fragte, weshalb er es nicht fertig mache? „Das kann ich nicht,“ antwortete er, „weil ich zu gerührt dabei werde. Sehet diese Mutter, welche Coriolan unter dem Haufen der Matronen gewahrte, auf sie zuging, um sie zu umarmen, wie sie ihn zurückstößt und sagt: „Unmensch, in Rom bist du geboren, Rom hat dich genährt und stark gemacht, und du willst es aushungern und verdursten lassen? diese Stadt, wo du die Milch meiner Brust genossen hast? Willst du nach Rom, so wisse, der Weg dahin geht durch meine Brust.“ — Indem Battoni dieses sagte, wurde er so gerührt, daß er bitterlich an zu weinen fing, und da mir die Thränen auch gerade nicht angefroren sind, so weinten wir Beide vor dem Bilde. — Mit einem anderen Gemälde war es ebenso. Es stellte den „Joseph vor, wie er die Maria verlassen wollte.“ „Da sehet,“ sagte Battoni, „das Bündel hat der Joseph schon geschnürt, er wollte morgen fort, da erscheint ihm aber der Engel im Traume und sagt: „Joseph, thue das nicht, was soll die arme Mutter mit dem Kinde anfangen, wenn du nicht ihr Rathgeber und Führer bist?“ — Und wir weinten Beide bitterlich. — Weil er mir sehr gewogen war, so stieg er oft, wenn ich zu ihm kam,

von einem hohen Gerüste, wo er malte, und schloß eine Stube auf, in der ein Bild stand, welches „die Trauung Christi mit der heiligen Catharina" vorstellte. Das Gesicht der Catharina war so schön, daß man es den Bildern der ausgezeichneten alten Maler zur Seite stellen kann. Besonders schön war der Finger, den sie hinhält, damit Christus den Ring darauf stecke. „Sollte man nicht glauben," sagte Battoni, „wenn man den Schenkel des Christus berührte, das Fleisch würde nachgeben?" Auf einem kleineren Bilde war ein schlafendes Mädchen, die von Putzsachen träumte. Genien hielten ihr ein Kästchen mit diesen Schätzen hin. Man sah die unruhige Bewegung, welche ihr der Traum verursachte, und die Freude im Gesichte über eine Perlenschnur, die ein Genius ihr zeigte. Ein Amor versuchte die Spitze eines Pfeiles mit dem Finger, um sie auch mit Liebe zu verwunden. „Sollte man nicht glauben," sagte Battoni, „man könnte sich an der Spitze des Pfeiles verletzen?" — Es ist in der That viel, daß ein achtzigjähriger Mann noch ein so üppiges Bild malen konnte. — Battoni war sehr fromm und beinahe fanatisch religiös. Jeden Morgen um vier Uhr, es mochte schon Tag oder noch dunkel sein, ging er zur Kirche, um die Messe zu hören, im Winter mit einem Laternchen. Dann warteten schon einige Bettler auf ihn, die seine Zeit wußten. Jedem gab er etwas, und wenn er wieder aus der Kirche kam, so warteten in der Thür und an der Treppe seines Hauses schon Andere auf ihn. Auch diese beschenkte er. Dann waren noch einige Poveri vergognosi da; diese nahm er mit in sein Vorzimmer und gab auch ihnen. — Obgleich er für seine Bilder bedeutende Summen erhielt, so hatte er doch nichts erübrigt, weil er so mitleidig war und Alles an die Armen gab. Als der Großfürst, nachherige Kaiser Paul, mit seiner

Gemahlin in Italien reiste, kaufte er ein Bild von Battoni: „Elisabeth, Johannes und Maria mit dem Christkinde." Ich habe dieses schöne Bild nur einmal gesehen.

Da nun meine Arbeit bei einem so großen Manne, wie Battoni, Beifall gefunden hatte, so konnte ich sie mit freiem Muthe abschicken. Ich ging also zum Rath Reiffenstein und bat ihn, mein Bild je eher je lieber an Se. Durchlaucht, den Herzog von Gotha, zu übersenden. Reiffenstein wunderte sich über dies Begehren und antwortete, er habe wohl bald etwas an den Herzog zu besorgen, und da könne es beigepackt werden, er werde mir's dann schon sagen lassen. Man muß selbst Künstler sein, um das Gefühl zu kennen, welches solch' eine Aeußerung in mir erregte! Jede Minute scheint eine Ewigkeit, bis das Kunstwerk dem vor Augen steht, für den es bestimmt ist! Mir war es um so schmerzhafter, da ich meine Dankbarkeit beweisen wollte gegen einen Fürsten, der mich an einem Orte erhielt, wo griechische Werke der Kunst und Gemälde in Fülle waren und wo ich nach Herzenslust meine Kunst ausüben konnte.

Mein Bild war von der Staffelei noch nicht abgenommen, als eines Tages meine Thür aufging und ein fremder Mann hereintrat, der, wie er sagte, einen jungen Künstler aus Rußland, Namens Demetrio, hatte besuchen wollen, und da er dessen Stube verschlossen fand, die Thür gegenüber öffnete. Wir bewillkommneten uns gegenseitig und sein Blick fiel sogleich auf mein Bild vom Conradin. Es schien ihm zu gefallen und ich legte ihm aus, was es vorstellte. — Ehe ich noch damit fertig war, verlangte der Fremde es von mir zu kaufen, für welchen Preis ich nur wollte. Es war der russische Staatsrath von Wießen. Ich wandte ihm dagegen ein, wie ich dem Herzoge von Go-

tha mit diesem Bilde meine Schuldigkeit zu erkennen geben wolle für das Glück, welches ich ihm verdanke. Nun schlug er mir vor, da das Bild vielleicht nicht so bald abgehen werde, es für den Herzog zu copiren; wogegen ich erwiederte, das dürfe ich nicht, weil ich überzeugt sei, daß eine Copie das Original nicht wiedergeben könne. Es sei damit wie mit der Uebersetzung eines Buches aus einer fremden Sprache; die erste Kraft, der erste Geist, wo das Gefühl den Pinsel führe und mit Feuer das Bild hinstelle, könne nicht noch einmal wiederkommen. Auch sei der Herzog, wie man mir gesagt habe, ein Kenner, und dann werde er in dem Bilde die Originalität vermissen. Ich mußte ihm nun versprechen, ihm eine Copie im Kleinen zu machen. Das that ich und er bezahlte mir hundert Ducaten dafür. Auch sah er viele Zeichnungen von Köpfen, Entwürfen zu diesem und anderen Bildern, die zum Theil auf der Erde herum lagen. Er las viele davon auf. „Solche Skizzen," sagte er, „liebe ich;" und ich versprach ihm, mehre davon auszuführen. Dann sah er einige Portefeuillen durch und legte noch viele Stücke dazu, und als er fertig war, gab er mir für jedes drei Ducaten. „Nun müssen Sie mit mir nach meinem Hause kommen," sprach er, „um auch meine Frau kennen zu lernen." Diese war ein sanftes, gutmüthiges Weibchen und sie nöthigte mich auch, bei ihnen zu Mittag zu speisen. Wießen selbst war ein fröhlicher Mann, dabei ein Gelehrter, und wie mir die Russen sagten, einer ihrer besten Köpfe. Auch hat er Verschiedenes geschrieben, besonders ein Schauspiel, womit aber der Adel nicht zufrieden war, weil dieser sich darin stark mitgenommen fand. — Herr von Wießen kam nun fast täglich zu mir und ich zu ihm, wenn ich Zeit hatte. Auch kaufte er in Rom für mehr als zehntausend Zecchinen Kunstsachen für seine Kaiserin und bestellte außer-

dem Vieles. Lange schon wollte er ein Bild von Raphael haben. Kaum war dies bei den Bilderhändlern bekannt, so wurden ihm täglich bei Dutzenden Raphaels gebracht. Zum Theil waren es alte Copieen, zum Theil neuere. Er sah selbst ein, daß es keine Raphaels waren, und doch sollte er ein echtes Original nach Rußland bringen. Endlich bekam er eins von diesem großen Meister aus seiner ersten Zeit, eine „Maria mit dem Christkindlein auf dem Schooß"; Joseph der hinter ihr stand, war das Portrait von Raphaels Vater, und vielleicht war die Maria seine Mutter. Das Bild war etwas dünn von Farbe und wie es oft der Fall ist, durch den Qualm der Lampe, die darunter gehangen hatte, etwas verdorben. — Eines Morgens schickte Herr von Wießen seinen Lakai und ließ mich einladen, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn am Kamine stehen. „Sie wissen," redete er mich an, „wie gut wir Ihnen sind und wie viel Freundschaft wir für Sie haben; aber Sie hegen sie nicht für uns. Noch diese Nacht sagte mir meine Frau, Tischbein sieht so traurig aus, er seufzt oft schwer auf, wer weiß, was für ein Kummer ihn drückt! Wir müssen ihm helfen; frag ihn doch morgen. Deshalb sein Sie nun aufrichtig und gestehen Sie mir, ob Sie vielleicht Schulden haben, die Sie ängstigen?" „Ich habe keine Schulden," antwortete ich. — „Schämen Sie sich nicht, es zu sagen, ich will sie gern bezahlen." — „Ich habe gewiß keine Schulden," versicherte ich. — „So kommen Sie wohl mit dem nicht aus, was Sie verdienen?" fragte er. — „Ich brauche allerdings mehr, als ich jetzt habe," antwortete ich. „So will ich Ihnen," fuhr er fort, „jedes Jahr hundert Ducaten geben, die Sie bei meinem Banquier heben können." — „Wenn ich Ihnen mit meinen Arbeiten den Werth ersetzen könnte, würde ich es annehmen," war meine Antwort. —

„Alles, was Sie mir machen, wird mich freuen," entgegnete er. — Er reiste hierauf wieder nach Rußland und starb bald darauf, so daß ich nur ein Jahr diese hundert Ducaten bezogen habe. — Der Antrag, mein Bild vom Conradin an die russische Kaiserin Catharina für jeden Preis, den ich verlangte, zu überlassen, wurde auch von Seiten ihres Consuls Santini auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin wiederholt. Meine Freunde riethen mir zu, weil ich eine große Summe dafür bekäme, da die Kaiserin sehr freigebig in Kunstangelegenheiten sei und man nicht wisse, welche Bestellungen damit verbunden sein könnten! Ich erwiederte aber, daß, so nöthig ich auch Beides hätte, doch alles Geld in der Welt das Gefühl meiner Pflicht gegen meinen Wohlthäter nicht aufwiegen könnte.

Nun wurde endlich mein Bild an den Herzog abgeschickt. Als es in Gotha angekommen war, ward es in dem Arbeitscabinet des Herzogs aufgehangen, wo es leider Niemand zu sehen bekam. Dies erfuhr ich durch Andere und ich mußte zwei Jahre auf Antwort warten. Was das für ein peinliches Gefühl war! Wenn man jung ist, glaubt man wunder was man hervorgebracht hat, und Jeder, meint man, müsse Theil daran nehmen! Mein Freund Dornow beklagte sich ebenfalls darüber, daß so manche seiner Bilder in England auf's Land kämen, wo sie Niemand sähe. Ein Anderes ist es in einer großen Stadt, wo das Atelier des Künstlers oder auch eine Gemäldegallerie für Jedermann offen steht; da wird der Ruhm verbreitet und es fehlt nicht an Bestellungen und Ermunterungen zu neuen Arbeiten! — Endlich bekam ich einen Brief von Sr. Durchlaucht, worin er sehr gnädig sagte, er habe eine Reise nach England gemacht, daselbst alle Ateliers der Maler besucht, aber nichts darin gefunden, das ihm so gefalle, wie mein „Conradin".

Das war sehr schmeichelhaft für mich, und da er sich so zufrieden mit meiner Arbeit äußerte, glaubte ich die Bitte um etwas Zulage wagen zu dürfen, weil ich ein Bild anfinge, welches große Kosten erfordere für die Farben, die Tücher und die lebenden Modelle. Nun schrieb der Herzog, aber nicht an mich selbst, sondern an Reiffenstein, der mir aus dem Briefe vorlas: „Weil Tischbein mehr fordert, als ich ihm gebe, so bin ich mit ihm geschieden.“ Ich erschrak und wurde inne, daß man nicht immer dem Gefühle seines Herzens folgen müsse. Nun dachte ich an die freigebige Catharina und an den Rath, den mir meine Freunde gaben, den ich aber so leichtsinnig verwarf! Hätte mich doch der Herzog gekannt! Mit 60 Scudi konnte er mich zu einem geschickten Künstler bilden; und hätte er nur zuweilen noch etwas hinzugethan, so konnte er eine Gallerie von alten Originalbildern in Gotha gründen, da man hier bei Gelegenheit Manches für eine Kleinigkeit kaufen kann. So rief mich noch vor Kurzem ein armer Trödler in seinen Laden und zeigte mir einen kolossalen Plato-Kopf von schönster griechischer Arbeit, aus parischem Marmor. Der Mann forderte nur acht Ducaten, aber mir ging es wie ihm; ich hatte sie nicht. Sogleich erzählte ich allen Freunden, allen Künstlern und Kunstfreunden von diesem Funde und als wir hinkamen, war er schon verkauft.

Reiffenstein fragte mich nun, was er antworten solle? So schwach ich mich auch fühlte, so hoffte ich mir doch selbst zu helfen. Bitten würden nichts geholfen haben, und zu betteln, schämte ich mich. Ich antwortete daher, daß ich mich in des Herzogs Willen füge, geschieden von ihm zu sein; ich wolle nach Neapel gehen, wo ich gewiß sein dürfte, gut aufgenommen zu werden. — Nachher erst habe ich erfahren, was der Herzog für ein vortrefflicher Mann

war. Das Mißverständniß lag nur darin, daß ich nicht selbst an ihn schrieb, sondern durch Andere. Reiffenstein konnte mich nicht kennen, wer weiß, was der an ihn schrieb. Er hatte wenigstens noch die Offenherzigkeit, mir zu sagen, daß Fürsten immer übel liefen, wenn sie selbst wählten und es nicht Anderen überließen, die Kenntniß von der Sache hätten; er würde dem Herzoge einen Besseren gewählt haben, als mich. — Reiffenstein war übrigens ein ehrlicher Mann, er hatte nur keine Originalität. Er behandelte die Leute noch immer als Pagenhofmeister, dem man nicht widersprechen darf, wie er es in Cassel gewohnt war. Erst war er Führer des jungen Grafen Lynar; blieb dann in Rom, spielte den Antiquar und führte die Fremden herum. Nie hat er aber Vortheil davon gezogen, auch wenn die Fremden Bestellungen bei ihm machten. Als ich zum ersten Male nach Italien reiste, gab mir der Professor Caspersen in Cassel einen Brief an ihn mit. Er sagte mir, daß Reiffenstein als Vater für mich sorgen werde; das glaubte ich auch und folgte ihm vertrauend. Vorher kannte ich ihn noch nicht, außer im Bilde. Als mein Onkel nämlich mit dem Landgrafen in Hamburg war, malte er ein Familienbild von der Familie Timmermann, der die ausgesuchte Sammlung alter Originale hatte. Dieses Familienbild stellte ein Concert vor, worin Reiffenstein den Baß spielte. Auch das Portrait meines Onkels war darauf. Später sah ich einige kleine Pastellköpfe, die Reiffenstein in der Manier des Rembrandt gemalt hatte und an seine Freunde verschenkte. Das Beste übrigens, was er that, war wohl, daß er dem Abbate Fea den deutschen Text des Winckelmann erklärte, damit Fea denselben in's Italienische übersetzen könnte.

David hatte einen Schüler, Namens Drouais, den

er liebte wie seinen eigenen Sohn; es war auch ein schöner und vortrefflicher Mensch. Bei seiner Abreise nach Paris übertrug mir David, für diesen seinen geliebten Schüler als Vater zu sorgen. Da dieser wohlhabend war, so hatte er in verschiedenen Quartieren der Stadt Zimmer gemiethet, wo er ungestört arbeiten konnte. Eines Sonntags führte er mich zu einem derselben in einer abgelegenen Straße, an der Treppe des Capitols. Hier sah ich sein berühmtes Bild, den „Marius", wie der Cimbrer, der ihn ermorden sollte, beim Eintritt in das Gefängniß vor dem bloßen Anblicke des großen Helden erschrickt, daß er das Schwert fallen läßt. Marius war vortrefflich gemalt; mit einem Blicke entwaffnet er den Mörder, der vor diesem ernsten Auge zurückfährt. Alle Nebensachen waren mit vielem Aufwande gemacht; Helm, Federbusch, Schwert, Scheide und Griff hatte Drouais vom Blechschmied fertigen lassen, um nach der Natur zu copiren; so war auch alles Uebrige, als Mantel u. s. w. Da er reich war, konnte er die Modelle bezahlen und an dem Bilde so lange arbeiten, bis es nach seiner Meinung ganz vollendet war. Mit dem nämlichen Aufwande hatte auch David sein Bild: „die Horatier" gearbeitet. Der hatte sich ebenfalls Alles machen lassen, so daß er nur nachzumalen brauchte. Auch David war reich; er hatte die Tochter des Oberaufsehers der Stadtmauer zu Paris zur Frau. — Alle französischen Maler haben doch etwas Theatralisches und Caricaturmäßiges. So war das Einzige, was ich an Drouais' Bilde tadelte, der Fuß vom Marius; die große Zehe schien mir krampfhaft zu sein, weil er damit so stark an den Boden drückte. Drouais aber bemerkte dagegen, das habe er mit Willen gethan, weil alle Sehnen in starker Bewegung wären.

Als David abreisete, sagte er: „Ich lasse mein Studio

offen, damit Jeder über mein Bild: „die Horatier" sagen kann, was er will; mein Bedienter nur bleibt hier, um Unordnungen zu verhüten." — Wenn je ein Bild Aufsehen gemacht hat, so war es dieses. Es war viele Tage hindurch wie eine Procession! Fürsten und Fürstinnen fuhren hin, um es zu sehen; Cardinäle und Prälaten, Monsignori und Pfaffen, Bürger und Arbeitsleute, Alle eilten hin. Da jeder Römer gewohnt ist, von Jugend auf Bilder in den Kirchen zu sehen, so bildet sich sein Geschmack. Nun kamen diese Leute in den Wirthshäusern zusammen. Der Eine sagte: „Das Bild ist besser, als Raphael"; der Andere: „Es ist nichts gegen Raphael!" Bei der Erhitzung durch den Wein kam es zu Schlägereien und Dolchstichen. Und so stritten sich Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Ungelehrte, Kenner und Nichtkenner über den Werth des Bildes.

Auch Dornow hatte ein lebensgroßes Bild vollendet, das sehr gut gruppirt war: „Alexander, als er seinen Vater Philippus, der verwundet unter dem Pferde liegt, mit seinem Schilde deckt und mit seinem Spieße die andrängenden Feinde abhält, ihn zu ermorden." In diesem Bilde waren treffliche Sachen, der Kopf des Philippus grandios, der des Alexander voll Ausdruck eines jungen, muthigen Helden; aber hin und wieder war es doch etwas steif, weil Dornow antike Beine und andere Theile als Modelle gebraucht und zu genau copirt hatte. Diese leichten Fehler mochten wohl Schuld sein, daß er es nicht verkaufen konnte. Denn die Engländer sind wunderlich. Einer macht den Andern auf die Fehler aufmerksam, und um sicher zu gehen, kaufen sie dann lieber ein altes Bild, mit dem Namen eines berühmten Meisters, das vielleicht nicht so gut ist, wie das des lebenden Künstlers; aber es hat doch den großen Namen und

der Besitzer wird gelobt. So verliert der junge Künstler den Muth und es wird ihm unmöglich fortzufahren, weil zu viel Kosten und Zeit dazu gehören, ein solches Bild hervorzubringen. Zum Dornow kam aber sein freigebiger Landsmann, Mylord Bristol; der kaufte ihm Alles ab und bestellte die Ausführung der kleinen Skizzen in's Große. — Sehr wahr bemerkte daher einst David: „Es wird dem Maler schwerer fortzukommen, als dem Dichter und Musiker. Dieser bringt ein Concert zusammen, wo Viele für einen Thaler seine Kunst hören können; der Dichter und der Gelehrte läßt sein Werk drucken, welches der Buchhändler thalerweise verkauft, so daß er dem Verfasser sehr gut Zahlung leisten kann. Der Maler aber mit seinem großen Bilde kann sich nicht so helfen. Er muß warten, bis irgend ein Fürst oder reicher Privatmann ihm dasselbe abkauft, und dann wird es noch dazu nicht selten auf ein Schloß oder Landhaus gehängt, wo es nur der Eigenthümer sieht. Warum sollte nicht auch der Maler, wie der Musicus und Dichter, sein Bild ausstellen, damit Jeder für ein Geringes es sehen könnte? Würde für dieses Vergnügen nicht Jeder gern etwas bezahlen? Weil dies aber nicht ist, so kommt es, daß jetzt kein einigermaßen vollkommenes Kunstwerk mehr geschaffen wird; denn der Künstler, der Zeit und Mühe daran gewandt hat, seine Kunst zu erlernen, muß nun, um nur Brot zu bekommen, eilen, daß er sein Werk vollende, weil er befürchtet, keine Käufer zu finden. Wenn in England bei einem Künstler eine Bestellung gemacht wird, so bedingt er dabei gleich ein, daß er, außer dem Kaufgelde, das Werk noch ein Jahr lang zu seinem Vortheile ausstellen darf; und so hat er bald seine Unkosten wieder und auch noch so viel übrig, ein neues anzufangen." David setzte noch hinzu: „So will ich es in Paris auch machen." —

In dieser Zeit machte ich genauere Bekanntschaft mit dem berühmten Steinschneider Pichler, der schon durch seine schöne männliche Gestalt und edle Gesichtsbildung Jeden für sich einnahm; ruhig war sein ganzes Wesen und vernünftig seine Rede. Neben seiner schönen Arbeit, die mich oft zu ihm zog, lockte mich auch besonders seine Sammlung von Gypsabgüssen der vorzüglichsten antiken Köpfe, wonach ich oft gezeichnet und studirt habe, um von seinen Einsichten belehrt und unterrichtet zu werden. Ich freute mich sehr, daß unsere Meinungen oft übereinkamen. Von Jugend auf hatte er nach den besten Antiken gearbeitet und unter den Neueren war er in der Kunst, Cameen und Intaglios zu schneiden, den Alten am nächsten gekommen. Sein Talent war außerordentlich. Die schwere Kunst, kleine Figuren in den harten Stein zu schneiden, ward ihm außerordentlich leicht. Er sagte mir selbst, die Arbeit sei ihm so geläufig, daß er in einem Tage ein Bild aus Herkulanum mit zwei Figuren und Nebensachen geschnitten habe. Noch immer freue ich mich des Zufalls, daß, als ich einst bei ihm zeichnete, der Besitzer des berühmten Cameo, „wie Achilles seinen Freund Patroklus beweint," zu ihm kam und ihn bat, dieses schöne Fragment zu ergänzen, was jedoch Pichler nicht zu unternehmen wagte. Den Schwefelabdruck dieses Stücks kannte ich schon lange. Es ist doch ganz etwas Anderes um den wirklichen Stein. Die Farbe und das Klare thun auch etwas dabei, und dann der Gedanke, solches heiliges Kleinod wirklich in den Händen zu haben! Bei dieser Gelegenheit erzählte Pichler, daß einst Jemand zu ihm gekommen, der ihm einen antiken Cameo gezeigt habe, welcher von großem Werthe, ja unter die besten zu zählen gewesen wäre. Indem sie ihn so betrachtet hätten, sei er auf die Erde gefallen und das unschätzbare Kunstwerk

in tausend Stücke zersprungen. Ein andermal sei Jemand mit einem Cameo zu ihm gekommen, und da es in der Dämmerung gegen Abend gewesen, so habe er aus Begierde, die Vortrefflichkeit der Arbeit recht genau zu betrachten, das Fenster aufgemacht. In dem Augenblicke, da er ihn hinausgehalten, sei ihm derselbe aus der Hand gefallen drei Stockwerke hinunter auf die Steine. Der Eigenthümer sei wie vom Schlage gerührt gewesen und auch er. Doch habe er ihn noch von einem Straßenstein auf den anderen springen sehen, sei daher am Fenster geblieben, auf die Stelle Acht zu haben, und der Bediente habe den Stein ganz unversehrt wiedergebracht. — Pichler's Arbeiten werden, wie gesagt, den Antiken fast gleichgeschätzt, doch hat er die besten nicht erreicht, was er auch selbst eingestand. So hatte er den bekannten jungen Herkules in der strozzischen Sammlung oft nachgemacht, und da er noch immer bei ihm bestellt wurde, lehnte er es ab, weil es ihm so niederschlagend sei, ihn nicht erreichen zu können. Die mehrsten Abdrücke, die man von jenem schönen Kopfe hat, sind nicht nach dem Originale, sondern nach Copieen gemacht. Im funfzehnten Jahrhundert lebten auch geschickte Meister dieser Kunst; doch haben sie immer etwas Manierirtes, wodurch sie sich gleich verrathen, auch wenn sie Antiken nachahmten. Damals legten sich nämlich Viele darauf, ihre Arbeiten für antik auszugeben; ja in neueren Zeiten finden wir das Nämliche. Selbst Pichler gestand, solche Antiken gemacht zu haben, aber nicht gern. Der bessere Preis mag die Mehrsten dazu verleitet haben. Uebrigens war es Pichlern etwas Leichtes, nach einem schlechten antiken Steine, dessen Intention gut war, einen weit besser ausgeführten zu schneiden. Denn man hat antike Steine, wo die Figuren nur so eben nachlässig hingemacht sind, vielleicht Copieen nach vortrefflichen

großen Kunstwerken. So hat man den Ajax, der nach seiner Raserei das Schwert in der Hand hält im tiefsten Nachdenken bevor er sich entleibte; so den Achilles in mancherlei Stellungen, u. a. m. Wie nachlässig und schlecht die Arbeit auch ist, so sieht der Kenner doch die Vortrefflichkeit darin und muß den Künstler loben, der diese Idee ergreift, um sie fleißiger darzustellen. So sagt man auch, daß der fliegende Merkur von Johann von Bologna nach einem solchen Steinchen gemacht worden sei. Jemand versicherte mich, diesen gesehen zu haben. Doch kann es auch sein, daß die Antike nur Aehnlichkeit mit jener Figur hat, ohne daß diese danach copirt ist. Es wäre ungerecht, auf die bloße Sage den vortrefflichen Künstler um seine Erfindung bringen zu wollen. — Eine große Sünde begehen aber manche neuere Künstler, wenn sie die nachlässig und flüchtig gegrabenen Arbeiten weiter ausführen und den Figuren nachhelfen wollen. Dadurch werden diese nur verdorben, und wer den antiken Geist kennt, möchte darüber weinen! Oft verändern sie auch etwas daran und geben den Figuren Attribute, die ihnen gar nicht zukommen. Sie machen auch wohl aus dem rasenden Ajax einen Herkules mit dem Schwerte; aus dem todten Hammel einen Löwen! So erhält das Studium der Antike einen tödtlichen Stoß. Uebrigens erkennt man gleich an der Erfindung der Figur, ob sie modern oder antik ist, wenn man gleich im letzteren Falle nicht immer errathen kann, welcher Antike sie nachgebildet sein mag. Ich hatte damals eine große Freude, dergleichen antike Kunstwerke zu besehen. Um mich über die verschiedenen Arten der Steine, worin sie gearbeitet wurden, zu belehren, besuchte ich öfter die Antiquare, die mit solchen Antiken handelten, auch die Goldschmiede, die sie in Ringe fassen und Armbänder Halsbänder und anderen Schmuck davon machen. Die

Alten haben alle Arten von Steinen bearbeitet, Rubine, Smaragde, Saphire, Topase, Amethyste, Carniole, Onyxe ꝛc. Auch ging ich oft auf den Markt Navona, der alle Donnerstage gehalten wurde. Da saßen Männer und Weiber, die Antiken zum Verkauf hatten und sie für wenig Bajocchi feil boten. Ich dachte oft etwas schön Gearbeitetes darunter zu finden; aber ein Fremder kommt fast immer zu spät. Es gab da Menschen, die sich allein darauf legten herumzugehen, um das Gute aufzusuchen, und die von den größten Antiquaren besoldet wurden. So sah ich oft an großen Festen, wo viel Landvolk nach der Stadt kommt, solche Männer überall herumschleichen und den Bauern eine Prise Taback präsentiren und hörte sie fragen, ob sie nicht Anticaglien hätten? Von diesen Unterhändlern konnte man zuweilen etwas Gutes erhalten. Durch einen solchen wurde auch der berühmte große Medusenkopf bei einem Bauer alla piazza del teatro Martelli gefunden. Dieser, der ihn aus der Erde gegraben und an dem schönen grünen Steine wohl sehen mochte, daß er etwas werth sei, forderte einen Ducaten dafür. Der Unterhändler, ein unwissender Mensch, fürchtete seinen Ducaten wegzuwerfen und drückte daher die Antike erst in Wachs ab, welches er immer bei sich trug, um sich bei Kennern Raths zu erholen. Da es aber Winter und das Wachs hart gefroren war, preßte er es zu stark auf den großen Stein, so daß er in der Mitte durchsprang. „Nun," schrie der Bauer, „müßt Ihr mir den Ducaten geben, denn Ihr habt mir meinen Stein zerbrochen!" Der Unterhändler mußte sich dazu bequemen und brachte die beiden Stücke zu einem Antiquar, der ihm gleich neun Ducaten dafür wieder gab; dieser zeigte ihn dem Cardinal Albani, welcher ihn für zehn Ducaten erstand. Nachgehends wurde er von diesem für eine große Summe verkauft, wenn mir recht ist, an den

Herzog von Orleans, dessen Sammlung er zierte. — An der Ecke der Piazza Barberini war ein Tabacksladen, wo sich auch die Bauern versammelten. Von diesen erhandelte der Tabackskrämer gegen Taback und Geld die von ihnen, besonders im Winter, wenn das Wasser Erde und Steine wegspülte, gefundenen edlen Steine und sortirte sie gewöhnlich in zwei Schachteln, auf deren einer „vier Paoli", auf der andern „drei Paoli das Stück" stand; für diesen Preis konnte man sich nun aussuchen. — Die besonders schönen antiken Steine, welche man unter die schätzbarsten Kunstwerke rechnen kann, haben, wie sich von selbst versteht, das höchste Interesse. Mich dünkt aber, daß man deswegen die minder schönen nicht außer Acht lassen dürfe, da sie fast alle historischen Werth haben. Denn sie sind oft Abbildungen einzelner Bilder und Statuen großer Meister, die zum Theil verloren gegangen, zum Theil ganz oder auch verstümmelt zu uns gekommen sind.

Wie sehr würde es unsere Kenntniß bereichern, wenn wir alle Steinchen sammelten, die, schön oder schlecht, ein und dieselbe Idee darstellen, z. B. eine Reihe sämmtlicher vorhandener Psychen, Amorinen u. s. w. — Man erstaunt über die ungeheure Anzahl der antiken Steine, besonders in und um Rom, wenn man bedenkt, daß dergleichen nun schon seit einigen hundert Jahren fortwährend durch Einheimische uud Fremde aufgekauft und ausgeführt worden sind und dennoch täglich welche gefunden werden, so daß es selten einen Reisenden giebt, der nicht wenigstens einige aus Curiosität mitnähme. Wie Viele nehmen nicht Hunderte und Tausende mit und in wie vielen Städten Europa's findet man nicht bedeutende Sammlungen davon! — Wozu die Alten diese Steine gebrauchten, ist nicht immer zu erkennen, weil sie meistens ungefaßt gefunden werden. Zuweilen

finden sich noch einige als Fingerringe in Gold, Silber und anderes Metall gefaßt; doch läßt es sich nicht glauben, daß alle hiezu gebraucht worden sind; im Gegentheil ist zu vermuthen, daß dieser sinnreiche Luxus zu dem verschiedenartigsten Schmucke angewandt wurde.

Man hat auch viele antike Glaspasten, wo die Farbe der Steine nachgeahmt ist. Hier möchte ich sagen, was einst ein Freund dem anderen rieth: „Findest Du ein Buch aus der Zeit des cinque cento, so kaufe es, wenn Du auch den Inhalt nicht verstehen solltest. Die Jahrzahl auf dem Titelblatte verbürgt Dir dessen Werth!“ So ist es auch mit den antiken Pasten; denn diese sind immer über schöne und inhaltsvolle Originale geformt. — Ein Hauptgrund des Wohlgefallens an diesen kleinen Gemmen liegt wohl mit darin, daß das Schöne derselben so scharf in das Kleine zusammengezogen ist und sich so leicht übersehen läßt. Die Maße und Form vortrefflicher Figuren fällt sehr faßlich und bestimmt auf und ganz besonders klar läßt sich der Charakter der Köpfe darin darstellen und auffassen. Pichler selbst besaß eine große Stärke, den Charakter bestimmter Portraits treffend darzustellen. Er hatte die Gewohnheit, diese erst zu zeichnen und dann danach zu schneiden; da hingegen Andere die Portraits erst in Thon oder Wachs modelliren. In Pichler's Stube hingen diese Zeichnungen, nach welchen er Cameen oder Intaglios gemacht hatte, meistens Portraits von Souverains, Fürsten und reichen Leuten. Besonders fiel mir der Kopf des Lords Clive auf, eines Charakters mit eiserner Kraft, und der des Kaisers Joseph II. Pichler besaß auch eine Sammlung Steine und Marmorarten in kleinen geschliffenen Tafeln, die rings in der Stube herum über den Lambris an einander gereihet waren. Daran hatte er denn seine besondere Freude, die verschiedenartigen Massen

und Farben zu bewundern, welche die Natur so schön hervorbrachte. Oft waren diese bewundernswürdigen Kräfte der Natur, die in dem Innern der Erde solche Schönheit entstehen ließen, der Gegenstand unserer Gespräche. So ist z. B. die breccia verde di Egitto ein grüner Kieselteig, worin unzählige bekannte andere Arten Steine stecken, die mit Gewalt zerbrochen und hier eingedrängt zu sein scheinen, als Granit, rother und grauer Porphyr, Carniol, Granat, Amethyst, rund- oder eiförmig geschliffene Kiesel, denen gleich, die man in Bächen findet. Alles deutet darauf hin, daß eine große Umwälzung diese Steine zerstückt und durch einander geworfen habe. Gerade über einem solchen Steine hing das kernige Portrait des Lord Clive. Dann über der Reihe Steintafeln ging die Reihe der Portraits an der Wand herum, welche fast von der nämlichen Größe waren. Wenn ich so während des Zeichnens aufsah und mit den Augen erst die mancherlei Steinsorten durchlief und dann die Reihe Portraits, so fand ich, daß ebenso wie die Steine auch die Köpfe sich durch den verschiedenartigsten Charakter unterschieden und sich wohl ebenso in Classen theilen lassen könnten. Dasselbe bemerkte ich auch in einer schönen Sammlung von antiken Medaillen, welche Pichler besaß, und beobachtete auch die Uebereinstimmung des inneren Charakters mit den äußeren Gesichtszügen. — Ich suchte damals sehr sorgfältig nach einem Kopfe von Hektor. So viele Abbildungen man von seinem Bruder Paris hat, so wenige giebt es von jenem Helden, der so viele Tugenden in sich faßt. Gerade weil er so viele Tugenden besitzt, mag er nicht oft in den Antiken gefunden werden, da es für den Maler und Bildner schwerer sein muß, ihn darzustellen, als für den Dichter, ihn zu beschreiben. Dieser zählt die rühmlichen Eigenschaften nach einander auf und läßt den Helden handeln,

den trefflichen Bürger reden, den Gatten, den Vater in interessanten Situationen erscheinen; dem Maler fällt dieses unmöglich, weil er nur Eins und in einem bestimmten Momente darstellen kann. Auch auf den Basreliefs fand ich keinen Hektor, wenigstens waren diese von so geringer Arbeit und so weniger Kunst, daß man den Charakter des Gesichts nicht erkennen konnte. Es ist mit Hektor's Kopfe, wie mit dem des Christus; das Göttliche und das Menschliche mit dem sanften Zuge des Duldens läßt sich schwer mit einander darstellen.

Ich studirte nun auch fleißig die antiken Basreliefs. Darunter sind oft Vorstellungen von mancherlei Gegenständen, wovon jeder das Gemüth rührt, die Phantasie erhöht und den Verstand erregt. Es wogte oft in meinem Innern, wie das Meer sich bewegt, ehe der Sturm kommt. Auf dem einen erblickt man die Römer als Ueberwinder und die Oberhäupter der besiegten Völker vor jenen auf den Knieen; auf dem anderen Unterjochte in trauriger Stellung, bei ihren Waffen auf der Erde sitzen und weinen. Noch andere stellen Bacchanalien vor, Siegeszüge, wo eine leichte Phantasie tanzende Bacchantinnen in erfreulichen Stellungen erdachte; wieder ein anderes zeigt uns, wie die Kinder der Niobe im Angesicht der Mutter getödtet werden; dann wieder eins, wie die Frau eines Hirten für ihr Kind eine Hirschkuh melkt und das junge Kälbchen dabei steht u. a. m.

Auch ging ich gern unter den Ruinen spazieren zu meinen Lieblingsörtern, dem Coliseum u. a. Da stieg ich hinauf und kletterte mit Lebensgefahr so hoch, als ich nur kommen konnte, setzte mich da hin und hing meinen Gedanken nach. Oder ich ging auf die Stätte, wo das goldene Haus des Nero gestanden, jetzt ein Gemüsegarten, in welchem der Kohl zwischen den zerschlagenen Stücken Porphyr, Granit

und Serpentin herauswächst. Den stämmigen Lorbeer erfüllten liebliche Sänger der Luft. Das war nun mein Ergötzen, die fröhlichen Bewohner dieser Gebüsche ihr munteres Wesen treiben zu sehen, wie die Amseln so emsig ihr Futter an den Bäumen suchten und der kleine Zaunkönig in dem Grünen so munter und keck herumsprang, als gehörte ihm die Welt. War doch Nero mit seiner Lyra, dem Apollo sich gleich schätzend, schwerlich so glücklich, wie dieser fröhliche Zaunschlüpfer! Kehrte ich dann in der Dämmerung wieder nach Haus, so las ich im Titus Livius die römische Geschichte, wo sich mir gar mancherlei Gedanken bei der Vergleichung des Beschriebenen mit dem uns Uebriggebliebenen aufdrängten.

Auch die Peterskirche war oft das Ziel meiner Wanderungen. Unvergeßlich wird mir das Schauspiel sein, welches ich einst dort genoß. Ich sah an diesem schönen Vereinigungsorte die Häupter der Völker in einer Gruppe zusammenstehen: den Kaiser Joseph, den König Gustav von Schweden, den Kurfürsten von Baiern und den Papst. Sie waren äußerst höflich mit einander, doch dachte gewiß Jeder das Seine. Es ist schwer, Hand in Hand den Reigen zu tanzen, denn wenn es am besten geht und Einer losläßt, fällt die ganze Reihe.

Um mich von meinen Arbeiten zu erholen, zu der Zeit als der Sirocco die Hauptstadt mit den gefährlichen Wechselfiebern bedrohete, wo dann Einheimische sowohl, als besonders Fremde gern, um die gesunde heitere Luft am Abhange des Sabinergebirgs in der Nähe Roms zu genießen, nach Tivoli, Frascati und anderen hochgelegenen Orten sich begeben, machte auch ich einen Ausflug, für dasmal nach Marino. Ich war von den Geistlichen zu S. Lorenzo in Rom, welche dort ein Kloster hatten, eingeladen, einige Tage

bei ihnen zu wohnen, um die schönen umliegenden Gegenden näher kennen zu lernen. Auch mehre deutsche Künstler waren von der Partie und die Reise wurde auf Eseln gemacht. Wir fanden den freundlichsten Empfang. Sie besorgten uns Pferde und führten uns überall auf die merkwürdigsten Oerter. Man braucht nur von Rom aus durch einen kleinen Eichenwald zu reiten, so kommt man an den Albaner-See. Hier stand Albalonga, wo die Gründer Roms erzeugt und genährt wurden von der Wölfin Milch. Sie saugten auch das räuberische Naturell in sich und ihre kriegerischen Consorten folgten dem gierigen Adler, der auf Stangen ihnen vorgetragen wurde. Auf diesen Hügeln erwuchs die Kraft, womit Rom die Welt bezwang und den Raub der Länder durch Triumphbogen auf das Capitol brachte. Hier ist das Grab der Curiatier und Horatier; hier wohnten Pompejus' Veteranen und das Denkmal seiner fünf Siege steht noch. Noch zeigt man den Ring, woran der entflohene Trojaner Aeneas seine Schiffe band. Hier stand ich auf dem Felde il Campo di Annibale, wo seine Afrikaner ihr Lager hatten. Von da ritten wir nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's Villa; dann auf den Berg Monte Cavo, von dem man die ganze Gegend übersieht. So strichen wir viele Tage in den merkwürdigsten und schönsten Gegenden umher und nur spät Abends kehrten wir wieder in das Kloster zurück.

Kaum konnte ich den Tag erwarten; ich stand schon im Dunkeln auf, um die Gegend vom Kloster aus zu sehen, die dann anders erschien, als wenn sie beleuchtet war. Eines Morgens, da ich schon lange von diesem, vielleicht merkwürdigsten Orte der Welt herabgeschaut hatte, stieg Aurora über den braunen Wald herauf und stand neben dem Monte Cavo mit ihrem blassen Rosenscheine. Einen solchen Anblick,

wie das zarte Roth sich mit dem Braun sanft verschmolz, habe ich nie wieder gehabt, obschon ich der Aurora zu gefallen manchen Morgen in Neapel auf dem Balcon stand, sie lange erwartend; sie mir auch oft erschien und ich mich innig freute und die bedauerte, welche noch schliefen und dieses zarte Schauspiel am Himmel nicht genossen. — Wein begeistert; aber die höchste Begeisterung ist in der Nüchternheit, wenn Aurora sie weckt! O prächtige, liebe Sonne! Wie glücklich ist des Menschen Loos, der gleich Blumen und Kräutern in deinem warmen goldenen Scheine sein Leben athmet! Wenn das sanftrothe Gewand der Kommenden mit steigendem Glanze am Himmelsfelde sich ausbreitet, der Thautropfen strahlend dir entgegenblitzt; das Gras lispelnd mit dir redet, das Schilf, worin der Rohrsperling plaudert, leise flüstert, der Anblick der himmelhoch strebenden Felsen dich mit Schauder ergreift; — und alles dieses deine Empfindungen erhöhet und deine Gedanken entfaltet: so pflanze in Worte die Gedanken, als Saaten der Ewigkeit! — Zur Erinnerung dieser frommen Geistlichen, welche uns mit so vieler Liebe und Freundschaft bewirtheten, habe ich ein Bild gemalt, das beim Anschauen die genossenen Freuden mir wieder vor die Augen bringt.

Von Frascati aus sah ich oft die Sonne hinter das Meer sinken und wenn sie den äußersten Horizont des Meeres berührte, hatte sie oft die Form einer Vase und hüpfte einigemal auf. — Hier zeichnete ich auch manche Baumgruppen, die mir wegen Schönheit und Abwechselung ihrer Formen und Farben besonders auffallend waren. Als ich späterhin eine Landschaft zu malen versuchte, benutzte ich dazu diese schöne Gruppe von Cypressen, Pinien und immergrünen Eichen. — Hier in Frascati erschien mir einst im Traume die Gestalt einer lieblichen Jungfrau, die mit einem anderen

Mädchen Kränze wand; Beide in der gefälligen Wellenlinienbeugung. Ich suchte diese zierliche Stellung beim Erwachen festzuhalten und zeichnete sie, daherschwebend und aus einem Körbchen Wiesenblumen auf den grünen Teppich streuend.

Des Morgens ging ich stets früh und frisch an die Arbeit, des Nachmittags aber wurde ein Spaziergang unternommen. Wenn ich dann ganz ermüdet und den Kopf voll von dem Treiben und Kämpfen der Weltbeherrscher Roms, mich an einem Hügel in's Gras legte, fiel mein Auge nicht selten auf das Leben des Gewürms im Grase, wie es auch sein Wesen mit durch einander trieb und lebte und webte. Da streiten und kämpfen die kleinen Insecten mit und gegen einander; Alles ist rege und in beständiger Bewegung; da läuft eins geschäftig vorbei, ohne sich um die anderen zu kümmern; dort lauert ein anderes auf, um dies zu erhaschen; dies wird wieder von einem anderen verfolgt; hier vereinigen sich viele, um in Verbindung große gemeinsame Unternehmungen auszuführen, während vielleicht schon eine andere Partei auf deren Vereitelung sinnen mag.

Ich fing nun auch an, die größeren Thiere zu studiren, deren Aeußeres das Gepräge ihres inneren Charakters trägt. Die Abstufung ihrer Charaktere ist nach der verschiedenen Bestimmung der Thiere verschieden. Dem Historienmaler wird dieses Studium sehr nützlich sein; weil hier Alles auffallend deutlich und hernach leichter im Menschengeschlechte wiederzufinden ist, da das Thierische mit der schönen Menschengestalt verschmolzen ist. Doch wurde auch diese über den nämlichen Leisten geformt wie die Gestalt der Thiere; man findet denselben Bau, nur veredelt. Scheint es doch fast, als habe die Schöpfung zuvor mit den Thieren Probe machen wollen, um nachher den Herrscher über alle Geschöpfe,

den Menschen, bilden zu können! So viele Abstufungen man im Thierreich findet, so viele kann man auch im Menschen entdecken, dessen Leben in so mancher Hinsicht dem des Thieres gleichkommt. Dort Streben und Entgegenwirken, Zwecke setzen, Mittel suchen, Zwecke erreichen und verfehlen. Aber das Hauptstreben fehlt dem Thiere, das Streben nach Veredlung! Die verschiedenen Arten des Menschen aufzusuchen, zu bemerken und nachzuzeichnen, wurde nun mein Lieblingsstudium. Ich finde einige Menschen von anderen ganz verschieden an Knochenbau und Form. Um mich hierüber verständlich zu machen, müßte ich Zeichnungen beilegen, deren ich auch viele gemacht habe, welche die Gattungen der Menschen deutlich unterscheiden. Ganz besonders hat man in Rom Gelegenheit, die Menschen zu studiren, da ein großer Theil derselben dort noch ohne Bildung aufwächst und sein Naturell ohne Verstellung, seine Leidenschaften ohne Scheu zeigt. In den gebildeten Ständen, die sich zu mäßigen und ihren Charakter zu verstecken wissen, hält dies natürlich schwerer. Ich ging deshalb oft an Oerter, wo Menschen von der niedrigsten Classe sich versammeln, z. B. in die Osterien, besonders in eine hinter dem Capitol nahe beim Tarpejischen Felsen. Hier sah ich einst einen Menschen eintreten mit einem heroischen Gesichte und gebietender Sprache. Kaum grüßte er und das Wenige, was er sagte, war nur so obenhin. Seinen dicken Knotenstock warf er in die Ecke und fragte den Oste, was er zu speisen habe? Der stellte sich vor ihn hin, wie ein höflicher Wirth thut, wenn er einen hohen Gast empfängt, und sagte: „Vossignoria a da commandar,“ nannte alle seine Suppen, Gemüse und Fleischarten her und deckte gleich auf mit Servietten und Tellern. Der Angekommene schüttelte bei vielen Sachen den Kopf und wählte endlich, wo denn der Wirth gleich

hinaus eilte und das Verlangte mit einem: „ecco è servita Vossignoria“ brachte. Dann setzte sich der Fremde mit einer sehr verwegenen vornehmen Miene hin und speiste. Und wer war dieser vornehme Gast? Ein Bettler, den ich oft auf der Straße und vor der Kirche hatte liegen sehen und mit wimmernder Stimme sein: „fratello da al tuo povero fratello una limosina“ ausrufen hören. Hier erschien er anders. Sein Gespräch enthielt gleich Urtheile über die Menschen und über das Neue, was sich gestern und heute in der Stadt zugetragen. Alles, was er sagte, war kurz und treffend. So sprach er über den Verfall und das Sinken alter großer Familien in Rom! „Heute sah ich die Ducheſſe N. N. mit ihrem Gefolge in die Kirche gehen; sie gab mir noch das Almosen; aber wie knapp! Seitdem der Sohn verheirathet ist, vergeht das Haus. Noch gestern Abend verspielte er so und so viel; — die neue Verordnung der Cammer wegen des Getreides hat der Kornhändler N. bewirkt und bringt dem Staate so viel Schaden; — das Haus des N. erhält sich noch immer in seiner Würde; zwar eingeschränkt an Pracht, aber seine Hoheit im Almosenspenden besteht und es geht seinen alten Gang; alle Bediente der Voreltern sind noch im Hause, alle in Ruhestand gesetzten Bediente erhalten pünktlich ihren Gehalt, ed il decoro della casa resta immobile.“

Einen anderen alten Bettler sah ich zuweilen in den Osterien in Rom, der mir nicht minder interessant war. Man nannte ihn „il gobbo Casparo“; er hatte eine vortreffliche Tenorstimme und unterhielt damit das Volk auf der Straße, wenn er bei Laune war, sehr gut. Dieser Mensch brauchte nur ein paarmal eine Arie aus Opern singen zu hören, um sie gleich richtig nachsingen zu können. Oft habe ich auch unter seinen gedrängten Zuhörern auf

der Straße gestanden und mich besonders an seiner komischen Gestalt ergötzt, wenn er (der bucklige Casper) die Bravourarie eines Helden sang, z. B. Alexander's des Großen! Dann sagte er vorher in voller Begeisterung zu den Umstehenden: „macht mir Platz, damit ich den erhabenen Helden würdig vorstellen und mich in seinen Charakter ganz versetzen kann." So ging er bis an die Mauer des Hauses zurück, trat auf einmal hervor und begann seine Arie, die die Zuhörer erschütterte und in eine wahrhaft erhabene Stimmung versetzte. Ich hörte, wegen dieses Mannes habe man sich in seiner Jugend viel Mühe gegeben, um seine seltenen Anlagen und schöne Stimme auszubilden; Fürsten hätten ihm Wohnung in ihren Palästen, schöne Kleider, Geld und die besten Capellmeister zu Lehrern gegeben und überhaupt alles Mögliche angewandt, um ihn die Musik aus dem Grunde lernen zu lassen; aber er habe dies nur eine kurze Zeit ausgehalten und bald seine schönen Kleider weggeworfen und gesagt, das mache ihm zu viel Mühe, die zu schonen, und das Lernen sei ihm unausstehlich, er wolle keinen Zwang und lieber arm, aber frei und frank wie zuvor leben. Ich war begierig, diesen Alten näher kennen zu lernen; und da ich in seinem Kopfe Charakter sah, redete ich ihn einst an, als er an einer Straßenecke lag, und sagte zu ihm, daß ich ihn gern abzeichnen möchte, ob er gegen Bezahlung zu mir kommen wolle? Man giebt gewöhnlich drei Paoli in Rom dafür. Er war damit zufrieden. Ich zeigte ihm das Haus und bestimmte die Stunde. Am anderen Morgen war er genau um die festgesetzte Zeit bei mir. Ich fing gleich an, seinen Kopf zu zeichnen, der sehr charakteristisch und ungewöhnlich war, ein Gemisch von Kraft, Unbill und Selbstgenügsamkeit. Ich suchte ihn im Gespräch auf seine Lebensweise zu leiten. Er erzählte mir, das Freie, Fröhliche habe

ihn immer angezogen; die Schönheit und der Menschen schöne Werke, la grandezza e magnificenza zu sehen, habe ihn gereizt, nach Spanien zu gehen, wo er sich erfreut habe; doch gebühre Rom der Vorzug. Dies sei der würdigste Fleck der Erde, wo Hoheit und Schönheit beisammen wären und wo sich auch am wöhnlichsten leben lasse. Sein größtes Behagen sei, im Kreise unbefangener, guter Freunde ein Gespräch zu halten; Rom sei angefüllt von köstlichem Genusse für Auge und Ohr! „Will ich der Welt Schönheiten sehen, so werfe ich mich an eine Straßenecke auf die Erde, im Winter in die Sonne, im Sommer in den Schatten, und sehe das Gewimmel der sich vor mir vorbeitreibenden Menschen und ergötze mich an den blühenden Gestalten und schmuckvollen Schönheiten, die daherwallen. Ist ein Fest, o dann giebt's in diesem Strome frommer Christen sättigenden Genuß für's Auge! Dann lege ich mich auf der Kirchentreppe nahe am Eingange nieder; und will ich noch mehr Genuß, so gehe ich hinein und lege mich einer Capelle mit einem schönen Bilde gegenüber und höre die Musik. Was kann köstlicher sein, als, indem das Auge die Kunst des Malers, des Bildhauers und des Architekten bewundert und sich ergötzt an den mit prächtigen Blumensträußen gezierten Altären, vor denen Gottes schönste Blüthen, kindliche, fromme Menschen, in heiliger Andacht knieen, das Ohr begierig die schwellenden Töne des himmlischen Gesanges einsaugen zu lassen und so in unnennbarem Entzücken zu schwimmen. Alles dieses ist mein und kann mir nicht genommen werden, und diese meine größte Freude kostet nichts!" „Dann," fuhr er fort, „habe ich auch Bekanntschaft mit den Custoden der Gallerieen; die wollen mir wohl und laden mich oft freundlich in die schönen Bildersäle ein, wo ich denn mit Muße die schönen Gemälde betrachten kann.

So kenne ich fast alle Schätze, die Rom besitzt." — Ich fragte ihn hierauf um seine Meinung über manches Bild. Zu meiner großen Verwunderung gab er mir fast lauter Urtheile, die mit denen der Kenner übereinkamen. „Welches Bild hältst Du denn für das vorzüglichste in Rom?" fragte ich ihn. „Das ist keiner Antwort werth," versetzte er; „denn das schönste und angenehmste Kunstwerk spricht sich genugsam aus!" „Nun welches denn?" „Das Göttermahl, die Hochzeit der Psyche von Raphael in der Farnesina! Da sind die göttlichen Gestalten versammelt! Alles ist festlich mit Kränzen und Guirlanden aufgeschmückt; hoch, erhaben und freundlich schweben die Götter und Göttinnen in der blauen Luft, ohne daß sie, wie wir anderen Sterblichen, Grund unter ihren Füßen nöthig haben. Wenn ich mich recht vergnügen will, bitte ich den Custode, mir den Saal aufzuschließen. Hier lege ich mich auf den Boden und kann nicht aufhören, diese seligen Wesen über mir zu beschauen, dafür singe ich ihm dann eine Arie, auch zwei, auch wohl drei!" — Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn, was er, da er gar kein Gewerbe treibe oder andere Einkünfte habe, anfange, wenn Tage kämen, wo ihm die Geschenke mitleidiger Menschen mangelten? „Das geschieht nie," war seine Antwort! „Der schlechteste Tag bringt mir 3 Bajocchi ein und ich habe nur 1½ nöthig, um zu essen und zu trinken; also 1½ überflüssig. Sollten mir auch diese fehlen, so esse und trinke ich doch; denn viel sind meiner Bekannten und meiner Freunde. Die Wirthe, wo ich mein Geld verzehre, haben mich gern und borgen mir, da ich nichts Anderes nöthig habe, als ein wenig Suppe, ein Glas Wein und ein Stückchen Brot. Kommt mir die Lust an, zu essen wie die Fürsten, so habe ich es gleich. Ich brauche nur in irgend einen Palast eines Großen zu dem Koch zu gehen und ihm

eine Arie zu singen; dann bekomme ich Pasteten, Braten, den besten Wein, Malaga, Gebackenes und Zuckerwerk. Doch wahrlich, es schmeckt mir besser, wenn ich im Winter um ein Kohlenfeuer für meine drei Bajocchi im Kreise vertrauter Freunde esse." — Es schien mir immer mehr der Mühe werth, einen solchen Charakter recht ausführlich und genau in der Zeichnung darzustellen. Zwei Vormittage hatte ich schon daran gearbeitet; aber die Vollendung schien immer schwieriger zu werden. Nun ging ich wieder zu ihm an die Straßenecke, wo er gewöhnlich saß, und bat ihn, heute wiederzukommen. Er schlug es aber rund ab und sagte, er möchte heute nicht die Treppe steigen. Ich erwiederte ihm, er habe gewiß kein Geschäft oder andere Einnahme zu erwarten, die drei Paoli werth sei, welche ich ihm gäbe; er möge sich also entschließen und zu mir kommen, da ich meine Arbeit darnach eingerichtet und diesen Tag dazu bestimmt habe. — „Das mögt ihr wohl für Euch gethan haben," antwortete er, „aber bei mir steht der Sinn nicht darnach, heute bei Euch zu sitzen; ich bin alt und mag die Treppe nicht steigen. Verdenkt es mir also nicht, denn ich würde es mir verdenken, wenn ich es thäte." — All' mein Bereden und Versprechen half nichts. Er antwortete mir gar nicht mehr.

Das milde Klima, die leichte Art, den Körper zu bedecken und zu nähren, die nachsichtige Regierung, welche meistentheils die Menschen ganz nach ihrem freien Willen leben und handeln läßt, Alles kommt zusammen, um in Rom mehr, als an jedem anderen Orte Menschen finden zu lassen, die ihren Charakter ungebändigt und rein aussprechen. Selbst die Kirche begünstigt dieses, indem sie die schützt, welche eigenmächtig Rache nehmen, und so den verkehrten Glauben nährt, daß nur durch diese der Zorn zu besänftigen sei. — So kam einst ein Mann, aus Bethlehem gebürtig, nach

Rom. Er war voll Fanatismus für die Lehre Christi; nannte sich dessen Landsmann und predigte auf den Straßen, wo sich viel Volk um ihn versammelte. Es wurde ihm freilich einige Male untersagt, weil er nicht dazu berufen sei und Unordnung verursache; allein er hielt sich als Landsmann Christi doch dazu berufen, und wenn er von der einen Straße weggewiesen wurde, begann er in einer anderen seine Predigt von Neuem. Eines Tages predigte er auf Monte Cavallo, nicht weit von der Wohnung des Papstes, und da er keinem Gebote, sich hinwegzubegeben, Gehör geben wollte, so wurden Sbirren ausgesandt, ihn gefänglich einzuziehen. Allein auch denen widersetzte er sich, sie für Diebe, Mörder und Häscher scheltend, und drohete ihnen, wenn sie ihn ferner in seinem heiligen Amte beunruhigten, sie zu behandeln, wie sie verdienten. Aber diese bemächtigten sich seiner und paternosterten ihn. Dies geschieht auf folgende Weise: Man schlingt eine kleine eiserne Kette mit runden Kugeln um das Handgelenk, was so schmerzhaft ist, daß der stärkste Mann durch die unerträgliche Pein, welche die Kugeln auf den Knochen verursachen, folgsam wird! Dieser Mensch aber achtete dessen nicht und suchte sich mit Gewalt von der Kette zu befreien, die, je mehr er sich anstrengte, sich um so fester zuzog. Nun wurde er wüthend und mit der Kraft eines Rasenden streifte er durch einen starken Ruck sammt der Kette Haut und Fleisch wie einen Handschuh ab. Darauf fuhr er auf die erschrockenen Häscher los, schmetterte mehre von ihnen zu Boden, eilte zum Palaste des Papstes, bahnte sich gewaltsam einen Weg durch die Schweizer-Wache und drang so in die Zimmer des Papstes. Vor diesen trat er hin: „Statthalter Gottes auf Erden, Deine Diener der weltlichen Regierung schicken Häscher, welche Diebe und Mörder fangen sollen; allein sie unterstanden sich, mich,

einen Landsmann Christi, anzufassen, während ich Christi Lehren predigte, um das sündhafte Volk vom Wege der Hölle auf den allein seligmachenden Weg zum Himmel zu leiten. Sieh', wie ich blute! Diesen Handschuh streifte ich ab und das ganze Lederkleid, welches das sündige Fleisch bedeckt; das ist kein Schmerz, denn meine Seele hängt an dem Erlöser!" Der Papst und die Cardinäle erschraken; doch besannen sie sich bald und wußten die Sache zum Vortheil zu wenden, indem sie ihn zum griechischen Beichtvater an der Peterskirche ernannten. — Später traf ich diesen Menschen einmal bei dem russischen Etatsrath von Wießen, wo ich zufällig äußerte, daß der Martin Luther doch der erste Heilige wäre. Dies brachte den Bethlehemiter so auf, daß er mir seine Calotte geradezu in's Gesicht warf.

Einst hatte ich Gelegenheit, noch einen solchen kräftigen, jähzornigen Menschen zu sehen. Ich war mit einer Gesellschaft Römer nach Fiumicino gefahren, wo die Tiber in's Meer fließt, um dort am Strande frisch gefangene Fische zu essen, welche die jetzigen wie die alten Römer noch immer für die köstlichste Speise halten. Die Gesellschaft bestand aus munteren, kraftvollen Männern, worunter mehre waren, denen das Messer nur lose in der Scheide saß und die keine vermeinte Beleidigung ungestraft hingehen ließen. Wir waren unterwegs recht lustig; es wurde fleißig getrunken, so daß die Köpfe heiß und die Stimmen laut wurden. Hier angelangt, machten wir gleich den Handel mit den Fischern am Ufer richtig und kauften, wie das hier gewöhnlich ist, den künftigen Fang im Voraus auf gut Glück. Während das Netz ausgeworfen wurde, machten wir Feuer mit dem vom Meere angespülten Holze und setzten Kessel und Pfannen darüber. Der Fang fiel so glücklich aus, daß mehr Fische herausgezogen wurden, als wir brauchten. Nun

ging das Hochleben recht an. Die Italiener sind fast alle auch Köche und verstehen wenigstens eben so viel davon, wie unsere deutschen Frauen. Jeder war beschäftigt; dazu kamen noch die mitgebrachten Pasteten und Braten; es ward wacker geschmauset und tapfer getrunken. Als nun das Mahl in lauter Fröhlichkeit und Lust geendigt war, wollte die Gesellschaft diese sandigen Ufer mit den interessanteren auf der anderen Seite der Tiber, wo große Ruinen lagen, vertauschen. Wir gingen also an der Tiber hinauf und suchten einen Kahn. Endlich fanden wir einen Mann; der saß am Ufer des Flusses und schnitzte mit dem Messer an einem Holze. Diesen fragten wir, ob nicht ein Kahn in der Nähe sei? Er bejahte es, blieb aber in seiner gebückten Stellung sitzen und schnitzelte fort. Dann wurde er gefragt, ob er nicht den Kahn gegen eine Vergütung herbestellen wolle? „O ja," sagte er, „das will ich thun;" fuhr aber immer fort zu schnitzeln. „So mach geschwind, wir haben Eile," ward ihm zugerufen. „Gleich," erwiederte er, und schnitt noch den letzten Span von seinem Holze im langsamen Aufstehen. „Geschwind, geschwind!" riefen die Meisten mit hastiger Stimme. Er schaute verwundert auf und sah uns an. Nun sprang einer aus der Gesellschaft, ein ausgezeichneter Bramarbas vor ihn und fuhr ihn mit drohender Stimme an: „Mach geschwind, oder ich werde Dir Beine machen, Du phlegmatischer Klotz!" — Nun stand er auf, richtete sich immer höher und schien größer zu werden; der Zorn stieg ihm in den Kopf; er blies den Odem aus der Nase, wie wenn gepreßter Wind durch eine Röhre braust; leuchtend rollten die Augen und wie ein schwarzes Donnerwetter, worin Tod und Verderben, zog es sich um die Augenbraunen. So ergriffen und bemeistert von Zorn, stand er ohne Bewegung und Stimme da, das Messer in der

Hand, das Holz auf der Erde. Sein Blick war so erschreckend, daß die Gesellschaft mehre Schritte zurücktrat. Dann begann er mit Donnerstimme: „Verflucht sei Eure Seele, die ich gleich aus dem Körper jagen und dorthin senden werde, wie ich schon so Manche hingesandt habe; und das waren ganz andere Männer, als Ihr elenden, übermüthigen Würmchen! Wißt! io sono uomo e Romano! So laß ich nicht mit mir sprechen! Darum bin ich hier in dieser Wüste! Ist das eine Art, einen Mann anzureden, der Euch willig einen Dienst thun will?" — Die Gesetzteren aus unserer Gesellschaft suchten ihn zu besänftigen und sagten, es sei nicht so gemeint gewesen und nur im Scherz gesagt. „Was Euch Scherz ist, ist mir Ernst," entgegnete jener; „auch in meiner unglücklichen Verbannung wollt Ihr leichtsinnige Uebermüthige mich beunruhigen? Mein Glück habe ich verloren, weil ich Wahrheit von Falschheit, Recht von Unrecht, Scherz von Ernst trennen wollte! Ich bin, thue und fühle noch im Unglück, was ich im Glück that! Nichts unausstehlicher ist mir, als frecher Uebermuth! Ihr Frevler! entfernt Euch aus meinen Augen!" — Zu mehrer Verständlichkeit dieser Worte muß man wissen, daß diese Gegend öde, wüst und ungesund ist und oft große Verbrecher zur Strafe hierher verbannt werden, welche auf die Büffelochsen in den Sümpfen achten müssen und die einzigen Menschen sind, die man hier von Zeit zu Zeit gewahr wird. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als den Anblick dieser Gegend. Es scheint Alles ausgestorben zu sein; Sand oder Sumpf läßt keinen Baum, keine frische Pflanze wachsen; nur einige dürre Meeruferpflanzen erblickt man hier und da; kein Leben regt sich; nur die Wellen, welche an's Ufer laufen; kein Geschöpf findet hier Nahrung! Desto merkwürdiger war es, daß wir von einer unzähligen

Menge Wespen geplagt wurden. Diese armen Geschöpfe waren hierher verirrt durch ein Schiff, das mit Rosinen beladen war, von deren süßem Geruche angezogen, sie diesem bis an's Meerufer den Strom hinunter gefolgt waren. Als das Schiff in See ging, waren sie am Lande zurückgeblieben und konnten weder Nahrung noch den Rückweg finden. Sie waren vor Hunger ermattet, so daß sie auf Hände und Gesicht fielen und diese zu benagen suchten. — Nur die lustige und fröhliche Gesellschaft hatte bei den Mehrsten von uns die düsteren Umgebungen vergessen machen; mir gewährte außerdem der Fischfang viele Freude. Unter den gefangenen Fischen befand sich der Zitteraal, der, sowie er angerührt wird, einen elektrischen Schlag von sich giebt. Außerdem wurde auch ein kleines Fischchen mit herausgezogen, welches die Fischer gleichfalls nicht anrühren, sondern, sobald sie es sehen, ein Loch in den Sand machen, es hineinstoßen und dann niederstampfen. Sie sagen, es steche und sei giftig. Ein Mann aus unserer Gesellschaft bestätigte dieses; denn da er den kleinen Fisch nicht kannte und ihn anfaßte, wurde er durch den Kamm, welchen der Fisch gleich einem Barsche auf dem Rücken hat, zwischen die Finger so gestochen, daß er sich vor Pein in dem Sande herumwälzte. In dem aus dem Meere gezogenen Schilfe untersuchte ich die Bewohner des Schlammes und fand manches wundergestaltete Gewürm. Dann sondirte ich auch die Fischarten und fand darunter einen Fisch, dem saß ein Insect, ein gepanzerter Käfer, hinter dem Ohre fest angeklammert und sog seine Nahrung aus dem Fische. Der arme Fisch war mager und krank; denn er konnte sich auf keine Weise von diesem Feinde befreien. Ich erschrak. „Frei wie ein Fisch im Wasser," pflegt man zu sagen; und dieser arme Schwimmer, dem das große Weltmeer offen steht, hat seinen Feind beständig an

sich und trägt ihn mit sich, wohin er auch geht! — So angeklammert trägt mancher Mensch auch seinen Feind an sich, der ihn nagt und aussaugt und den er vergebens abzustreifen versucht! — Ich bemühte mich, das Insect loszureißen. Dies schmerzte den Fisch, denn er riß das Maul weit auf und erregte Mitleid ohne Laut und Stimme. Wie es losgetrennt war, sah die Stelle, woran es gesessen, rothgelblich aus, wie eine alte Wunde, die in Fäulniß übergeht; es lief auch ein gelber Saft heraus. Ich gab dem Fische die Freiheit wieder; er war aber so kraftlos, daß ihn die Wellen lange wälzten, ehe er in die Tiefe kommen konnte. Die Fischer nennen dieses Insect, das ungefähr von der Größe eines großen Pfirsichsteines ist und dessen scharfe Füße durch die Fischschuppen gehen, eine Fischlaus.

Da ich vorhin von Menschenbeobachtungen sprach, so will ich hier nur noch eines Beispieles der Art gedenken. Einst hörte ich während eines starken Regens auf der Straße singen. Eine zitternde Männerstimme trug, vereint mit Kinderstimmen und einer Frauenstimme, ein geistliches Lied vor, dessen Melodie freilich nur hüpfend war. Die Neugier trieb mich an's Fenster und da sah ich durch den dichten Regen ein Bild des Mitleids und Erbarmens! Eine arme Savoyardenfamilie sang, um sich eine milde Gabe zu erwerben. Mann und Frau trugen einen Korb mit rothbäckigen Kinderchen, die wie Rosen blüheten; die größeren gingen nebenher mit gefalteten Händen, das eine mit einem offenen Buche, und sangen. Alle Menschen, die das sahen, wurden so von Mitleid ergriffen, daß sie aus den Thüren mit Gaben gelaufen kamen und ihnen aus den Fenstern Geld und Brot zuwarfen. Der Regen, der sich ihnen in Wassergüssen aus den Rinnen auf den Kopf schüttete, die schwache zitternde Stimme, die sich mit Andacht aus des Mannes Brust

erhob, der vom Elend, vom Gehen und Tragen schwach und müde war: alles dieses mußte das Gemüth ergreifen! Ich sah hier ein heiliges Haupt, so wie Guido den Papst malt, wo er, knieend vor dem Altare, mit bebendem Munde für das Menschengeschlecht um Segen betet.

Sehr rührend war es mir auch, als einst ein Vater seinen Sohn bestrafte, der mit Bettelkindern vor den Thüren gesungen hatte. Der Knabe hatte nämlich gesehen, daß die armen Kinder mit ihrem schlechten Singen nichts erwarben, und ihnen deshalb im Singen geholfen, daß sie etwas bekämen.

SLUB
Wir führen Wissen.

IX.

Neapel.

(1787 — 1799.)

SLUB
Wir führen Wissen.

1. Reise mit Goethe.

Am 22. Februar 1787 reiſete ich mit Goethe von Rom nach Neapel. Es wurde mir leicht, ihn auf alles Sehenswürdige aufmerkſam zu machen, was ſich auf dieſem Wege zeigte, den ich ſchon ein Mal zurückgelegt hatte, da mir die ſchönſten Stellen noch lebhaft in der Erinnerung waren. Faſt jeder Stein von den alten verfallenen Gräbern in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgeſucht und in's Auge gefaßt. Zunächſt ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tiberthales überſieht. Dieſe Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und ab. Unſer Vetturino machte vor einer Oſteria Halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir ſtanden eben an der ſteilen Wand dieſes Hohlweges, um die verſchiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräuſch dicht hinter uns vernahmen. Indem ich mich umwandte, ſah ich einen Wagen mit Ochſen beſpannt den ſchrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte ſo gewaltig auf die Ochſen, daß ſie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwiſchen unſerer Sedia und uns durch ſtürmte er herunter und der Führer lief ganz beſtürzt hinterher. Man denke ſich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgeſetzt,

ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädert worden und ich mit ihm! Unser Vetturino, der den Wagen herunterstürmen sah, kam herangestürzt, um seine Pferde zu retten; aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, jagte der Ochsenwagen schon vorbei. Wäre dieser auf sein Fuhrwerk gestoßen, so war Alles zertrümmert. Der Vetturino blieb wie versteinert stehen und biß sich auf die Finger, den Ochsenführer mit grimmigem Zorne anschauend, und sagte fluchend: „Per Christo ed i Santi! Könnten es alle Heiligen im Himmel Einem verdenken, einen Mord zu begehen! Was hindert mich, Dir eine Coltellata zu geben?“ Der erschrockene Ochsenführer konnte sich noch nicht von seinem Unglück erholen, als ihn der erzürnte Vetturino in noch größere Gefahr setzte. Er blieb in so demüthiger, gebückter Stellung, wie ein von aller Hülfe Verlassener, da, wo die tollen Ochsen zu rennen aufgehört hatten, stehen, daß er Mitleid erweckte. Der Vetturino fing nun an ruhiger zu werden, biß sich aber noch immer auf die Finger und sagte: „Es ist ein Jammer, wenn Einer Lenkseile über Ochsen hat und weiß sie nicht zu führen!“ — Die Gefahr war indessen so blitzesschnell vorübergegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte, was mir lieb war. So glücklich das Unglück auch abgelaufen war, so hatte es mich doch verstimmt und es überfiel mich ein Schauder, wenn ich daran dachte, daß die Ochsenhörner und der schwere Wagen uns so nahe am Rücken vorbei gerannt waren. —

Auch die pontinischen Sümpfe passirten wir. Von ihnen ist viel Land gewonnen und urbar gemacht worden; aber es ist auch mit Menschenblut gedüngt. Freilich sagt man, daß zu großen Zwecken große Mittel angewandt werden

müssen; hier galt es, eine reiche Fruchtkammer für kommende Geschlechter zu schaffen.

In Neapel war unser erster Weg zum Cavaliere Venuti. Ich hatte ihn schon in Rom kennen gelernt bei dem Bildhauer Albacino, von dem er Statuen restauriren ließ für den König von Neapel. Man wollte die farnesischen Kunstsachen nach Neapel schaffen und dort ein Museum errichten. — In Neapel erneuerten wir unsere Bekanntschaft, und er erwies mir ungemein viele Höflichkeit und wahrhafte Freundschaft. — Er führte uns nach Pompeji; seine Gemahlin und der Kupferstecher Georg Hackert waren auch mit.

Ich freute mich der Insecten, die hier in unzähliger Menge im Grase leben. Bei jedem Tritte fliegen diese Geschöpfchen hervor, die bei ihrer zierlichen Gestalt auch die schönsten Farben haben. Wenn sie die Flügel ausbreiten, schimmert das höchste Purpurroth hervor, andere haben das glänzendste Azurblau, wieder andere sind von Orangefarbe. Die verschiedenen Arten sind nicht zu zählen, eins ist schöner als das andere und ich mußte mich nur in Acht nehmen, indem ich den Fuß niedersetzte, die lieblich schimmernden Wesen nicht todt zu treten. Bei jedem Tritte sprühen sie wie Funken aus dem Grase und der Grund wimmelt davon. Die meisten haben Psycheflügel.

In einem Saale des Museums stehen die alten römischen Kaiser in zwei langen Reihen und wirken wie Contrefaits im großen Ahnensaale der Geschichte. Auf ihren Gesichtern kann man den Herodian und Tacitus repetiren. Nero tiefsinnig, ein sich seiner nicht bewußt gewordener Held, die langen aufwärts stehenden Ohren wie ein Thier zum Lauschen reckend; Tiber, Hohn und Verachtung zwischen die feinen Lippen klemmend, die von zwei Backenwülsten umgeben sind, niedrige Stirn, steife Haare, spitze Nase;

Trajan (Napoleon) viel Beweglichkeit in dem melancholischen Gesichte, große Augen; Galba dicken Hals mit feinem Kinn; Titus (Bourbon) behaglich; Otho glatte, unbestimmte Majestät; Maximin schönen Kopf, skeptischen Zug; Heliogabal, Hyänenschönheit; Marcian, gewöhnliches Weibergesicht; Vitellius, Aehnlichkeit mit dem jungen Könige von Neapel, nur schärfer, älter; Antonin, kolossale Büste, volles Gesicht, freundlich; Domitian, Aehnlichkeit mit Trajan, aber daneben Züge von Grausamkeit; Caracalla, schönes, wildes Räubergesicht aus Calabrien; Commodus, Kopf von einzigem Ausdruck! unbedeutend; Lucius Verus, sehr besorgten Backenbart, Solonsgesicht; Caligula, ungeheuren Hinterkopf, breiten Mund zur spitzen Nase; Augustus, Melancholie, napoleonisch, sehr italienische Nase, hohe Stirn, Mund verachtend; Nerva, gemeines, scharf durch Alter gezeichnetes Gesicht; Vespasian und Hadrian wie Titus, drei recht behagliche Bierwirthe; Cäsar beherrscht sie Alle, denkende Stirn, lachenden Mund, glanzvolle bedeutende Majestät.

Viele glauben, daß nur die Holländer Thiere gemalt hätten; aber auch die Griechen haben ihre Kunst auf Darstellung der Thiere angewandt. Es läßt sich auch leicht denken, daß ein so feines Volk, welches sogar ein Denkmal baute für einen Vogel, der einem Kinde gestorben war, die Thiere beobachtete, gern um sich hatte und auch oft in der Kunst nachahmte. Ein Beweis sind die gemalten Thiere aller Art, welche man in Herkulanum und Pompeji sieht. Die Zeichnung, der Charakter und das Eigenthümliche der Bewegung ist vortrefflich. Löwen, Tiger, Adler haben wir viele von ihnen; aber auch kleine Thiere, u. a. eine Amsel, die eben hüpft, um eine Weinbeere zu naschen. Diese momentane Eigenheit der Bewegung setzte mich in Verwunderung

und schwebt mir noch vor Augen. Auch von kleineren Vögeln, die oft so traulich in den Hecken sitzen, sind einige in Herkulanum gemalt, und zwar so eigenthümlich, daß man daraus sehen kann, wie sie die Thiere studirten. Besonders war der Adler, der mächtigste der Vögel, ein Liebling der alten Bildhauer und Maler. Man findet noch sehr viele von großer Kunst; u. A. ist uns ein stehender Adler von Marmor aus der guten Zeit der Bildhauerei übrig geblieben, welcher vermuthlich neben einer Statue Jupiters stand. Er ist voll majestätischer Kraft, sein Blick drohend und flößt Furcht ein. Besonders die kleinen gemalten Adler in Herkulanum sind mit vielem Geiste und Leben ausgedrückt. Die Griechen waren an den Genuß des Auges gewöhnt. Um ihm Nahrung zu verschaffen, malten sie an die Wände ihrer Wohnung leichte Bilder, welche die Phantasie und das Nachdenken weckten. Um es nicht kostbar zu machen, wurde mit weniger Zeit nur die Andeutung einer Naturkraft dahin gemalt. Das Treiben der Natur z. B. war oft nur durch einen Zweig mit Laub, Blüthe und Frucht angedeutet; mit einem Gewande das unergründliche Geheimniß der Natur, das hinter einem Vorhange verborgen liegt, von geflügelten Sphinxen bewacht; ein Adler deutete auf den Jupiter, die hohe Gewalt; Keule und Bogen auf den Herkules; eine Taube mit dem Myrtenzweige auf die Venus; ein Kopf auf das geistige Wirken der Natur. Aus seinem Scheitel steigt eine Blüthe, aus dieser winden sich Ranken in Zirkeln. In regelmäßigen Kreisen zirkelt die Natur; aber ihre Kinder, die Sprossen, sind von mannigfaltiger Art. An diesen Sprossen naschen Ziegen und auf den Zirkelbogen wiegen sich Genien. Aus der Mitte der Ranken steigt eine Kornblume auf, aus deren Blumenkrone eine Natter springt, welche ein Ibis hascht. Hier wieder entfalten sich Thiere

aus den Blumen und zeigen die Kraft des Entfaltens, das Leben der Staubfäden an. Ein Hirsch setzt durch die Ranken, durch ihre verschlungenen Arme mit seinem Geweihe sich Bahn machend und dem Tiger entgehend, der ihn verfolgt. Eine Hirschkuh tränkt ihr Kälbchen und zeigt uns die ernährende Mutterliebe.

Als ich in das Herkulanum, in diese geistige Welt kam, fühlte ich mich wirklich von dieser Erde weggerückt. Da ist die Phantasie in ihrer Blüthe! Welche Ideen, welch' ein Auge für das Schöne haben die Menschen gehabt! Alle diese Gebilde der Phantasie nannte man auf eine ungeschickte Art „Arabesken". Allein die Verzierungen der Araber sind unbedeutende Schnörkel. Sie haben nichts gemein mit diesen Bildern des heiteren Lebens. Die arabischen Erfindungen sind, als wenn Einer schön schreiben will und erst die Feder in allerlei Zügen und schlanken Strichen versucht, ob sie mit Schatten und Licht schreibt. Unter den willkürlichen Schwüngen kommen zierliche Buchstaben in die Schnörkel. Leicht wird es dabei dem Künstler, auch Figuren von guter Stellung und Wendung anzubringen, aber dem Liebhaber wird es schwer, sie herauszufinden. — Der schöne Genius des Griechenvolkes aber bildete wie der Schöpfer mit Bestimmtheit und Klarheit. Ordnung, Schönheit, Bedeutung und Leben leitete seinen Kunstsinn. Die Araber hingegen überladeten ihre Gebäude und Gefäße mit sinnlosen Figuren, von denen sie selbst keine Vorstellung hatten. Man findet diese grillenhafte Kunst einer ungebildeten Hand noch viel in Italien und sie hat Veranlassung gegeben, die griechischen Bilder, welche voll Bedeutung sind, Arabesken zu nennen. Selbst Raphael und auch neuere Künstler haben ohne Bedenken griechische, gothische und arabische Bilder so vermengt, daß man die echten von den falschen nicht zu unterscheiden

vermöchte, wenn nicht die wieder aufgefundenen Städte Herkulanum und Pompeji eines Besseren belehrt hätten.

Nachdem wir uns lange an der schönen Gegend ergötzt hatten und vom Anschauen der ausgegrabenen Antiken und so vielfacher Gegenstände ermüdet waren, gingen wir nach Torre dell' Annunziata, wo uns in einer Osteria ein Mittagsmahl erwartete. Hier wurde viel gescherzt; aber der rechte Spaß begann erst nach dem Essen. Wir gingen an den Strand des Meeres, welcher gerade hinter dem Hause war. Die Meisten streckten sich hier auf den Sand nieder, der sanft wie Sammet ist. Doch war ihre Ruhe nur von kurzer Dauer. Sie sprangen bald wieder auf und der gute Lacrymä-Christi, welcher in die Köpfe gestiegen war, that seine Wirkung, besonders bei Hackert. Sie fingen an zu schäkern und sich mit Sand zu werfen. Die Marchesina Venuti, welche einen munteren Geist hatte, wollte sich nicht überwinden lassen. Beide Hände griff sie voll Sand und warf damit. Nun wurde der Kampf allgemein; Jeder wurde beworfen und Jeder griff nach Sand; anfangs nur nach trockenem, dann nach feuchtem und endlich nach ganz nassem, so daß Alle ganz übertüncht wurden. Dann fielen sie erschöpft zur Erde; aber kaum ausgeruht, erneuerten sie den Kampf mit noch größerem Eifer. Jetzt wurde nur nach dem nassesten im Wasser gegriffen; der Gegner wollte das Einsammeln dieser anklebenden Munition verhindern und stieß den, welcher sich eben danach bückte. Dadurch kam der in's Wasser, und damit auch der Andere naß würde, zog er ihn nach. So begann nun der Kampf im Meere. Sie benetzten sich mit Seewasser und trieben sich in dem nassen Elemente umher, wo dann die Kampflust abgekühlt wurde. Ganz ermattet streckten sie sich auf den Sand an die Sonne; in kurzer Zeit war Alles wieder trocken, der Sand fiel ab

und ließ nicht den geringsten Fleck nach. Das Ufer ist hier so flach, daß man weit in's Meer hineingehen kann, ehe das Wasser bis an die Waden steigt. Goethe hatte sich vom Kampfe abgesondert und klopfte Stücke von den Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen, und untersuchte die Steinarten. — Von da fuhren wir mit Venuti nach seinem Hause. Alle Abende versammelte sich bei ihm eine Gesellschaft von Liebhabern der Künste und Wissenschaften. Da wurde über Vielerlei gesprochen. Er besaß viele Kunstsachen, Antiken von Bronze, hetrurische Vasen, und war für einen Dilettanten ein braver Zeichner und Maler. Unter Andern hatte er den Homer gemalt, wie er sitzt und singt, um ihn her die Helden des trojanischen Krieges im Elysium als Schatten; eine Composition, welche ihm Ehre machte und sein dichterisches Talent zeigte.

Dann suchte ich meinen Freund Kniep auf, der schon geraume Zeit in Neapel lebte; aber Niemand konnte mir seine Wohnung angeben. Selbst Hackert wußte sie nicht, und Alle, die ich nach ihm fragte, hatten ihn wohl zuweilen gesehen, aber sein Aufenthalt war Niemandem bekannt. Ich hatte Goethen schon Vieles von ihm erzählt, von seinem ausgezeichneten Talent und der großen Geschicklichkeit im Landschaftzeichnen, welchem Fache er sich ganz gewidmet hatte, so daß auch Goethe begierig geworden war, ihn kennen zu lernen. Daß es ihm nicht gut gehe, hatte ich wohl gehört. Leider verkehrte er nur mit Menschen, die unter ihm standen, die ihm stets ehrerbietig zuhörten und ihn für etwas Großes hielten, während er Alle floh, von denen er merkte, daß sie nicht viel aus ihm machten. Endlich bezeichnete mir ein alter Lohnlakai sein Haus; ich ging hin und fand ihn in der obersten Etage. Als ich an die Thür klopfte, rief eine schwache Stimme: „herein!“ Aber

ich kannte sie gleich, und als ich aufmachte und er mich sah, sprang er von seiner Zeichnung auf, umarmte mich und sagte: „Ihr kommt mir wie ein Schutzengel!“ — In seiner Stube herum hingen viele Zeichnungen von den schönsten Gegenden Neapels, die er alle an Ort und Stelle aufgenommen hatte. Die Arbeit, womit er sich eben beschäftigte, war für einen Holländer, dem ich ihn von Rom aus empfohlen hatte. Es fehlte ihm gar nicht an Bestellungen; aber seine Preise waren zu gering und er arbeitete zu lange an seinen Sachen, weil er Alles auf's Genaueste ausführen wollte. Dabei konnte er nicht bestehen. Als er hörte, daß auch Goethe in Neapel sei, stieg seine Freude noch höher, und er ging gleich mit mir, um ihn zu sehen. Dem gefiel er und von nun an war er täglich bei uns. Goethe bestellte bei ihm Zeichnungen von neapolitanischen Gegenden, und ich rieth ihm, statt meiner den Kniep mit nach Sicilien zu nehmen; der könnte ihm die schönsten Gegenden auf der Reise zeichnen, und so entstände daraus ein doppelter Vortheil: für Kniep wäre diese Reise ein Glück auf zeitlebens und Goethe erhielte durch die Zeichnungen ein sichtliches Andenken daran. Dies wurde denn auch beschlossen; Kniep reiste mit.

Eines angenehmen Tages erinnere ich mich, den wir in Bajä zubrachten. Prinz Christian von Waldeck, der zu der Zeit in Neapel war, lud uns ein, mit ihm jene Gegend zu sehen. Nachdem wir den Golf von Bajä durchfahren und die Gegend durchwandert hatten, speiseten wir in einer Villa, welche einem Freunde des Prinzen gehörte. Sie lag auf der Höhe der Solfatara und hatte die schönste Aussicht auf den Golf von Pozzuolo.

Der Prinz von Waldeck war mir sehr gewogen, bestellte verschiedene Arbeiten bei mir und bezahlte sie sehr gut. Er kaufte auch eine Sammlung Medaillen, antike Bronzen,

Statuen, Portraits in Oel und Miniatur, worunter werthvolle Bilder von Guido, Caracci, Bloemen u. s. w. Von meinem Freunde Trippel ließ er Goethe's Büste in Marmor fertigen. — Beiläufig muß ich doch noch eines mir interessanten Vorfalles gedenken, den ich mit Goethe in der Locanda di Mariconi hatte. Goethe forderte Wasser zum Trinken, und da ich auf Alles Acht gab, was er zu sich nahm, so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, warnte ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiederte, daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser und aus der Cisterne, woraus sie Alle täglich tränken. Wir besahen es genau und fanden es voll lebender Insecten von wunderbaren Gestalten; krebs- und taschenkrebsartige, mit Scheeren und ohne Scheeren, aalförmige u. s. w., welche mit der lebhaftesten Bewegung durcheinander schossen. Goethe meinte: „Das Wasser kann gut sein; schmecken doch Austern und Krebse und andere Meererzeugnisse gut; aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein." Er trank es, wir ließen uns die Cisterne zeigen und schöpften mit einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpfen hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die producirende Natur in dieser warmen Gegend.

2. Rückkehr nach Rom mit dem Prinzen von Waldeck

(im Mai 1787).

Als ich von Goethe in Neapel Abschied genommen, der mit Kniep nach Sicilien reis'te, kehrte ich im Mai desselben Jahres mit Prinz Christian von Waldeck wieder nach Rom zurück. Da die Postillons, welche von einem solchen Herrn reiche Trinkgelder zu erwarten haben, in der Regel sehr schnell fahren, so ging es denn auch fast immer in Galopp und mein Blut ward durch das rasche Fahren so erhitzt, daß, als wir in Rom ankamen, ich die Nacht vor Hitze nicht zu bleiben wußte und mich nach frischer Luft verlangte. Kaum graute der Tag, so ging ich in's Freie. Hier sah ich einen Mann gegen mich heranreiten, der mir im blauen Morgennebel größer erschien, als er wirklich war. Er hatte ein braunes Schaffell um und vor sich ein paar Lämmer über dem Pferde liegen, die an der Seite herunterhingen. Diese dunkle Mannes-Erscheinung auf dem schwarzen Pferde machte meine Phantasie rege. Ich überdachte im weiten Umfange, was der Mann sei und wie er erhaben über alle Geschöpfe herrsche. Er macht sie sich unterthan, nutzt sie zu seinem Gebrauche, holt sie aus den Forsten, von den Höhen, fängt sie auf den ausgebreiteten Ebenen; keins kann ihm entgehen, er eignet es sich zu. Er schlachtet es, zieht ihm das Fell ab und kleidet sich damit; bereitet sein Fleisch zum Leckerbissen, beladet ein anderes Thier damit, setzt

sich selbst darauf und läßt sich hintragen, wo es ihm beliebt zu speisen. — Als mir eben die Zeit lang wurde, blieb ich vor dem Kloster zur Kirche S. Maria del Popolo stehen, wo gerade der Pförtner in der Thür stand. Ich fragte den alten Mann nach einem gewissen Bilde, welches ich bisher vergebens in der Kirche gesucht hatte. Er sagte mir, daß sich dasselbe nicht in der Kirche, sondern im Kloster befinde, und ich wurde in das Zimmer geführt, das man die Foresstiera nennt, wo die reisenden Pfaffen einlogirt werden. Hier sah ich das Bild mit großem Vergnügen, aber auch mit großer Rührung; denn ich dachte, ich stehe in dem Zimmer, in welchem einst Doctor Martin Luther wohnte! —

Als ich auf dem Rückwege an die Stelle kam, wo mir der Mann zu Pferde begegnet war, fiel es mir ein, daß dies ein Stoff zum Malen sei, nur müsse er veredelt werden, denn Schafe, die am Pferde hängen, sind ein erbärmlicher Gegenstand. Indem ich in meinem Hause die Treppe hinaufstieg, fielen mir von Stufe zu Stufe schönere Geschöpfe ein, welche ich anbringen könnte: der Mensch, das Pferd, der Hund, der Löwe, und als ich auf der höchsten Stufe war, der Adler. Ich ging gleich dabei und machte ein kleines Bild davon. So entstand schon vor vierzig Jahren diese Idee, welche ich erst später in's Große ausführte. Da Kenner die Zusammensetzung lobten und Liebhaber es oft von mir zu haben verlangten, so ist es im Kleinen, vor der größeren Ausführung, schon viele Male vorhanden. Ich nannte es „des Mannes Stärke". De Rossi, der die Werke der jüngeren Künstler durch eine Zeitschrift der übrigen Welt bekannt machte, schrieb vortheilhaft über dieses Bild, und auch Visconti kam, es zu sehen, und führte mir verschiedene römische Prinzen zu, denen es gefiel.

3. Rückkehr nach Neapel im Juli 1787.

Schon während meines Aufenthalts mit Goethe in Neapel äußerten der Cavaliere Venuti und mehre seiner Freunde den Wunsch, daß ich dort bleiben und Director der Malerakademie werden möchte, mit deren besserer Einrichtung man eben umging. Der damalige Director Bonito war ein ziemlich geschickter Maler, aber ohne Kenntniß und gründliches Studium. Alle Kunstsachen, die hier und da zerstreut waren, sollten gesammelt und gehörig aufgestellt werden. Vom Cavaliere Venuti bekam ich nun häufig Briefe, in denen er mich auf's Freundschaftlichste einlud, und mehre Freunde schrieben mir das Nämliche. Endlich kam er selbst nach Rom, um die Statue des farnesischen Herkules abzuholen. Er ließ sie einschiffen, und als er selbst im Juli 1787 zu Lande nach Neapel zurückkehrte, ging ich mit ihm, in Gesellschaft der beiden Gebrüder Hackert.

Philipp Hackert, der sich in Neapel niederlassen wollte, ließ sich vorher in Rom Silberzeug machen. „Die Neapolitaner sollen nicht glauben," sagte er, „daß ich's bei ihnen verdiene, sondern sehen, daß ich es hinbringe." Er kam also nicht allein mit Anstand, sondern mit Pomp. Das machte die Neapolitaner aufmerksam und sie waren darauf bedacht, für ihre Stadt und Künstler ehrenvolle Einrichtungen zu treffen. — Im Grunde brachte auch ich mehr Geld hin, als ich von Neapel bekam, durch die Fremden, welche meine

Sachen kauften. — Zuerst logirte ich dort bei Hackert im Palast Francavilla; später nahm ich mir eine Wohnung neben dem Palast des Gesandten Hamilton, weil ich doch den größten Theil des Tages dort zubrachte.

An Lord Hamilton hatte ich einen großen Gönner und Freund. Wie natürlich, war dieser Liebhaber und Kenner der Künste für mich der vorzüglichste Mann in Neapel. Er war auch in jedem Betrachte ein seltener Mensch. Die Gabe, sich Jedem gefällig zu zeigen, besaß er im höchsten Grade, und mit seiner offenen Geradheit zog er alle Menschen auf eine so einnehmende Art an sich, daß in der großen Zahl seiner Bekannten Jeder sein bester Freund zu sein glaubte. Von Großen und Geringen wurde er geliebt und geschätzt; auch gehörte er wiederum Jedem wirklich an und gab sich freundlich hin. Er war ein Weltmann, der sich die Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen und sie zu genießen verstand; unbenutzt verstrich ihm kein Moment. Er war ein überaus guter, ein ausgezeichneter, auserlesener Mensch! Sein Haus, der Sammelplatz aller Leute von Geschmack, war mit Kunstsachen aller Art ausgeziert. Allgemein berühmt ist seine Sammlung von Vasen, an die er viel wendete, um die Kenntniß von dem guten Geschmacke griechischer Zeichnung zu verbreiten. Anfangs hatte er nur wenige, die er mir oft mit großer Freude zeigte, indem er die Einfachheit und doch so große Innigkeit ihrer Darstellungen rühmte. — Er hatte auch antike, geschnittene Steine und Gemälde. Seine besten Gemälde waren: „eine Venus mit dem Amor" von Campagnola und „ein lachender Knabe" von Leonardo da Vinci; letzteres Bild hatte ihm eine Dame in ihrem Testamente vermacht und es wurde von ihm sehr in Ehren gehalten. — Auf seiner Treppe hingen die Köpfe der beiden Philosophen, deren einer die Welt beweint, während der

andere über sie lacht. Dazwischen ein Bild von Salvatore Rosa, der manchmal Satyren schrieb und malte. Es stellte „einen Mann dar mit einem Papagei und einem Affen auf den Schultern; neben ihm stand ein Schafbock mit großen Hörnern." Der Sinn dieses Bildes war nach seiner Meinung: siamo pappagalli, scimie e becchi cornuti. — Hamilton hatte auch in seinem Zimmer verschiedene sinnreiche Sprüche angeschrieben, u. A. „wo es mir wohlgeht, ist mein Vaterland." Das wollten einige seiner Landsleute ihm nicht gelten lassen. Er hatte seinen König aber gebeten, ihn als Gesandten immerwährend in Neapel zu lassen, weil ihm Italien und die Künste so sehr gefielen und er von da aus seinem Vaterlande nützen zu können hoffte. Das that er denn auch. Er war schon etliche dreißig Jahre dagewesen, als ich seine Bekanntschaft machte. Nie habe ich ein angenehmeres Cabinet gesehen, als das, worin er wohnte und schlief. Die Gemälde an den Wänden waren nur Kleinigkeiten, aber alle von einem Sinn und Inhalt, der ihn erfreute und seinem Geiste Manches auf eine angenehme Art wieder in Erinnerung brachte. So war darunter eine Zeichnung nur mit der Feder gekritzelt von einer Dame, seiner Freundin, die ihre Kinder im Momente, wie sie sich auf der Erde über einander herumwälzten, in einer artigen Gruppe gezeichnet hatte. Mancher würde eine solche Zeichnung gar nicht aufbewahrt haben; aber er hielt sie in Ehren wegen der Naivetät, womit sie aufgegriffen war und welche einem Maler, der immer die Kunstregeln im Sinne hat, vielleicht nicht so geglückt wäre. — Alles hing hier durch einander: die verschiedenen Eruptionen des Vesuvs und anderer benachbarter Vulcane auf den liparischen Inseln; daneben ein kleines Bild von Heinrich Roos, „eine Hirtenfamilie, die mit ein paar Schafen ruhig und genügsam beisammen sitzt";

dann ein berühmter kriegerischer Pascha; ihm zur Seite eine Medaille mit dem Kopfe eines großen Gelehrten; sein Nachbar das Miniaturbild einer berühmten Schönheit. Das Ganze schien ein Chaos; aber wenn man es nur recht betrachtete, so erkannte man den gefühlvollen, sinnigen Bewohner dieses Cabinets, der die verschiedenen Gegenstände mit Geschmack und Wahl angebracht hatte. Die Wände zeigten sein Inneres. Ein anderes Balconzimmer, das in der obersten Etage an der Ecke lag, von wo man die freie Aussicht auf den Meerbusen genoß, hatte er selbst auf eine sinnreiche und überraschende Weise gebaut und ausgeziert. Der Balcon war ganz um die Ecke herum gezogen, so daß man im Halbzirkel eine unermeßliche Aussicht umfaßte; den anderen Halbzirkel machten die inneren Zimmerwände. Diese und die Thüren waren mit großen Spiegeln bedeckt, in welchen sich die Gegend darstellte. Saß man nun auf den Polstern, die rundherum angebracht waren, so glaubte man im Freien auf einer Felsenkuppe über Meer und Erde zu sitzen. Dies war Hamilton's Lieblingsort, wo er zu lesen pflegte. Eines Tages kam ich zu ihm und fand ihn allein auf dem Sopha ausgestreckt, mit einem Buche in der Hand, im lauten Lachen. „Nein," sagte er, als ich ihn um die Ursache des Gelächters fragte, „es ist zu toll, was für dummes Zeug die Leute machen. Seht, da habe ich ein curioses Buch, wie ich deren viele kaufe. Was von seltenen Büchern in Neapel zu haben ist, müssen die Antiquare mir bringen und ich schicke es nach England, wo dergleichen sehr gesucht wird. Da finde ich nun in diesem Buche die Beschreibung, wie man in Palermo einer Hexe den Proceß gemacht und sie öffentlich verbrannt hat. Es ist Alles auf das Ausführlichste erzählt, und unter Anderem auch, wie auf dem Platze, wo die Execution vor sich gegangen, die vor-

nehmsten Damen der Stadt auf Gerüsten gesessen haben und mit Sorbet und Eis bedient worden sind. Stellt Euch nur die Scene vor: wie die Damen mit den Eisbechern in der Hand dasitzen, im vollen Putz, zu ihrer Kühlung Sorbet schlürfen und gemächlich zusehen, wie die arme Creatur da im Feuer umkommt!"

Außer jenem Balconzimmer, welches von allen Fremden bewundert wurde und dadurch, daß er auf Bitten eines Freundes die ganze Aussicht in die Runde von dem geschickten Landschaftszeichner Don Tito Lusieri zeichnen ließ, die Veranlassung zu den ersten Panoramen gab, welche kurz darauf in London erschienen, hatte er noch einen anderen Lieblingsaufenthalt auf einem kleinen Landhause am Posilipp. Dies war auf einem Felsen hart am Meere. Hier hielt er sich in der heißen Sommerzeit auf und holte mich gewöhnlich in Begleitung der Mylady ab, um mit ihm daselbst zu speisen und den Nachmittag zuzubringen. Oft versammelten sich dann unter den Fenstern Knaben, welche baten, man möchte, damit sie ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen zeigen könnten, Geld in's Meer werfen. Dies geschah. Sie rangen zusammen auf einer hohen Mauer, um Einer den Anderen in's Meer hinunterzustoßen. Oft hingen ganze Gruppen zusammen, die sich hinabstürzten. Da sah man wunderbare Stellungen und Wendungen und die schönsten Körper. Auch unter den Soldaten, welche des Sommers im Meere baden mußten und compagnieweise dazu commandirt wurden, gab es die verschiedensten und trefflichsten Formen und Gestalten. Die Bäcker und Holzsäger in Neapel gehen, bis auf kurze Beinkleider von Leinen, nackend; die Lazzaroni sind kaum bekleidet. Man thut fast keinen Schritt, ohne der Menschengestalt frei von aller Hülle zu begegnen.

Des Sonntags veranstaltete Hamilton gewöhnlich

nach Tische eine Spazierfahrt auf dem Meere; eine Barke mit Musikanten fuhr nebenher. Abends war Conversation bei ihm. Er erzählte sehr launig und lachte gern über die Verkehrtheit in den Meinungen und dem Betragen der Menschen. Was er sagte, war sehr kernig und fast immer im lustigen Gesellschaftston. Einst sagte er von sich selbst, in seiner Jugend habe er als Cadet den Krieg in Flandern mitgemacht; zu jener Zeit hätten die Offiziere noch Spontons geführt und ihm hätte, als er in Reihe und Glied gestanden, eine Kugel das oberste Ende seines Spontons weggeschlagen. Da habe er gefunden, daß er eigentlich mehr Talent für's Civil- als für's Militair-Wesen besitze.

Auch sah man bei ihm allerlei Naturproducte; die Leute wußten, daß er ein Liebhaber alles Seltenen war. Einst zeigte er mir einen lebendigen Meerpolypen, das Medusenhaupt, welches die Fischer ihm gebracht hatten. Die Langsamkeit, mit welcher dies Geschöpf Theil für Theil nach einander regt, giebt einen wunderbaren Anblick. Die Bewegung seiner krummen Arme oder Fußspitzen gleicht dem allmäligen Vorrücken eines Uhrzeigers. Er hielt es lange in einem gläsernen Gefäße, wo man es beobachten konnte. Einmal brachten sie ihm auch einen Fisch mit sechs Füßen und zwei Papillonsflügeln, deren Ränder mit schönen violetten Streifen eingefaßt waren. Es verging beinahe kein Tag, an dem nicht etwas Neues bei ihm zu sehen gewesen wäre.

Ich malte damals ein Bild, worauf ich den Kopf der Mylady Hamilton verschiedene Mal anbrachte. Sie hatte die Züge ihres Gesichts so in der Gewalt, daß sie die Leidenschaften und Empfindungen auf's Deutlichste ausdrücken konnte. In Leid und Freude war die Lebhaftigkeit und Wahrheit der Darstellung gleich stark. Das Bild stellte den Orest dar, der am Opferaltare steht. Seine Sinne sind

verwirrt; er sieht nichts mehr auf dieser Welt; in sich gekehrt, denkt er sich seine Ankunft in der Unterwelt, wo ihm seine Bekannten entgegenkommen. Er grüßt seinen Vater Agamemnon und seine Mutter. Die Priesterin Iphigenia erkennt in ihm den Bruder; sie fliegt zu ihm, umarmt ihn, den Gefundenen, lange Ersehnten; aber er ist kalt, fühlt nicht der Schwester Umarmung, hört und empfindet nicht, was die Stimme der Schwester sagt. Er drückt sie von sich, und so versunken er in seinem Geiste ist, so aufgeregt dagegen ist die Schwester. Die Gefühle der Seele sind in äußerster Bewegung, sie hat den Bruder gefunden und den Gefundenen verloren. Sie hält ihn im Arme und hat nichts; sie spricht mit ihm und er mit den Schatten. Hinter ihm zu beiden Seiten sind Furien. Die Eine fliegt um ihn herum, man sieht die Wendung ihres Fluges am rollenden Gewande; die Andere hebt das lang herunter hangende Haar über das bedeckte Gesicht empor und schauet aus düsterem Nachtgrauen ihn mit hohlen Augen gräßlich an.

Zu allen diesen Köpfen hatte sie mir den Ausdruck von dem Seelenzustande einer jeden Person vielmals dargestellt, so daß ich ihr nur nachzubilden brauchte. Selbst beim Orest konnte mir ihr Gesicht die Gemüthsbewegung zeigen, von welcher ein Mann in dieser Lage ergriffen ist. Ebenso bei den Furien, deren Gesicht immer schön sein kann, wie es die Kunst erfordert, und doch ist der Schreck und der Abscheu darin zu sehen. So in der Meduſa das Kalte, Abgestorbene, und dabei hat das Gesicht die schönsten Formen. Auch zeigt sich in dem schönen Gesichte der Niobe der versteinerte Schmerz, so wie in dem schönen Kopfe der sterbenden Amazone. Der Dichter kann Furien als häßlich beschreiben, weil die Gedanken fortrücken; der Maler aber darf das nicht, weil beim Anschauen der Gegenstand immer vor Augen bleibt.

— Das Gesicht der Lady Hamilton blieb immer schön, wie es war, und doch konnte sie mit der geringsten Bewegung, indem sie nur die Oberlippen ein wenig hob, eine Verachtung hineinlegen, welche vernichtete. Den Kopf der Iphigenia habe ich so treu als möglich nach ihr gemalt; denn da war nichts davonzunehmen, noch zuzusetzen. Als ich daran malte, fügte es sich, daß eben Hamilton hereintrat und ihr einen Brief brachte, der ihr den Tod eines Freundes anzeigte. Sie wurde so ergriffen von Schmerz und Wehmuth, daß sie in die heftigste Bewegung ausbrach. Die Stellungen, in welchen sie sich hin und her wandte, bald gebückt in tiefer Trauer, dann mit aufgehobenen Armen jammernd, dann hingesunken, den Freund beklagend, dann sich selbst betrauernd, — dies Alles zu sehen, war für einen Maler viel werth. — Das Bild von Orest und Iphigenia malte ich für den Prinzen Christian von Waldeck. Nach seinem Tode bekam es sein Bruder, der regierende Fürst von Waldeck, bei dem es in Arolsen hängt.

Der beste Kopf, welchen ich nach ihr gemalt habe, war ein Studio zu einem Bilde, wo Andromache ihren Gemahl, den Hektor, bittet, sich für sie und ihr Kind zu schonen. Auch dieses Gemälde ist im Besitze des Fürsten von Waldeck. Den Kopf der Andromache habe ich sehr fleißig nach Lady Hamilton ausgeführt und mich bemüht, den Ausdruck des Flehens zu erhaschen, und genau die Form ihres Gesichts, vorzüglich den Mund nachgeahmt, der in der Antike nicht schöner zu finden ist. Auch viele Zeichnungen habe ich nach Lady Hamilton gemacht, in allerhand Stellungen. Besonders des Abends in Caserta, wo wenig Gesellschaft war. Während Hamilton und Andere sprachen, zeichnete ich. In welcher Stellung sie auch war, sitzend, stehend, liegend —

ste war immer malerisch. Hamilton gefielen diese Zeichnungen, er bewahrte sie und schloß sie in seine Schatulle.

Zum Hektor, in dem eben erwähnten Bilde, fiel mir ein Kopf ein, den ich gesehen hatte, wo Spanier mit den Stieren fechten. Unter den Zuschauern saß nämlich ein Hirt, der seinen Muth kaum halten konnte, in die Schranken zu springen, um besser mit dem wüthenden Stiere zu kämpfen, als die Kämpfer von Profession. Als ich nach Hause kam, zeichnete ich gleich den Kopf, so frisch, wie er mir vor der Seele stand. — Darum soll man denn auch einen guten Gedanken in dem Augenblicke, wo er einem einfällt, niederzeichnen; denn er kommt so feurig und geistig nie wieder. Zu diesem Zwecke soll man immer Feder und Papier in Bereitschaft haben, und es ist sehr gut, wenn das Papier etwas einsaugt, damit es den Strich willig annehme, weil sonst leicht durch die Materie der Geist verloren geht. So skizzirte ich die Zehen der Cassandra, und hätte ich dieselben bei der Ausführung nicht immer vor Augen gehabt, so würde mir der Fuß nicht gelungen sein. Auch hat mich die erste Skizze von dieser Gruppe immer bei der Ausführung geleitet. So habe ich auch nach einem Schornsteinfeger, der vielleicht der schönstgewachsene Mensch hier war, die Beine des Achilles gemacht. Und wie vielen edlen Gestalten und Gesichtern begegnet man im gemeinen Leben, die verdienten, von jedem Künstler verewigt zu werden! Ich habe Männer gesehen, die schon mit einem Winke ihrer Augenbraunen geboten. Ein Abbate aus Puglien, der mir Vasen verkaufte, glich ganz einem indischen Bacchus; ein hannöverscher Cavallerie-Officier bei Göttingen hatte die majestätische Gestalt eines Gottes und den Kopf eines jungen Jupiter; so sah ich einen schönen jungen Polen in Neapel, er war blond mit goldenen geringelten Locken, seine Gesichtsfarbe wie

Rosen; ein Stallknecht in Rom glich dem Menelaos, er war weiß wie Elfenbein; der Pascha von Cairo, den ich hier in Neapel verschiedene Male in Gesellschaft traf, war ein überaus schöner Mann, den ich auch zeichnete. Er schien ein Jupiter, hatte dabei die zarteste weiße Frauenfarbe, wie Lilien und Rosen, einen schwarzen glänzenden Bart und schöne Hände. So begegnete ich auch einem Straßenpflasterarbeiter von Kupferfarbe und der Gestalt des Herkules, und einem jungen Mann aus Kiel, mit schöner Rosenfarbe, heiteren Augen, dunklem Haar, sein Backenbart lag zierlich auf den Wangen. Das schönste Frauengesicht sah ich auf einem Feste in Rom: schwarze Augen voll Anmuth und Liebe, Wohlwollen und Sanftmuth, Form und Farbe in höchster Vollkommenheit, und eine strotzende Blüthe glühete in ihrem ganzen Wesen. Gräfin Kameke: schöne Augen mit sanftem, niedergeschlagenem Blicke, die langen schwarzen Wimpern machten dunklen Schatten. Einst sah ich zwei Mädchen, die ihren schönen Nacken über ein Klöppelkissen beugten. Die zierlichen Finger warfen die Klöppel auf dem Spitzenkissen durch einander; der Busen wurde vom Licht beleuchtet, und da es noch nicht dunkel war, so schien der blaue Tag auf die Schattenseite, die einer Lilie glich, deren Schattenseite eine Rose bescheint. Es fehlte zu den Beiden noch Eine, und die drei Grazien waren vor mir! Wer ein Bild von Correggio betrachtet hat, der wird gesehen haben, was für Zauber im Schatten auf weiblicher Fleischfarbe herrscht, und wer den Hals der „Madonna della Sedia“ von Raphael sieht, der weiß, welch ein Zauber in der beleuchteten Fleischfarbe der Frauen sitzt.

Hin und wieder beschäftigte ich mich auch mit dem Portraitiren. So malte ich einen jungen Engländer, Mylord Bristol, stehend in Lebensgröße; auch den Fürsten Aremberg, den

Prinzen Schwarzenberg, Mad. Skawronsky u. A. Doch wich ich oft aus, wenn Personen mich darum angingen, von denen kein Bild zu machen war, das auch zugleich angenehm für das Auge sein mußte. Zuweilen aber hatte ich Gelegenheit, welche zu malen, die sich der beste Künstler nicht vollendeter in seiner Phantasie denken konnte und die mit den schönsten Idealen wetteiferten. So ward mir dieses Glück mit der überaus schönen Charlotte Campbell, der Tochter des Herzogs von Argyle. Ich hörte von Allen, daß man sie in England für die Schönste halte. Ich hatte sie schon einige Male in Gesellschaft und auf Spaziergängen gesehen, wo ich ihre schlanke Gestalt bewunderte; doch nie, wie einmal im Freien aus der Entfernung, in welcher man die Figur recht übersehen konnte. Dies traf sich bei einem Vorfalle, der mir sehr günstig war. Der König hielt eine Jagd. Viele Gesandte und Fremde waren eingeladen, um zuzusehen. Unter den Damen war auch Charlotte Campbell. Als die Jagd beendigt war, eilten Alle nach ihren Wagen, die auf einem freien Platze im Walde im weiten Kreise durch einander standen. Die meisten dieser waren mit sechs Pferden bespannt. Man sah die Gesellschaft in einzelne Gruppen getheilt; Einige gingen, um ihre Wagen aufzusuchen; Andere ließen diese zu sich heranfahren; die Bedienten und Läufer riefen die Kutscher, und nachdem König und Königin eingestiegen waren, ging Alles wild durch einander. Die Herren und Damen, welche zum Gefolge Ihrer Majestäten gehörten, schlossen sich gleich an, als die ersten Wagen fortrannten. Die Kutscher der Gesandten haben die Ambition, daß Einer dem Andern vorzukommen sucht. Jeder Kutscher sucht daher seine Herrschaft zuerst in den Wagen zu heben und fährt ihr entgegen, wo er sie erblickt. Ich war mit Hackert gefahren und wollte zu

unserem Wagen gehen. Wie viele Andere, gerieth auch ich zwischen die hin- und herjagenden Equipagen. Auch der Herzog von Argyle kam, seine Tochter am Arme führend, als eben ein Wagen gegen sie heranzufahren schien. Die Tochter erschrak, verließ den Arm und floh, um sich zu retten. Wohin sie gelaufen war, kam ihr ein anderer Wagen in vollem Galopp entgegen. Sie kehrte wieder um, eilte diesem aus dem Wege, und als sie zu einem freien Platze geflohen war, kamen ihr wieder andere Equipagen entgegen gerannt. So floh sie vor Angst von einem Orte zum anderen, zwischen den eilenden Wagen durch. Das Gefühl ausgenommen, welches man für sie empfand, weil sie ihr Leben in Gefahr glaubte, war es ein herrlicher Anblick für den, der Augen hat für die schnelle, angestrengte Bewegung einer schönen Gestalt. In einigen Tänzen sieht man wohl schöne Wendungen, aber was ist das gegen dieses natürliche Laufen, Drehen, Umkehren, Unentschlossene und Schnell-Entschlossene! Jede Wendung war ausdrucksvoll und zeigte deutlich sowohl ihr Inneres an, wie auch die schlanke, jugendliche Gestalt, weil sich das Gewand durch den Druck der Luft, durch welche sie so zu sagen durchfloh, dicht anschloß. Was ich sonst nur in der Kunst bewunderte, die schönen, jugendlichen, fliehenden Gestalten an den Basreliefs und den schwebenden Tänzerinnen auf den herkulanischen Gemälden, das sah ich hier in der Natur. Keine absichtliche Anordnung hätte so geschickt in Ausführung bringen können, was hier das Ungefähr that. Alles trug mit dazu bei, Ort und Zeit, besonders der Wald mit dem grünen Rasen, wo ich die leichtgebauten Hirsche und Rehe und die Jäger zu Pferde hatte laufen sehen. Wie bei auserlesenen Festen, welche Eindruck hinterlassen sollen, das Vorzüglichste bis zum Ende aufgespart wird, so konnte ich alles Vorhergehende

gleichsam nur als Vorbereitung ansehen zu dem, was dem Auge nun geboten wurde: die schönste, schlanke, menschliche Gestalt, welche floh, wie der erschrockene Hirsch leicht zwischen den Bäumen hindurch eilt. So schwebt Aurora vor dem Sonnenwagen her! — Einige Tage nachher malte ich sie: „sitzend in einem Walde, eine Notenrolle auf dem Schooße, mit dem aufgehobenen Arme einen Zweig herniederbiegend und einen Hirsch lockend, der sich an den Blättern laben sollte.

Hier fällt mir ein, daß ich noch einiger interessanter Bekanntschaften zu gedenken habe. Mir war schon längst von einem Manne gesagt, der große Einsichten und eine lebhafte Einbildungskraft besäße. Wir kannten uns nur von ferne. Beide hatten wir uns schon durch Freunde sagen lassen, daß wir einander bekannter zu werden wünschten. Da begegnete er mir einmal hinter der Schweizer-Caserne. Er und ich waren gerade von Freunden begleitet, die mich ihm vorstellten. Dieses Begegnen von Ungefähr und das glückliche Zusammentreffen begeisterte ihn. „Ich wollte Euch schon längst in Eurer Arbeitsstube besuchen," sagte er, „um Euch da kennen zu lernen; aber den rechten Mann erkennt man auf jeder Stelle." — Dieser excentrische Mensch hielt sogleich eine ausschweifende Rede über die Stelle, wo wir standen. Wir hatten auf der linken Seite die Schweizer-Caserne, welche die weite Aussicht auf das Meer versperrte, und rechts sah man den schönen Berg Posilippo hinauf, die Carthause und das Castell S. Elmo. „O! wenn die Menschen klug wären," sagte er, „und thäten, was sie sollten, wie leicht könnten sie sich die Welt zum Himmel schaffen! Hier" — indem er mit der Hand auf die Caserne wies — „hier haben sie dem Auge das Herrlichste versperrt; wir stehen hier an einer der schönsten Aussichten der Welt und doch sehen wir Nichts, als Scheußliches; dort aber" — hier

zeigte er auf den Berg Posilippo — „dort auf jener Höhe sollte das königliche Schloß stehen! Das wäre eine würdige Wohnung für den Regenten! Das schöne Gebäude würde ein prächtiger Anblick für die Anschauer sein, Achtung einflößen für den Herrscher und Genuß geben Allen, die es sähen!“ — Gleich machte er auch den Plan, wie auf der Höhe von Pancrazio der ausgebreitete Palast des Königs stehen sollte, die Seitengebäude für seine Dienerschaft. Die Anhöhe mußte mit Gärten bebauet werden, mit geschlungenen Wegen, wo er hinuntergehen könnte, wenn er frische Luft genießen wollte. Zur Auffahrt müßten Terrassen und Lustgärten sein, die Gebäude aber herunter bis an's Meer gehen, dabei mit Colonnaden und schwebenden Gärten versehen sein. Da stand denn nun der in's Meer gebaute Sommerpalast, immer mit kühlender Seeluft umgeben; hier ragten die schönen Seitengebäude hervor; dort lagen die Lustschiffe, dem Volke zum Vergnügen. Auf den Gipfel des Pancrazio setzte er einen Tempel und nahm den größten von Pästum, genau mit allen Maßen copirt, von wo aus man denn nach allen Seiten sehen könnte, wenn der Feind von außen käme, und von wo aus man, er komme zu Lande oder zu Meere, ihn bekämpfen und vertreiben könnte. — Auch für die Wachen waren Gebäude angebracht: „Das Castell S. Elmo würde dann die Stärke und der Schutz der Länder und der Zaum des Volkes.“ — Darauf sorgte er für einen botanischen Garten und eine Menagerie. Die Gebäude der königlichen Regierung schlossen die Seite gegen die Stadt, wo in den Gerichtshöfen die Gerechtigkeit für's Vaterland gehandhabt würde. Alle Häuser hatte er schon in Gedanken niedergerissen, sowie die große Caserne, wovor wir eben standen, aus welcher viele weißgefärbte Kleidungsstücke hingen. Sie dauerte mich auch nicht, da ich in der

Phantasie diese Herrlichkeit schon bewunderte. Ich übersah von oben herab die prächtigen Gebäude und Gärten mit den schönen Gruppen von Bäumen, auch das Meer, die kostbaren königlichen Kriegs- und Lustschiffe, die weite Aussicht gegen den Vesuv; sah da die Sonne aufgehen, die sogleich mir ihre Strahlen hierher warf. — Nun wendete ihm Einer ein: „Aber so majestätisch Euer königliches Gebäude ist, so kann es nur im Wunsche sein! denn das Land könnte die Kosten nicht aufbringen und würde dadurch in Schulden kommen." „Nein," sagte er, „im Gegentheil: es würde das Land beglücken und bereichern! Die Menschen sind nur darum arm, weil sie keine großen Werke unternehmen. Jetzt leben sie im Elende und sind den Reichen zur Last; hier müßten sie durch Lohn zur Arbeit angewiesen werden! In Kurzem kehrt das Geld doppelt wieder in den Kasten! In diesem Lande, welches die Menschen überflüssig hervorbringt, können sie ihrer angeborenen Neigung zum Schönen folgen; denn der Mensch hat zum Leben wenig nöthig; die Natur giebt es ihm hier im Sommer und Winter von selbst!" —

Als ich eines Tages nach Hause kam, erzählte ich der Gesellschaft, die bei mir versammelt war, daß ich schon mehre Male einem Manne begegnet wäre, der ein Gesicht habe, das viel Gefühl und Phantasie zeige; aber auch zugleich etwas Kleinliches, als zertheile er mit Scharfsinn die geringste Münze und hüte sich vor jeder Ausgabe. Er sei mir, mit seiner gebogenen Nase wie ein Schaf vorgekommen, doch vermischt mit etwas Wolfsnatur, die vorsichtig spart. Auch sein altmodischer, spaniolbrauner Rock und seine grünen Hosen zeugten von seiner Sparsamkeit. Ich äußerte den Wunsch, diesen Mann kennen zu lernen und sein Gesicht zu zeichnen. Nach dieser Beschreibung sagte Einer: „Nicolo Sale trägt einen solchen Rock und hat eine große Nase."

Ein Anderer fiel ein: „Gewiß, das ist Sale, und er ist mein intimer Freund, den verschaffe ich Ihnen gleich zum Zeichnen.“ Einige Tage nachher wurde er zu mir geführt und ich sah einen herzensgutmüthigen Menschen. Während des Zeichnens erzählte er mir, daß er einen Neffen habe, auf den er viel halte, der großes Talent besitze und dem er daher auch all' das Seinige vermachen wolle, damit dieser der Erbe seiner Familienbesitzungen werde, die hauptsächlich in Wäldern von Kastanien beständen, deren Vortrefflichkeit er mich wolle kosten lassen. Mir schien, sein gutes Gemüth wolle mir dafür Erkenntlichkeit beweisen, daß ich ihn zeichnete; denn sein Freund hatte ihm gesagt, sein Portrait solle auch in Kupfer gestochen werden, und so im Andenken fortzuleben, schien ihm zu gefallen. Als ich mit der Zeichnung fertig war, sah ich, daß ich das, was in seinem Gesichte lag, nicht erreicht hatte, dieses Zwiefache von Enthusiasmus und scharfer Besonnenheit, und bat ihn, so gefällig zu sein, noch einmal wiederzukommen. Ich bestimmte einen Tag, an dem er auch kam und mir einige Kastanien mitbrachte, die auf einen Faden gezogen waren, wie ein Rosenkranz. Er bedauerte, daß sein Vorrath jetzt nicht groß sei; aber wenn die neue Ernte käme, wolle er mich reichlich damit versorgen. — Sein Freund erzählte mir, daß Sale's große, ergiebige Besitzungen in seiner lebhaften Phantasie lägen; die Familie habe zwar etwas Land, wovon sie eben leben könne; er aber sei in seiner Jugend so schwach an Geist und Körper gewesen, daß man ihn zu nichts habe brauchen können, auch nicht zu der geringsten Arbeit. In der Besorgniß, er würde sich den nöthigen Lebensunterhalt nicht erwerben können, sei er in ein Institut gebracht worden, deren es zwei in Neapel giebt, wo Musik gelehrt wird und die Lehrlinge vom Könige unterhalten werden. Hier habe er nun ein Werk über den

Contrapunkt geschrieben, so daß, als er diese Arbeit dem großen Capellmeister Paisiello vorgelegt, dieser die Hände aus Verwunderung über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen habe: „Sale, was hast Du gemacht? Du hast auf mannigfaltige Art zergliedert, was ich nicht möglich glaubte! Viel habe ich studirt, aber wie Du die Töne versetzt hast, ist es mir nicht vorgekommen!“ Dieses Werk soll auf königliche Kosten in Kupfer gestochen sein; aber ich glaube, daß es nicht zu Stande gekommen ist, denn ich habe einige Kupferplatten gekauft, welche auf der einen Seite geschliffen waren, auf der anderen gestochene Noten enthielten. Da ich den Kupferschmied deshalb befragte, sagte dieser, die Platten seien von einem Werke, welches auf königliche Kosten angefangen wäre, aber nun nicht fortgesetzt werden sollte; weshalb man die vorräthigen Platten habe verkaufen lassen.

Auch machte ich Bekanntschaft mit Herrn von Schlangenbusch, dänischem Minister, und mit dem Ritter Italinsky, russischem Minister. Beide stellten Beobachtungen über die Meeresbewohner an; sie suchten nämlich die Lebensart der Fische im Wasser zu belauschen. Eine mühsame und kostspielige Unternehmung! Sie hielten beständig Wachen von Fischern auf dem Meere, um sich benachrichtigen zu lassen, wann sich die Fische sehen ließen. Das mochte nun bei Tag oder Nacht sein, so mußten sie schon eilen, am Orte zu sein; denn die scheuen Meeresbewohner sind schwer zu belauschen und im Husch weg. Die gefangenen Fische, das Aeußere und Innere und die ganze Anatomie derselben zeichnete ihnen Kniep mit strenger Genauigkeit. — Eine löbliche Unternehmung, weil wir noch so wenig von der Lebensart der Meeresbewohner kennen.

Dankbar erinnere ich mich auch noch der Güte und Aufmerksamkeit, womit mich der Hofmarschall Marchese del

Vasto und sein Sohn, Prinz Monte Sanhio, überhäuften. Ich war oft in ihrem Hause, wo noch der Harnisch des Königs Franz I. und das Schwert aufbewahrt wurde, welches dieser dem feindlichen Feldherrn überreichte, als er in der Schlacht bei Pavia gefangen war. Auch befanden sich hier Hautelisse-Tapeten nach Tizian, Begebenheiten vorstellend aus jenen Kriegen der Franzosen und Spanier in Italien. Diese Tapeten wurden, damit wir sie recht besehen konnten, oben auf dem Lastrico des Hauses ausgebreitet.

Von des van Bloemen Nachkommenschaft kannte ich eine Dame, die in Neapel an einen Ingenieur verheirathet war. Ich kaufte ihr eine Zeichnung ab, den „Meerbusen von Neapel." Auch sah ich bei ihr ein kleines Portrait, von Bloemen in Miniatur mit Oelfarben sehr schön gemalt.

Mit dem Gesandten von Tripolis traf ich öfter in Gesellschaft zusammen. Einst besah er die physikalischen Instrumente beim Fiscal Vivenzio. Dieser zeigte ihm die Elektrisirmaschine und elektrisirte Einen von seinem Gefolge, der sich auf seinen Befehl dazu hergeben mußte. Um diesem die Elektricität klar zu machen, stieß ihn der Gesandte gerade in's Auge.

Auch sah ich hier einmal auf der Straße ein dichtes Gedränge um einen Mann, welcher vorgab, von St. Paulus das Geheimniß erhalten zu haben, die Menschen vor dem giftigen Schlangenbisse zu schützen. Dieser Heilige habe nämlich auf der Insel Malta, um dem Volke zu zeigen, daß für ihn die Schlangen nicht giftig seien, eine Viper, die ihn gebissen, in's Feuer geworfen. Diese Macht gegen giftige Schlangen sei von Paulus damals vielen Gläubigen ertheilt, von denen auch er sie erhalten habe. Zur Bestätigung, daß ihm keine Schlange schade, riß er dem Thiere den Mund auf und ritzte sich mit dessen Zahne Wange und Zunge. Auch

versicherte er, daß ihn die Schlange liebe; er gebot ihr, ihm einen Kuß zu geben, führte den Kopf des Thieres gegen seinen Mund, und nun glaubte das Volk wirklich, sie küsse ihn. Viele griffen daher nach den letzten Bajocchis, um sich gegen den Schlangenbiß, der den Landleuten so sehr gefährlich ist, befestigen zu lassen. Er machte seine Formel und gab ihnen im Namen St. Pauli den Segen. Unterdessen griff ich in den Kasten und holte eine Schlange heraus, um sie genauer zu besehen. Auch wollte ich in der Hand fühlen, wie sie sich fortwinde, was wirklich etwas Angenehmes hat; weil man die Ringe spürt, wodurch sie sich fortschiebt. In diesem Augenblicke stierte mich der Mensch an mit seinem Caracals-Gesichte: „Habt Ihr," rief er, „die Benediction des St. Paulus erhalten, daß Ihr die Schlangen ohne Schaden berühren könnt?" — „Nein," sagte ich, „aber ich kann sie eben so gut anfassen, wie Ihr, weil sie kein Gift haben." — „Beim St. Gennaro! In welcher Gefahr seid Ihr gewesen! Ein Glück, daß ich so nahe war! Ihr seid ein Engländer, die nichts glauben, aber ich rathe Euch, laßt Euch gegen den Schlangenbiß befestigen!" — Hierbei nickte er dem Volke zu, welches in höchster Begeisterung war über die Wunderkraft, die es vor Augen sah. Um mich daher keiner Mißhandlung auszusetzen, bezahlte ich lieber. Ich sagte ihm nun, daß ich ein Maler sei; wenn er besondere Schlangen finge, möchte er sie mir bringen, damit ich sie zeichnete. Er versprach mir einen Schlangenkönig, der eine ordentliche Krone auf dem Kopfe habe und durch den alle Schlangen in Verzweiflung kämen. — Nicht lange nachher sah ich diesen selben Menschen in dem Parke zu Caserta. Er sprang in das Gebüsch, winkte mir, zurückzubleiben, indem er eben dem seltenen Thiere auf der Spur sei. Se. Majestät, sagte er, habe ihn zum Hof-Schlangen-

vertreiber ernannt, weil die Schlangen die Fasaneneier auffräßen. Nach einer kleinen Weile huschte er wieder aus dem Gebüsche hervor und that unwillig auf mich, daß ich ihn durch mein Geräusch verhindert habe, jenes Thier zu finden. Kurze Zeit darauf jedoch brachte er mir diesen sogenannten Schlangenkönig. Mit Herzlosigkeit hatte er die Haut auf dem Kopfe der Schlange aufgeschnitten und eine Dornenspitze mit vielen Haken eingeleimt, so daß die Farbe der Dornenrinde von der Farbe der Haut nicht zu unterscheiden war. Ich verwies ihm die Unmenschlichkeit, daß er ein Thier, welches so gut Gefühl habe, wie er, so quäle, und fragte ihn, wie ihm zu Muthe sein würde, wenn man ihm die Haut auf dem Kopfe aufschneiden und eine vielzackige Krone hineinleimen wollte? Nun fuhr er mich wüthend über meine Ungläubigkeit an, und da ihm das Betheuern noch leichter wurde, als das Lügen, so rief er, unter den schauderhaftesten Schwüren, daß seine Seele ewig in der Hölle brennen solle, alle Heiligen zu Zeugen an, daß der Dorn nicht aufgeleimt sei! — Später traf ich ihn noch einmal in dem Parke. Er sah ganz dunkelbraun und sehr elend aus, und ich fragte ihn, ob er krank sei? „Ach," seufzte er, „ich weiß selbst nicht, was mir eigentlich fehlt!" „Ihr habt wohl einmal," erwiederte ich, „mit einer giftigen Schlange Euer Kunststück gemacht, und das ist Euch nicht gut bekommen?" — „Es kann sein!" antwortete er ganz kleinlaut.

Freilich erlaubte ich mir selbst einmal ein ähnliches Schelmenstück, aber doch unschuldigerer Art. Ich ließ mir auf dem Fischmarkte einen großen Krebs kaufen, dessen Schale die Zeichnung eines Menschengesichtes hatte. Ich wickelte ihn in ein weißes Tuch, so daß nur der Kopf unbedeckt blieb. Mondo hatte viele Töchter, und oft waren auch junge

Herren dort, um zu musiciren, indem die Musik in dieser Familie recht zu Hause war. Ich trug den Krebs in die Gesellschaft, und weil er keine Fühlhörner bewegte, hielt man ihn für ein aus Holz geschnitztes Kind, welches durch ein Uhrwerk bewegt werde. Als sie aber anfingen es für etwas Lebendiges zu halten, drängten sie sich furchtsam in eine Ecke. Nur ein junger Herr hatte die Herzhaftigkeit, den Krebs mit einem Stocke unter dem Schwanze zu berühren. Ich hatte das Thier auf einen großen Flügel gelegt, und da ihm das Kitzeln unerträglich war, so schlug es mit dem Schwanze so auf den Flügel, daß alle Saiten erklangen; dann bewegte es sich rückwärts und fiel auf die Erde. Jetzt, da sie sich überzeugten, daß es ein lebendiges Wesen sei, drängten sich die Damen noch mehr zusammen und selbst die beherzten jungen Herren erschraken.

Eines Tages fühlte ich Verlangen, die Gemäldegallerie auf Copo di Monte zu sehen, und da mich das heitere Wetter dazu einlud, wollte ich mich auch einmal ganz dem Genius großer Meister überlassen. Gewöhnlich spricht mich von der großen Menge einer Gemäldesammlung eins vorzüglich an, und so war es auch dieses Mal. Mich fesselte ein kleines Bild von Primaticcio: „das Urtheil des Paris" vorstellend, wie Merkur ihm den goldenen Apfel bringt, um diesen der Schönsten zu geben. Vor ihm stehen die drei Göttinnen entkleidet, jede in ihren Reizen. Man erkennt an der Arbeit, daß Primaticcio dieses Bild mit Liebe und mit Anwendung aller seiner Wissenschaft und Kunst machte und gerade diesen Gegenstand wählte, weil er Gelegenheit hatte, drei weibliche Figuren, jede von verschiedener Gestalt, anzubringen. Besonders ist der Rücken der einen Figur wunderschön gezeichnet und ausgeführt, mit aller der Kenntniß, welche er von Raphael, Giulio Romano

und anderen großen Künstlern, mit denen er Umgang hatte, lernen konnte. Paris steht angelehnt, er hat die Form eines Apollo, aber das Fleischige eines Schäfers, der in unschuldig-müßiger Ruhe ernährt ist. Diese Figur prägte sich mir besonders ein, so daß, als ich nach Hause kam, ich sie aus dem Gedächtnisse zeichnete, daneben brachte ich zwei Mädchen an, welche ich vor meiner Thür auf dem Beischlage, mit Anderen spielend, hatte sitzen sehen.

---

4. Fülle der Natur; Vesuv.

Sieht man die volkreiche Stadt Neapel, deren schöne Lage so viele Menschen einlud, sich da niederzulassen, und drängt man sich nun durch das Gewühl dieser Volksmenge auf den Straßen, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke ein: wo nehmen die vielen Menschen ihre Nahrung her, um sich das Leben zu erhalten? Geht man aber auf das Feld, so staunet man über die Fülle; denn in dem schönen Italien, wo die Natur so kräftig wirkt, nährende Früchte aller Art hervorzubringen, kommt man oft an Orte, wo der Ueberfluß an Gewächsen sich drängt und eins dem anderen es zuvorzuthun strebt. Besonders um Neapel. Sieht man seine goldenen Weizenfelder und die mit eigener Frucht reich beladenen Bäume, an denen sich noch andere Gewächse hinaufschlängeln und sie mit ihrer Frucht belasten: so glaubt man, ein solcher Ueberfluß könne nicht verzehrt werden. Schlankes Bohnengeranke schmiegt sich schlängelnd an die derbe Weizenähre und kriecht hinauf zur Feige. Die senkt sich gespalten und träufelt ihren zuckerigen Saft aus. Die schwere, mit Bacchustrank gefüllte Traube kommt von der hohen Ulme, ihr Geranke nach sich ziehend, und küßt den Weizen. Aehren und Trauben sind beisammen, wo die Libelle darüber herschwebt, der Kornschröter darin nagt, die Lerche

singt, die Wachtel ihre Jungen ausbrütet, das Feldhuhn lockend girret, das Heimchen zirpt, die Feldmaus vom Halme zehrt und der Hamster sammelt.

Mit hoher Bewunderung habe ich mich auch stets an dem prächtigen Farbenspiele Neapels geweidet. Besonders wenn die Sonne die dichten Massen der Trauben beleuchtete und ich nun im Lichte stand und diese rothen, gelblichrothen und weißen Trauben betrachtete, welche gedrängt über einander lagen; einige im hellen Glanze, andere verloren sich im Schatten unter Blättern bis in das heilige Dunkel des Waldes. Drehet man sich aber um und siehet gegen die Sonne, so leuchtet sie durch den klaren Saft, der durch die flammenden Strahlen zum feurigen Geiste gekocht wird. In ihm funkelt der prächtige Rubin, Topas und Smaragd, und der daranhängende Thautropfen blitzt wie der reinste Diamant. Umflossen von hellglänzendem Lichte sind die nach vorn hängenden Trauben; bei den entfernteren mildern sich Glanz und Farben und bilden durch ihr Gemisch die angenehmste Harmonie. Auch die Blätter sind von hoher Schönheit. Die gelbgewordenen gleichen dem Topas, einige haben das reinste Purpurroth, andere sind buntgefleckt, gelbroth und grün. Diese leuchtende Farbe verliert sich gegen die Stämme, wo die Blätter dichter beisammen sind, allmälig vom Dunkelgrün bis in die schwarzen Schatten. In weiterer Ferne schmilzt Alles zusammen und vermischt sich mit dem Thau und Nebel, der in der Luft schwebt. Hinein flammt die Sonne und es zittern die Strahlen wie im Goldstaube und bilden die herrlichste Glorie!

Oft fühlte ich mich begeistert auf meinen Spaziergängen am Meere von dem prachtvollen Glanze der aufsteigenden Feuersäule des Vesuvs und der dunkelrothen Lavaströme. Ich wurde dadurch zu vielen neuen Gedanken angeregt, wie

auch zu sanften Gefühlen durch das milde Licht des Mondes und durch den vielfachen Wiederschein im bläulichen Meere, wo eine goldene Sonne neben einer silbernen stand.

Viel Vergnügen habe ich auf dem Landhause der Principessa Ottajano di Medici genossen, welches am Vesuv hoch hinauf liegt, wo nichts als Lava ist. Sehr oft wurde ich freundschaftlich von der Besitzerin eingeladen, dort die reine Abendluft zu schöpfen und das Sonderbare der veralteten Lavaströme zu sehen. Man erstaunt über die schrecklichen Verwüstungen, und doch liegt diese liebliche Villa, wo Alles üppig grünt und blüht, mitten in den schwarzen metallenen Felsenmassen, die aus dem Berge quollen. Von dieser Höhe ist die Aussicht auf den Meerbusen von Neapel außerordentlich prachtvoll. Diese Villa ist auch der Prinzessin Lieblingsaufenthalt, wo sie sich vergnügt an den Geschäften der ländlichen Wirthschaft. Sie kam mir vor wie die kluge Penelope, die Alles nach Vernunft ordnet; denn Alles war hier in Thätigkeit um sie herum. Da sie an diesem abgesonderten Orte fern von dem Geräusche der Stadt war, wollte sie in einem Zimmer Gemälde mit ländlichen Scenen anbringen. Sie ließ deshalb einen Maler kommen, der hier auf dem Lande im Rufe stand, daß man Alles von ihm haben könne, was man verlange. Kaum hatte er den Auftrag, so fing er an, die Wände einzutheilen in viele kleine Fächer, jedes ungefähr anderthalb Schuh groß für ein Gemälde; auf jedem Stücke stellte er eine andere Begebenheit aus dem gemeinen Leben dar. Man erstaunte über den erfinderischen und schöpferischen Geist dieses Landmalers. Es war ein Leben, ein Getreibe von beschäftigten Menschen und Thieren an der Wand, als hätte man die ganze Schöpfung vor sich. Ich selbst wurde dadurch in stille Betrachtung über das Regen, Streben, Wirken und Gegenstreben in der Schöpfung versetzt.

Unter diesen Gemälden waren einige sehr launige, u. A.: „Ein Weinkärrner im Streit mit einem Schäfer," welche ihm selbst auf einer seiner Wanderungen von einem Dorfe zum anderen begegnet waren.

Eines Tages war ich vom Grafen Rasumowsky und seiner Schwester zu einer Lustpartie auf dem Vesuv eingeladen. Ich stellte mich am bestimmten Tage des Morgens bei ihnen ein. Sie sagten mir, daß wir von hier erst zu der Prinzessin Monaco gehen würden, die uns auf ein Frühstück nach Portici auf eine Villa gebeten hätte. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich diese schöne Prinzessin sah, die so viel Gefühl und Geschmack für die Kunst hatte. Sie kam oft zu mir mit der Ducheſſe Fleury, ihrer Freundin, von der sie fast unzertrennlich war. In Gesellschaft und auf Festen traf man sie immer neben einander, Arm in Arm geschlungen, und sie bildeten eine schöne Gruppe; die eine war blond, die andere braun. Als wir auf der Villa ankamen, fanden wir schon eine ziemlich große Gesellschaft; bei dem Eremiten aber, wohin der erste Ritt ging, sollten wir noch Mehre finden. In dieser Versammlung zeichnete sich ein junger Engländer als ein schöner Mann aus. Sein Gesicht war dem Herkules auf einem antiken Steine ganz ähnlich, der mit dem Namen: „der junge Herkules" sich unter den Cameen von Strozzi auf dem Museum befand und zu den ausgezeichnetsten Köpfen dieser Art gezählt wird. Die Augen der Damen waren auf sein schönes Gesicht gerichtet, und auch mir war es Freude, dieses junge Herkules-Antlitz zu sehen. — Als das Frühstück vorüber war, wurden die Pferde, Maulesel und Esel vorgeführt, und Jeder bestieg nun seinen Träger. Der Engländer hatte vortreffliche englische Pferde, worauf sich einige Damen setzten; eins der besten ritt die Prinzessin neben dem jungen Herkules, und es wurde

gescherzt und gelacht. Die schönen englischen Pferde neben den Eseln und langohrigen Maulthieren nahmen sich sonderbar aus. So in lustigem Gelächter kam unsere Cavalcade endlich bei dem Eremiten an. Wir sahen schon den anderen Theil der Gesellschaft uns erwarten und uns entgegenkommen. Nun wurde abgesessen, mit frohlockendem Jubel begrüßt und mit offenen Armen entgegengeeilt! Die aber standen stumm, niedergeschlagen und blaß und mit traurigen Mienen winkten sie, leise zu sprechen. Verwundert über diese Kälte, erfuhren wir von ihnen, daß eben der Eremit in dem Augenblick des Verscheidens sei und daß der Priester ihm schon die letzte Oelung gegeben habe. Dieses Unvermuthete brachte große Bestürzung hervor; denn wir dachten bei dem Einsiedler erst recht fröhlich zu sein. Ernstes Nachdenken und Schwermuth bemächtigte sich jedes Gemüths; die Gesellschaft war getheilt; Einige saßen vor der Thür, Andere in der räumlichen Wohnstube. Ein jüngerer Eremit, der dem Sterbenden als Nachfolger bestimmt war, schlich hin und her, ihm noch die letzten Dienste zu leisten, und wo er lachen hörte, winkte er. Es verbreitete sich eine feierliche Stille. Die Prinzessin Monaco sagte: „Ich will ihn doch noch sehen, den Mann, der sich so von der Welt abgesondert hat," und wir gingen Alle in die Kammer, wo er sterbend auf seinem Bette lag, mit der ruhigen Miene eines Heiligen. Die Prinzessin Monaco setzte sich neben ihn; ihr Gemüth wurde ergriffen und ein Strom von schönen Gedanken floß von ihrem Munde. Sie machte die Umstehenden aufmerksam auf die ruhige Miene, womit er die Welt verlasse, den Wechsel des unruhigen Lebens, mit der Zuversicht eines besseren. „O, seht seine Ruhe! er stirbt nicht jetzt; er starb, als er Eremit wurde. Die Welt hat er schon längst verlassen und er wartete einsam, bis ihm die Himmelspforten geöffnet würden,

durch die er nun zur Herrlichkeit eintritt." — Er verschied und der Priester drückte ihm die Augen zu. „Ach, wer weiß," sagte die Prinzessin zu den Anwesenden, „ob wir ein so ruhiges Ende haben und wie unsere Umgebung in der Sterbestunde sein wird! Er hatte gewiß eine schöne Seele; wer weiß, was ihn bewog, in der Einsamkeit seinem Leiden in süßer Wehmuth nachzulauschen! Dieser Mann floh die schöne Welt, und in seiner letzten Stunde umgab ihn eine schöne Welt!" —

Die Mehrsten unserer Gesellschaft hatten alle Lust verloren, den Vesuv noch weiter zu besteigen, und kehrten wieder nach ihren Häusern. Nur der Graf Rasumowsky und ich blieben bis in die Nacht, um in dem Dunkel den Effect des Feuers zu sehen. Wir gingen so nahe wir konnten, ohne Gefahr zu laufen, von den glühenden Steinen, die von Zeit zu Zeit aus der Oeffnung geschleudert wurden, getroffen zu werden. Es war grausend und fürchterlich! Doch, sagte der Graf, sei das Alles nichts gegen das Donnern und Feuern, als Oczakow mit Sturm eingenommen worden, wobei er mit gegenwärtig gewesen war. So gehet denn das Lärmen der Menschen noch über das der Natur!

Ehe die Prinzessin Monaco wieder nach Frankreich zurückkehrte, kam sie noch mit ihrer Freundin zu mir und sagte: „Ich kann Neapel nicht verlassen, ohne Ihre Zeichnungen nach griechischen Werken noch einmal zu betrachten." Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit sie Alles beschaute, und ihre Meinungen und Gefühle darüber zu hören. Sie äußerte sich traurig, daß sie nicht Alles kaufen könnte, was sie so sehr liebe; denn die Revolution habe ihre Einkünfte zum Theil geraubt: „Aber Etwas muß ich doch haben," sagte sie und suchte sich Stücke aus, die von ihrem guten Geschmacke zeugten.

Nach einiger Zeit — es war in der Schreckensperiode des Robespierre — las ich in der Zeitung, daß die Prinzessin Monaco ihren Hals unter das Beil hatte legen müssen, den Tag vorher, ehe der Wütherich umgebracht wurde, und sie habe noch vorher ihr schönes Haar abgeschnitten mit der Bitte, es ihrem Gemahl nach Deutschland zu schicken. Ich erschrak über das Unglück der liebenswürdigen Prinzessin und das Bild stellte sich mir vor Augen, wie ich sie neben dem sterbenden Eremiten auf dem Bette sitzen sah. Ihr blondes Haar war ihr aus der Flechte gegangen und hing lang herunter, und die Worte, welche sie sagte, fielen mir ein: „Ach unter uns sind wohl Manche, die nicht ein so ruhiges Ende haben werden, wie dieser, der die Gesellschaft floh und doch bei seinem Ende eine so schöne Umgebung hatte.“ — Arme, was für Henkersknechte umgaben Dich!

Die Eruption des Vesuvs, welche im Jahre 1794 den Ort Torre del Greco mit Lava überschwemmte, kündigte sich wie gewöhnlich lange vorher mit gewaltigem Getöse und Donner im Innern des Berges an. Die Bewohner in der Umgegend geriethen in Angst und selbst in Neapel war man besorgt, indem man den Berg ungewöhnlich stark donnern hörte. Da aber dessenungeachtet kein Ausbruch erfolgte, so befürchtete man ein Erdbeben, weil die Erde schon Bewegung hatte spüren lassen. Am Abend vor dem Ausbruche saß ich eben mit meinem Schüler Luigi Hummel bei Tische und mein Bedienter stand neben mir, mit dem ich sprach. Auf einmal fiel dieser um. Wir Beide lachten über ihn und da er aufstand, sagte er, wenn ich nie ein Erdbeben erfahren habe, so möchte ich sagen, daß jetzt eins sei. Ich hatte nichts gespürt, weil ich mich eben auf dem zurückgelehnten Stuhle wiegte. Wir glaubten noch immer, daß sein von Wein benebelter Kopf, welches nichts Ungewöhnliches bei

ihm war, die Schuld seines Falles sei; aber auf einmal vernahmen wir ein Geschrei von der Straße und aus allen Fenstern: „Terremoto! Terremoto! o Dio! Santissima Maria! S. Gennaro ajuta!“ Die ganze Nacht hindurch blieben die Menschen voller Furcht auf der Straße; ich aber, der nicht wußte, daß ein Erdbeben, wenn Alles unter Einem weg sinkt und das Oberste über Einem zusammenstürzt, einer der schrecklichsten Unfälle ist, ging zu Bette. Dann und wann wurde ich freilich aus dem Schlafe geweckt, durch das Gemurmel auf der Straße. An das Donnern des Berges war ich gewöhnt, weil ich zuweilen in Portici in dem Flügel des königlichen Schlosses wohnte, welcher gegen den Vesuv stößt, und mich manche Nacht an dem fürchterlich-schönen Schauspiele erfreute und dem Donner und Getöse zuhörte, wie gewaltig die glühende Steinmasse gegen die inneren Felsenwände geschleudert wurde. Am folgenden Abend besuchte ich meinen Freund Kniep in Chiaja. Als ich durch die Villa reale gegangen war, sah ich viele Menschen in verschiedenen Gruppen stehen, die Alle nach dem Monde schauten, welcher von dem dicken schwarzen Rauche, der die Spitze des Berges einhüllte, oft verdunkelt wurde und in vielerlei Gestalten sich zeigte. Bald war er viereckig, bald dreieckig, bald oben, bald unten abgeschnitten. Die Schiffer, welche diese wunderbaren Veränderungen des Mondes für eine sichere Vorbedeutung eines Erdbebens hielten, waren in ängstlicher Erwartung, was da kommen werde; ich sah selbst eine Weile mit Verwunderung zu. Aus der Oeffnung des Berges stieg es von der gewaltigen Hitze wie eine schwarze Säule gerade in die Höhe und fiel zum Theil auch wieder schwer nieder, und das gab dem Monde die wechselnde Gestalt, wenn es von unten oder von der Seite kam. Es war aber nicht Rauch, sondern schwarze Sandmasse. Ich ging

zu Kniep und brachte mit ihm einen angenehmen Abend zu. Als wir bei Tische saßen, entstand auf einmal ein fürchterliches Geschrei auf der Straße von Männern, Weibern und Kindern: „La montagna da fuoco di sotto!“ Alle sprangen auf und liefen vom Tisch auf die Straße. Ich blieb sitzen, weil ich mich freute, daß der Berg nun Luft bekommen habe; da sie aber nicht wiederkehrten, ging ich an's Fenster. Indem stieg eine lichte Flamme am Fuße des Berges, die nicht größer als eine Fackel war, immer mächtiger und höher. Ich ging auf die Straße und sah das geängstigte Volk mit Lichtern, Heiligenbildern und Kreuzen aus den Häusern kommen. Die Hände gen Himmel gestreckt, lagen sie auf der Erde. Einige machten in der Geschwindigkeit kleine Altäre, stellten Lichter davor und warfen sich platt auf den Boden, alle Heiligen anrufend; Einige trugen Betten und Hausgeräth und wollten im Freien bleiben, weil sie fürchteten, unter dem Schutte der Häuser begraben zu werden. Andere schlugen Zelte auf und brachten die Kinder darunter. Ich wollte den geängstigten Leuten, die mit der Verzweiflung rangen, Muth einsprechen und sagte: „Gute Menschen, uns braucht nicht mehr bange zu sein vor einem Erdbeben; der Vesuv hat jetzt Luft und kann sich seiner glühenden Eingeweide entledigen. Vorher stand es zu befürchten, weil da seine ganze Höhlung mit Gluthmassen angefüllt war, welche, durch das untere Feuer heraufgetrieben, den Ausgang des Kraters verstopften; nun es aber nach und nach unten hervorquillt, bleibt die Erde ruhig.“ Aber das Volk war so in Verwirrung und voll Fanatismus, daß es durch lauteres Schreien und Beten zu allen Heiligen die Gefahr abzuwenden hoffte. Ein Mädchen im Wahnsinn fuhr mich fürchterlich mit Schimpfen an: „Voi siete un eretico e non credete agli angeli ed ai Santi! Knieet nieder und betet! Erkennt

Ihr nicht, daß Gott zürnet und unsere Sünden nur durch Demüthigung und Flehen abgewendet werden können?!" Ich erschrak über den Aufruhr des im höchsten Grade fanatischen Volkes mehr, als über den Vesuv und fand, daß es nicht Zeit sei, mit Vernunft das Volk zu beruhigen, und zog mich daher still aus dem Gedränge. Während der Zeit war die erste Fontaine größer und höher geworden; dann zeigte sich noch eine, dann die dritte, bis endlich sieben Feuersäulen gegen den Himmel stiegen und die ganze Gegend erleuchteten, als stände Alles in Feuer. Mitunter durchfuhren Blitze den schwarzen Rauch in Zickzack; das Donnern und Prasseln und Zischen war fürchterlich; das Sieden, als kochte es in tausend ehernen großen Kesseln. Man vernahm eigentlich nicht, woher der Lärm kam; der Laut war überall; es schallte von allen Seiten her. Ein fürchterlich-prächtiges Schauspiel mit Blitz und Donner begleitet! Ueber den sieben Feuerstrahlen, die gegen den Himmel rauschten, stand die höchste Feuersäule, welche aus dem Krater der Bergspitze kam! Die Stadt Neapel mit ihren großen schönen Gebäuden wurde von dem hellen Scheine beleuchtet, als wäre Alles von Feuer.

Um diesen seltenen Anblick besser zu genießen, beschloß ich, hinaus auf das Meer zu fahren. Ich nahm eine Barke und drei Rudermänner, die mich gegen den Feuerberg bringen sollten. Freund Kniep und mein Schüler Hummel stiegen mit ein, und je weiter wir hinaus in's Meer kamen, desto schöner wurde die Ansicht der Stadt. Besonders da, wo man mit einem Blicke Alles übersehen kann: das schöne, große Neapel, welches wie ein Amphitheater mit seinen Gebäuden an den Anhöhen hinaufsteigt, mit dem königlichen Schlosse und den anderen Palästen, den hohen Kirchen und langen Klöstern, den großen öffentlichen Gebäuden, dem

Castelle am Meere und auf den Bergen; besonders mit dem Castell St. Elmo, mit Capo di Monte und der Carthause. Dort der schiffreiche Hafen mit den vielen hohen Masten, die alle im feurigen Golde glänzten, und die ganze seltsam beleuchtete Gegend; ringsherum, wo man nur hinblickte, war für die Augen ein Schauspiel einziger Art! Der Wasserspiegel, auf welchem ich sonst in stiller Nacht bei silbernem Monde fuhr und mich des blauen Phosphor-Feuers freute, welches um den Nachen leuchtete und von den Rudern träufelte, schien heute ein gelbes Flammenmeer. Indem kamen wir dem Berge immer näher und hörten und sahen das innere Toben und Kochen. Von der höchsten Spitze war ein Theil abgesprengt; daraus strömte die glühende Lava den Berg herunter. Wo sie durch die Weingärten floß, brannten die Bäume in lichtgelber Flamme; denn dieses Feuer ist von hellgelber Farbe gegen die rothe Lava. Der Rauch ist verschieden, dunkelroth, schwefelartig und grau-gelb. Zwischen dem Donner und Krachen hörte man ein furchtbares Sieden. Wir waren dem Berge nun ziemlich nahe gekommen und ich konnte mir die große Eruption vorstellen, bei welcher Plinius um's Leben kam. Ich hielt für rathsam, wieder umzukehren; denn wer konnte wissen, was für eine Erschütterung im Meere vorgehen oder welch' ein Auswurf von Asche über uns kommen konnte. Kaum hatte ich das Wort „umkehren" ausgesprochen, so sagte auch schon ein Schiffer: „Darauf habe ich längst gewartet; denn ich wollte nicht der Erste sein, der es sagte, sonst würdet Ihr geglaubt haben, ich fahre Euch nicht gern. Aber der Teufel kann seinen Spuk im Berge haben und öffnet ein Feuerloch unter dem Meere. Obgleich wir auf dem Wasser fahren, so sind wir doch auf dem Fuße des Berges, und man riecht jedesmal, wenn man hier fährt, die Asphalt-Ausdünstung.

Wer kennt die Röhren, die für uns verborgen hier unten laufen!“ Schnell wendeten sie das Boot und regten die Ruder mit Eile. Ich haschte noch begierig jeden Blick von dieser einzigen Beleuchtung auf. Als wir dem Lande näher kamen, fanden wir längs dem krummen Meeresufer Tausende von Menschen, die dem seltsamen Schauspiele zusahen. Wir gingen nun nach S. Lucia, welches dem Vesuv gerade gegenüber liegt. Hier war Gedränge von Volk, das aus der Stadt zusammengeströmt war. Viele Priester standen auf Erhöhungen und predigten zu der Menge. Hier sind auch die Vorsätze, an denen die Schiffer landen, und als wir uns denselben näherten, erfuhren wir, welches Unglück der Berg verursacht habe. Es waren viele Flüchtlinge mit Weibern und Kindern und ihrem Hausgeräthe aus der Gegend hier angekommen, welche sagten, daß der Ort Torre del Greco nicht mehr wäre; die Lava sei darüber hingeflossen und habe ihn ganz bedeckt. Es war entsetzlich, das Jammergeschrei anzuhören. Gegen solch' ein Unglück ist aller menschlicher Widerstand eitel! Die Lava reißt Alles um oder fließt darüber hin; dieses Mal war ihr Strom höher als ein Haus. Der Kirchthurm ragte nur oben noch etwas hervor und man konnte in den Thurm hineinsehen, wo die Glocken unten hingen.

Als ich nach einiger Zeit hinkam, sah ich noch die schreckliche Verwüstung. Am Ende standen noch einige Häuser, einige waren halb weggerissen. Man konnte in Stuben sehen, in denen der Tisch noch gedeckt stand, mit dem Essen in der Schüssel und auf den Tellern; Messer und Gabel lagen noch, wie sie aus den Händen gelegt waren, als man durch den Ausbruch verjagt wurde. — Wunderbar nahm sich Neapel am folgenden Tage aus. Als ich am Morgen aufstand und aus dem Fenster schaute, war Himmel und

Erde aschgrau. Die Leute gingen mit Regenschirmen; denn es regnete Asche, die aus ganz feinem grauen Sande bestand. Dann ging ich auf den Lastrico; denn man hat hier keine schrägen Dächer. Oben lag nun die Asche, als ob es geschneiet hätte. Die Eidechsen waren darüber hergelaufen und hatten mit ihren Pfoten die zierlichsten Figuren eingedrückt, ähnlich einer Ingenieur-Zeichnung von einer Festung. Auch Fliegen und andere Insecten hatten solche Zeichnungen im Gehen nachgelassen.

Hierbei will ich noch eines Bildes aus dem Buche der Herzogin Amalia von Weimar erwähnen, welche meinen Geist auf Zeichnungen bedeutenden Inhalts leitete. Ich wollte das Sprüchwort: „Wahl hat Qual," durch eine Begebenheit aus dem wirklichen Leben recht anschaulich darstellen und wählte dazu einen Vorfall, der sich bei der Zerstörung von Torre del Greco zugetragen hatte. Links im Hintergrunde des Bildes der Vesuv, aus dem große Feuersäulen aufsteigen, während Asche und Rauch, von einzelnen Blitzen durchzuckt, die Gegend verfinstern und ein mächtiger Lavastrom sich immer näher herandrängt, aus welchem ein Sohn seinen alten Vater tragen will. Der Weg geht zwischen dem herankommenden Feuerstrome und dem Meere hin. Es ist unmöglich hinüberzukommen, denn der Jüngling war schon viele Male erschöpft an Kräften niedergestürzt. Der Vater sieht, daß sich wenigstens der Sohn allein noch retten kann, und mit der strengsten Vaterwürde befiehlt er ihm zu fliehen, ihn liegen zu lassen, weil er doch bald sterben müsse; sich selbst aber zu retten, um die Mutter und Geschwister zu ernähren. Man denke sich den Kampf der Wahl! Der Sohn kann den Vater nicht verlassen, und doch treiben ihn dessen Bitten endlich fort, da die Lava schon nahe bei ihnen ist. Aber schrecklich ist seine Flucht! Noch immer unent-

schlossen und schwankend zwischen Fliehen und Bleiben, den einen Fuß vorgesetzt zur Flucht, aber Kopf und Obertheil des Körpers zurückgebogen zum Vater, die eine Hand zum Himmel gewandt, die andere dem Vater zum letzten Lebewohl, malt sich in seinem Gesichte Unentschlossenheit und Verzweiflung. „Gehorche! thue, was der Vater Dir gebeut!“ spricht der Alte. — „Du zogst mich beim Korallenfange aus dem Wasser,“ erwiedert der Jüngling, „und ich soll Dich im Feuer liegen lassen?“ — „Ich bin alt,“ antwortet Jener, „doch rette Du Dich; Du mußt jetzt für Deine Mutter und Geschwister Vater sein!“ —

5. Akademie zu Neapel.

(1789—1799.)

Ich war eben in Portici und arbeitete da, als ich hörte, der Akademie-Director Bonito sei plötzlich gestorben. Er hatte sich erhitzt bei dem vielen Visitenmachen. Seiner Schuldigkeit gemäß mußte er seinen Oberen und Bekannten die Gnade des Königs anzeigen, von dem er mit einem Orden beehrt und zum Cavaliere gemacht war. Die Schwierigkeit gegen die Veränderungen, welche man mit der Akademie im Sinne hatte, war nun gehoben und der Zeitpunkt da, diese Anstalt auf einen besseren Fuß einzurichten. Man hatte deshalb schon vor Jahren mit Mengs Unterhandlungen angeknüpft. Ich bat den König um die Stelle des Directors der Akademie und sagte ihm, daß es aus keiner anderen Absicht geschehe, als aus Liebe für die Kunst, indem ich glaubte, mit meinem wenigen Wissen die jungen Kunststudirenden auf bessere Wege leiten und mit Beistand und Hülfe Sr. Majestät in kurzer Zeit Beweise eines guten Fortganges zeigen zu können. Ich sagte ihm ausführlich, was ich bis jetzt in der Kunst erlernt hätte, und daß ich in vielen Fächern bewandert wäre, Historienbilder, sowohl im Großen als im Kleinen malte; desgleichen Portraits, Thiere und Landschaften; und daß ich schon viele Zeichnungen als Vor-

rath zu Modellen, auch selbst Bilder von alten Meistern hätte, welches Alles den Kunstjüngern zu Gute kommen würde. Hierauf äußerte der König sich sehr gnädig: „Wir kennen Euch und wissen, was Ihr leistet;“ denn er sah mich täglich, weil ich den beiden Prinzessinnen Zeichenunterricht ertheilte, und er fügte daher hinzu, daß er Alles mit beitragen wolle zum guten Fortgange der Kunst. Nun waren aber Viele, die nicht die reine Absicht für die Kunst hatten, sondern nur für sich besorgt waren, und diese verursachten das Verzögern der Resolution. Ich hörte, daß viele Gesuche eingegangen wären, und ich bat deshalb in einer Audienz den König nochmals, so gnädig zu sein, einen Concorso anzuordnen, zu welchem jeder Bewerber ein Bild male, worin er Wissenschaft und Kunst zeige, welche Einer besitzen müsse, der eine Akademie dirigiren solle. Fände sich Einer, der die Sache besser verstände als ich, so würde ich der Erste sein, welcher für ihn stimmte. Auf diese Weise könnte sich Keiner beklagen, und auch das Publikum sähe, daß kein Unfähiger begünstigt würde. Zur Vollendung dieses Bildes sollte man den Concurrenten ein Jahr Zeit und freie Wahl des Sujets erlauben; nachher aber die sämmtlichen Bilder zur Schau in der Akademie aufstellen. — Der König nahm das gnädig auf, aber es währte wieder lange Zeit, ehe eine Anordnung erfolgte.

In der Secretaria, wo alle Sachen ausgearbeitet werden, hatte man etwas ausgeheckt, womit man mir den Rang abzulaufen dachte. Sie sagten: „die Deutschen sind kalte, phlegmatische Köpfe; mit ihrer Geduld und ihrem Fleiße können sie durch mühsame Arbeit wohl etwas herausbringen, wenn man ihnen Zeit läßt; allein es fehlt ihnen an Feuer des Geistes und an schneller Imagination. Wenn sie nichts vor sich haben, das sie treu nachcopiren können, so wissen sie

nichts anzufangen, denn was ihnen gänzlich fehlt, sind poetische und malerische Ideen.“ Auf diese Meinung hatten sie nun einen Plan gebaut, und so erhielt ich denn endlich ein Dispaccio, mich in der Canzlei einzufinden, um den Willen des Königs über den anzustellenden Concorso zu vernehmen. Das war die Secretaria des Prinzen Belmonte, Präsidenten der schönen Künste. Als ich hinkam, fand ich alle Bewerber versammelt und der Secretario las uns vor, Se. Majestät verlangten eine Probe, in welcher sich der Geist zeige, womit ein Maler begabt sein müsse, um all' improviso den Entwurf zu einem historischen Bilde zu machen, ohne irgend ein Hülfsmittel vor sich zu haben. Wer sich diesem unterwerfe, der müsse sich in ein Zimmer, in welchem nur die vier Wände zu sehen wären, einschließen lassen, dürfe kein Papier, keinen Kupferstich, noch sonst das Geringste in der Tasche mitnehmen. Herr Monjai habe den Befehl, auf das Alles zu achten. Die Maße des Bildes sei sechs Fuß Länge und drei Fuß Höhe; jeder Concurrent könne nun die Leinwand bereiten, und wenn dies geschehen, werde der Gegenstand bekannt gemacht werden, dessen Entwurf dann in drei Wochen fertig sein müsse. Hierauf wurde ich um meine Erklärung befragt. Ich sagte, es befremde mich, daß man eine Skizze zur Preisaufgabe für die Ertheilung einer Directorstelle mache. Ich hätte gewünscht, ein großes Bild zu malen, worauf man ein Jahr wenden und zeigen könnte, was man wüßte; ein Bild sowohl mit nackten männlichen und weiblichen Figuren, als auch mit bekleideten; denn das sei es, was der Lehrer den Schülern in der Akademie zeigen müsse. Aber da sie es wollten, wäre ich auch bereit; und nicht allein in Zeit von drei Wochen, sondern in drei Tagen, und wenn sie doch nur einen Entwurf sehen wollten und glaubten, die Kunst bestände darin, so wollte ich ihn

auch in drei Stunden machen. Und damit sie auf's Gewisseste sähen, daß kein fremder Rath und keine Hülfsmittel angewendet würden, so wollte ich es nicht im verschlossenen Zimmer, denn da könne man nicht wissen, was Einer arbeite, sondern öffentlich machen, in Gegenwart einer Gesellschaft, in Gegenwart sämmtlicher Concurrenten, auf einem öffentlichen Platze, wenn es sein müßte. Nun wurden die Anderen gefragt. Die guten Männer waren ganz betroffen, der Eine sagte: „Eine Skizze in drei Wochen? Eingeschlossen in ein leeres Zimmer? So leicht setze ich meine Ehre nicht auf's Spiel. Der König und das Publikum kennt meine Verdienste.“ Er nannte nun alle Kirchen, in welche er Altarbilder, und die Paläste, für die er Plafonds mit Beifall gemalt habe: „Hiernach mag Jeder urtheilen und mich für würdig oder unfähig erklären!“

Nun kam die Reihe an den Zweiten, an den Dritten u. s. w., und Alle sagten das Nämliche. — Ich blieb also ohne Mitbewerber. So verstrich wieder einige Zeit, ohne daß Entscheidung erfolgte. Dann trat Einer auf, der mit mir concurriren wollte. Er hieß Domenico Mondo*), ein Freund des Secretairs, der die Ausfertigung im Fache der Künste zu machen hatte. Wir wurden zusammen nach der Akademie berufen und uns noch einmal die geschärften Bedingungen vorgelesen. Nach acht Tagen fanden wir uns ein und der Secretair las uns das Süjet vor: „Massiniſſa, wie er seine ehemalige Geliebte Sophonisbe, die Gemahlin des numidischen Königs Syphax, gefangen nimmt.“

Anstatt sogleich zur Arbeit zu schreiten, ging ich auf die

*) Anmerk. d. Herausg.: Goethe (XXVII, p. 285) nennt ihn fälschlich Monti, er heißt aber Mondo, wie aus Familienbriefen hervorgeht.

Höhe des Posilipp, wo man die weite Gegend und das Meer übersieht. Hier dachte ich mir die stolze, nun gefangene Afrikanerin, wie sie ihren Landsmann bittet, sie von den Römern zu erretten oder zu tödten, und den Sieger, wie er von der besiegten Gefangenen wieder besiegt wird. Sie flehte zu ihm und nun ist er der Flehende. Unter dem Thore der eroberten Stadt treffen sie zusammen; sie von ihrem weiblichen Gefolge begleitet, er an der Spitze seiner Krieger. — Als ich es mir nun recht vorgestellt hatte, machte ich mich an die Arbeit. Nach funfzehn Tagen, also in der Hälfte der Zeit, war ich mit der Arbeit fertig. Ich schrieb unter mein Bild: „Chi non può quel, che vuole, voglia ciò che può.“ Mein Mitbewerber wurde in den drei Wochen nicht fertig und mußte noch um die Hälfte Zeit bitten. Der Prinz Belmonte brachte beide Bilder in das Apartement des Königs, wo sie von der ganzen königlichen Familie betrachtet wurden. Es war eine Gaukelei von den Secretarien, welche bei meinem öfteren Andringen zu mir sagten: „Wir sind es allein, welche die Sache machen, und wenn Ihr den König und die Königin und den ganzen Hof und die ganze Stadt auf Eurer Seite habt, so hilft es Euch nichts, wenn wir nicht wollen, denn wir haben die Papiere in Händen, worauf es ankommt, die drehen und wenden wir nach unserem Belieben, und wenn uns die Sache nicht recht ist, so lassen wir die ganze Akademie fallen.“ Ich hatte im Grunde meinen Spaß an diesen Intriguen, um so mehr, da ich ihnen zum Trotz mir die Stelle auf eine ehrenvolle Weise eroberte. Den König bat ich noch dazu, er möchte meinem Mitbewerber die Hälfte des Gehalts und des Amtes geben. Dies gewann mir noch mehr die Neigung des Königs und aller Neapolitaner. Mondo, der alte achtzigjährige, gute Mann, konnte mir nicht im Wege

sein. Ich hatte ihn früher gar nicht gekannt, aber wir wurden von nun an Freunde. Er war der Sohn des Stadtsecretairs von Neapel, was eine ansehnliche Stelle ist. Sein Vater, ein sehr gelehrter und geachteter Mann, hatte nur diesen einzigen Sohn. Er ließ ihn in schönen Wissenschaften und Künsten unterrichten und zum Solimena in die Schule gehen, um die Malerei nicht zum Erwerb, sondern als Dilettant zu lernen. Dabei hinterließ er ihm ein schönes Landgut, wovon er reichlich leben konnte; aber es war sein Schade, daß er auf einem zu großen Fuß erzogen war, und so durfte er sagen: „Groß und edel handeln, wie mich es mein Vater gelehrt, hat mich zum armen Manne gemacht.“ Er war zu gutmüthig, um auf seinen Vortheil zu denken; er konnte kein Elend sehen und schenkte Alles weg. Bei seinen hohen Jahren war er kränklich und litt sehr an Podagra und Chiragra. Die Schmerzen quälten ihn zum Erbarmen und manchmal so arg, daß er laut schrie. Man durfte ihm dann nicht einmal nahe kommen; und wenn er nur eine Fliege gegen sein Bett summen hörte, jammerte er schon, als ob ihm die Gebeine zerschmettert würden. Wenn ihn aber die Schmerzen verließen, so war er wieder heiteren Geistes, musicirte und schrieb Gedichte, womit er Uebermüthige geißelte. Die lateinischen Autoren und die besten italienischen Werke, besonders die Gedichte von Dante, Ariost, Petrarca und Tasso, wußte er beinahe auswendig, und ihn anzuhören, wenn er daraus declamirte, war sehr unterhaltend. Er erzählte mir auch einst, daß sein Aeltervater, ein gelehrter Mann, der ein Landgut dicht bei Capua besessen habe, Freund mit dem Cervantes gewesen sei. Dieser habe damals als Officier in spanischen Diensten gestanden und oft seinen Freund Mondo besucht. Da habe er denn geklagt, daß seine häusliche Glückseligkeit nicht die

erfreulichste sei, indem er mit aller Vernunft und Geduld seine Frau nicht zur Einigkeit bringen könne. Diese habe nämlich ihr Loos, einen Narren zum Manne zu haben, für unerträglich gehalten und beim Beichtvater und Anderen ihn, den Cervantes, verklagt, weil er häufig im ernsthaftesten Gespräche abbräche und wie ein Unkluger laut lachte, wohl gar von Tisch und Bette aufspränge, an seinen Pult liefe, anfinge zu schreiben und immerfort dabei lachte, ohne daß sie doch die Ursache davon wüßte. — Dieses Süjet benutzte ich später zu einem Bilde.

Die Akademie sollte mit Pomp unter Pauken- und Trompetenschall eröffnet und die Directoren mit einer Rede feierlich eingeführt werden. Ich äußerte mich dagegen und bat, die Kosten, welche dadurch veranlaßt würden, lieber auf etwas Wesentliches für die Akademie zu verwenden. Jenes Gepränge und lärmende Wesen schicke sich besser für ein Regiment Cavallerie, als für eine Versammlung junger Leute, die sich im Zeichnen üben wollten. Wir müßten diese Akademie ansehen, als sollte sie erst werden; und da sei viel anzuschaffen. Ganz langsam aber müsse angefangen und von Stufe zu Stufe allmälig fortgeschritten werden; dann könne man zu etwas Großem gelangen. Jede Beihülfe dazu sei willkommen; Abgüsse aber von Antiken und die Unterstützung einiger jungen Leute, welche Talent zeigten, das sei das Erste und Nothwendigste. Dies Alles wurde versprochen und kam auch über mein Erwarten in Erfüllung.

Nun wurde die erste Akademie gehalten, wo nach dem nackten Modelle gezeichnet werden sollte; und es versammelten sich sehr viele junge Leute. Alle die vielen Ceremonieen von orientalischer Höflichkeit, womit sie den Director zu verehren pflegten, verbat ich mir; ließ den für mich hingestellten Lehnstuhl in die Mitte des Zimmers, gerade dem Modelle

gegenüber als Ehrenstelle für den besten Zeichner hinsetzen. Hier, vor der lebendigen Natur, sagte ich, und vor den Antiken wären wir alle arme Sünder. Wenig wüßte ich und wenig könnte ich sie lehren. Was ich gelernt hätte, wollte ich ihnen mittheilen, so gut ich es verstände; aber wer es besser lehren könnte, das wären die Antiken, die müßte ein Jeder zu Rathe ziehen; diese zeigten das Vollkommene und das, was mangele. Dann setzte ich mich zwischen sie auf die Zirkelbank und zeichnete. Als die erste Stunde vorüber war und das Modell ausruhte, ließ ich mir die Zeichnungen der jungen Leute vorlegen. Da sah ich, daß keiner einen Begriff davon hatte, wie man zeichnen soll. Einige waren schon damit fertig, nach ihrer Gewohnheit, jeden Abend eine Zeichnung hinzuwerfen; das nannten sie alla Solimenasco. Die meisten Figuren waren nicht im Verhältniß; einige hatten so große Köpfe, daß unten das Papier nicht ausreichte und die Gestalt nur bis an die Waden hinkam. Man war es so gewohnt, die Füße daneben zu zeichnen. Nun wies ich ihnen, wie man eine Figur anfangen müsse: erst in der Mitte, von da aus nach oben und dann nach unten; so erhalte man die rechte Länge; und von einem geraden Strich in die Länge aus nach beiden Seiten gezogen, die rechte Breite.

Den zweiten Abend zeigte ich ihnen, wie man eine Figur entwirft, so daß ein Theil mit dem anderen harmonirt; die Verhältnisse des einen zum anderen und die Haupttheile, aus welchen eine Figur besteht. — Brust und Leib, Kopf, Schultern, Arme, Schenkel und Füße; ferner die Theile, welche unverändert bleiben, wie z. B. der Brustkasten, und die, welche sich bei Wendungen verändern und sich vor und hinter einander schieben. Diese Lection war Vielen sehr einleuchtend.

Mein Unterricht und meine Aufmerksamkeit mußte in dem Grade von den ersten Anfängen ausgehen, daß ich sogar das Aufspannen des Papiers auf die Zeichenbretter lehrte; denn auch das konnten sie nicht. Sie brachten ein gerolltes Papier mit und so verknickt es war, zeichneten sie darauf. Nun wies ich sie darauf hin, wie man das Alles sauber und nett haben müsse; ohne das sei es unmöglich, einen reinen und bestimmten Contour zu machen: in der Reinheit und Bestimmtheit der Form bestehe der Werth der Zeichnung; und der beste Zeichner sei der, welcher eine Sache so klar und deutlich darstelle, daß man sie gleich erkenne und mit nichts Anderm verwechsele. Ich verglich das Zeichnen mit der Rede. Wenn Einer dem Andern etwas sagen wolle und dabei stottere und die Worte durch einander haspele, so werde Niemand begreifen, was er eigentlich meine. Einen Andern aber, der seine Worte gut ordne, die nöthigen gebrauche, die überflüssigen weglasse und die bedeutenden rein ausspreche, den werde man verstehen. Eben so sei es mit der Zeichnung, die müsse auch klar, rein und deutlich sein. Ganz unmöglich werde das aber bei einem so hingesudelten Machwerke mit vielerlei Muskeln, wo einer vor dem anderen nicht zu erkennen und zu unterscheiden sei, und worunter sich auch manche fänden, die es in der Natur gar nicht gäbe — sogenannte muscoli forestieri oder auch paniotti (runde Brote) genannt; jeder Muskel habe seine eigene Form, welche ihm gegeben werden müsse, wenn die Zeichnung gut sein solle. Einige Wochen später stellte ich das Modell in den Act irgend einer bekannten Statue, damit sie die Formen vergleichen und sich helfen könnten; indem sie das, was sie in der Natur nicht fänden, an der Statue sähen. So ging ich denn immer weiter, sie auf die schöne Form aufmerksam zu machen. Oft ließ ich den Act zwei

Wochen stehen, damit sie sehen lernten, was sich am menschlichen Körper finde; denn wenn man einen Gegenstand so lange anschaut und untersucht, dann lernt man es auch finden.

Einige von den jungen Leuten gefielen mir; und ich erkannte an ihren Zeichnungen, daß sie Talent hatten. Diese forderte ich auf, zu mir in mein Haus zu kommen und was sie bis jetzt gemacht hätten, mitzubringen; daraus könne ich am besten inne werden, was ihnen zu rathen sei; ich wolle ihnen mit Allem dienen, was in meinen Kräften stehe. Diese studirten nun bei mir nach meinem kleinen Vorrathe von Originalbildern, nach Abgüssen von Antiken und nach Zeichnungen. Was ich gelehrt hatte, das breitete sich durch sie wieder in der Akademie aus; und so kamen sie allmälig zur Kenntniß der antiken Form.

Durch den Ruf, welcher bei Eröffnung der Akademie sich von der besseren Einrichtung dieser Anstalt verbreitet hatte, waren auch einige Leute herbeigeführt worden, die sich als Modelle anboten. Alle aber, die ich besah, waren mir nicht schön genug gebaut. Ich hatte mich an verschiedene Personen mit der Bitte gewendet, wenn sie einen wohlgestalteten Menschen wüßten, der zum Modell dienen könnte, ihn zu mir zu schicken. Ich wünschte nämlich, oft mit dem Modelle zu wechseln und die verschiedenen Formen den Schülern geläufig zu machen. Die drei Modelle, welche ich vorfand, waren schon alt und eigentlich bis auf eins unbrauchbar. Zwanzigjährige Leute, wenn sie volle und ausgebildete Muskeln haben, sind im Ganzen die besten; doch muß man auch mit älteren versehen sein.

Gleich in der ersten Woche ereignete sich ein possierlicher Vorfall. Ich hatte die größte Stille während des Zeichnens empfohlen und alles Sprechen, wenn es nicht durchaus nöthig wäre, untersagt, damit nichts die Aufmerk-

samkeit der Studirenden abwenden sollte. Die Thüren der Akademie waren für Jedermann offen; auch fanden sich viele Zuschauer; aber es war Alles still; sie kamen und gingen. Eines Abends in der ersten halben Stunde, als Alle ruhig zeichneten, drängte sich ein Mensch zwischen den Bänken bis zu mir heran, der ich etwa auf der zweiten Bank saß, stellte sich vor mich hin und sagte: „Signor Direttore, ich habe gehört, daß Ihr ein schönes Modell zu haben wünscht; sehet hier in mir das allerabbildungswürdigste, das Gott, der Schöpfer, je hervorgebracht. — Dabei zeigte er auf sein Gesicht mit einer erschrecklichen Nase und einem Munde, der von einem Ohre bis zum anderen reichte; wies seine höckerige Brust, die unter dem Kinn hervorstand, und wandte sich, um seinen hügeligten Buckel zu zeigen. Er zog sein Gesicht in allerlei Grimassen, deren fratzenhaften Ausdruck kein Pulcinella und keine Caricatur-Maske erreicht. Neben dieser grotesken Gestalt hatte er des geschicktesten Buffone Gewandtheit in burlesker Sprache; und warf mit satyrischer Laune, mit Leichtigkeit und Naivetät Worte und Gedanken auf das Lächerlichste durch einander, so daß ihm schwerlich der ausgesuchteste Possenreißer auf einem Theater gleich kommen konnte. Dieser mißgestaltete Mensch mußte mich desto mehr befremden, als er auf's Schneidendste mit dem Gegenstande contrastirte, welcher so eben meine Gedanken beschäftigte. Diese waren ganz auf die schöne Form gerichtet; nebenher dachte ich auch daran, wie ich es machen sollte, einen gutgewachsenen Menschen zum Modelle anzuschaffen; und als ich von meiner Zeichnung aufblickte, stand mir das Gegentheil von dem Allen vor Augen. Die ganze Akademie kam in Aufruhr; und ich selbst konnte mich des Lachens nicht enthalten. Doch faßte ich mich und sprach um so ernsthafter, als mir plötzlich der Argwohn entstand, ob mir nicht Jemand, um mir einen

Possen zu spielen, diesen Krüppel zugeschickt habe. Ich verwies ihm, daß er sich erkühne, mit seinen Possen eine Störung zu machen, an einem Orte, wo mit Ernst und Aufmerksamkeit studirt werde; er solle sich sogleich fortpacken, oder ich würde ihn transportiren lassen. — Er erwiederte darauf: „Signor Direttore! Ihr werdet böse, weil ich mich zu dem, was Ihr sucht, anbiete! In der guten Meinung, Euren Wünschen im vollen Maße Genüge zu leisten, kam ich hierher; ich wollte Euch ein Original bringen, dessen Nachbildung Euch Ruhm und Ehre erwerben würde. Ihr könnt die Copieen nach aller Welt Enden schicken. Von allen Doctoren werdet ihr Danksagungen erhalten!" — Um dem Dinge ein Ende zu machen, wiederholte ich ihm, daß er gehen solle. Nun wurde er unnütz und sagte, es wundere ihn sehr, daß ich eine so unvergleichliche Gelegenheit so wenig erkenne und so unbedacht von mir weise. — Damit ging er fort; und im Weggehen hörte ich ihn draußen noch laut und viel sprechen. Nun besann ich mich eines andern und ließ ihn durch die Modelle wieder hereinrufen. Ich fragte, wer ihn geschickt habe? „Niemand," sagte er, „ich kam aus eigenem Antriebe, um Euch einen Gefallen zu erzeigen." — „So ziehe Dich aus; ich will sehen, ob Du zum Modell gut bist." — Das wollte er nicht; aber die Modelle faßten und zwangen ihn. Da er sah, daß es Ernst war und man ihn nicht würde gehen lassen, so fing er in seiner burlesken Art wieder an, zog sich aus und sprang auf den Tisch. Das Modell, welches vorher gestanden hatte, sprang mit hinauf und sagte: „Nun wollen wir malerische Gruppen mit einander machen!" So gaukelten sie auf die lächerlichste Art auf dem Tische herum. Es war, um außer sich zu kommen vor Lachen, wenn man neben dem wohlgebildeten Menschen diese höckerige und purzlige Figur sah.

Er glaubte auf seiner Bühne zu stehen und sagte aus dem Stegreif lauter witzige Pulcinelladen her, welche erst die Verwunderung und dann das Gelächter auf's Neue erregten. Ich sah nun wohl, daß er ein geborenes Buffone-Genie war und von Bekannten und Freunden aufgemuntert in solchen Späßen und Narrenstreichen, sich in den Kopf gesetzt hatte, daß er ein auserkorenes Werk der Schöpfung sei. In diesem Wahne hatte er sich nach der Akademie begeben, weil er glaubte, daß man dort das Wunderbare und Seltene suche. Ich machte nun der Posse ein Ende; er mußte sich wieder ankleiden, ich schenkte ihm etwas Geld und ließ ihn gehen. Er versicherte mich noch vielmal seiner reinen Absicht, welche ihn getrieben habe, mir einen Dienst zu erzeigen; auch sei er stets bereit, mir lustige Buffonerieen vorzuspielen; und er ging zufrieden weg. Die Akademisten freueten sich, ihn gesehen zu haben, und die Meisten hatten ihn in der Geschwindigkeit abgezeichnet. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, in der Villa Albani unter den Antiken von einem griechischen Künstler das Bild des Aesop gesehen zu haben, dessen Gestalt mit der dieses Genius für komische Darstellungen Aehnlichkeit hatte. Uebrigens war mir es lieb, daß ich mich in dem Glauben, dieser Narr sei mir von einem verkappten Feinde zugeschickt worden, geirrt hatte. Auch konnte ich darüber nun schon ziemlich ruhig sein, denn seit die Akademie in so gutem Fortgange war, würde der, welcher mir etwas hätte anhaben wollen, es mit dem ganzen Publikum zu thun gehabt haben. Jeder sah klar, daß ich die Mühe aus Liebe zur Kunst übernahm, indem ich alle Vortheile, welche bei der Directorstelle zu gewinnen waren, namentlich Geschenke, immer von mir wies und auch keinem Künstler Abbruch that.

Ich hörte einmal die Cavaliere klagen, daß gewisse

Leute ihnen am Hofe, wenn sie in die Zimmer des Königs gingen, in der Thür immer auf die Ferſen träten. Ich ſchämte mich unter dieſe gezählt zu werden, und hielt mich daher zurück, weil ich des Königs Willen beſſer erfüllen zu können meinte, wenn ich die Kunſt in ſeiner Stadt aufblühen mache. Beſonders ging ich nicht hin an Tagen, wo Geſchenke ausgetheilt zu werden pflegten. Da war dann ein Gedränge, ein Begehren, ein Neid! — Auch Kniep wollte nie an Hof gehen, um nicht beneidet zu werden. Kamen Hofleute zu ihm, ſo nahm er ſie höflich auf, aber er ließ ſich nicht bereden, wieder hin zu gehen. —

Einſt trugen venetianiſche Bilderhändler dem Könige Gemälde an, angeblich von Raphael, Correggio und Tizian. Sie hatten den rechten Weg eingeſchlagen und ſchon die Herren Secretaire für ſich gewonnen, die Alles thun wollten, daß der König die Bilder kaufe. Der König aber ſagte: „Tiſchbein ſoll ſie tariren und entſcheiden, ob ſie der Gallerie werth ſind, und die ſtudirende Jugend Nutzen davon haben kann.“ Da erwiederte ich: „nein.“ Nun ſchrieen die Herren, daß ich ihnen den kleinen Vortheil nicht gönne, den ihnen mein Jawort hätte zuwenden können. Als ſie aber merkten, daß ich auf keine Art zu gewinnen noch zu beſtechen ſei, ſo ſchickten ſie mir Alles auf den Hals. —

Mein Augenmerk war darauf gerichtet, eine Akademie zu gründen, wo die Kunſt erlernt werden könnte, und von wo aus der gute Geſchmack ſich überall hin verbreiten ſollte. Ich mußte alſo bei der anweſenden Jugend anfangen. Für die Zahl der jungen Leute und der Kunſtliebhaber, welche täglich zu mir kamen, war meine Wohnung nicht geeignet, wenn ſie ſchon für mich die angenehmſte war, die ich je gehabt habe. Sie lag in Chiaja, wo ich das Schönſte des

ganzen Golfes mit dem Vesuv vor mir hatte. Dennoch suchte ich mir ein Logis, wo ich Alles von Kunstsachen gehörig aufstellen könnte, so daß schon der bloße Anblick von dem Aufgestellten unterrichte. In dem Palazzo, den Luca Giordano erbaut und auch bewohnt hatte, miethete ich mir die oberste Etage. Er hatte die schönste Lage an S. Lucia, gerade dem Vesuv gegenüber, wenige Schritte vom königlichen Palaste, wohin ich fast täglich gehen mußte. Wer war glücklicher als ich, so eine Wohnung gefunden zu haben, die, wenn auch etwas theuer, doch in allen Stücken mir vortheilhaft und erfreulich war. Ich durfte auch hoffen, sie mit der Hälfte der Bezahlung für ein einziges lebensgroßes Portrait zu bestreiten, denn sie hatte ein gutes Licht, welches ich mir vorrichten wollte, damit ich dadurch aufgemuntert würde, oft Portraits zu malen, wozu ich eben keine große Lust verspürte. In diesem Hause, worin Giordano so viele vortreffliche Bilder verfertigt hatte, hoffte ich, es werde seine praktische Fertigkeit auf meinen Geist wirken und ich gedachte viel daselbst zu arbeiten; denn auch ich vermeinte eine Stimme zu hören, wie die von Giordano's Vater, der dem Sohne bei der Arbeit zurief: „Luca, fa presto!“ Aber ich erfuhr bald, daß mir meine Freude nicht werden sollte. Ungeachtet des bündigsten Contractes, den ich in Gegenwart zweier Notarien mit Signor Giordano, einem Nachkömmling des Lucas, gültig abgeschlossen hatte, gab ich doch aus freiem Willen die Wohnung auf, weil ich vernahm, daß meinetwegen der Hausherr mit einem Prinzen in einen Prozeß verwickelt werden würde. Dieser, welcher die unterste Etage bewohnte, hatte nämlich das Recht, das ganze Logis zu miethen, weil ihm aufgesagt wurde. Das durfte der Hausherr nicht, indem in Neapel unter der Regierung Carl's ein Gesetz erlassen ist, welches den Miethern Ruhe

verschafft. Vorher wurden sie von den Hausbesitzern auf das Grausamste gequält, um ihnen Geld abzuzwingen. Jährlich erhöhte der Hausherr die Miethe, oder man mußte ausziehen. Da das durch die ganze Stadt geschah, so konnten kaum mehr die vier Wände, worin sich der Mensch mit seiner Familie barg, bezahlt werden. Einer drängte immer den Anderen aus dem Hause. Mancher, dem die Erhöhung der Miethe angekündigt wurde, und der die Kosten berechnete und die beschwerlichen Unruhen, welche oft sein Geschäft störten, bezahlte lieber mehr. Aber das Jahr darauf wurde ihm wieder gekündigt, oder er mußte noch höhere Miethe geben. Dieser Unfug war auf das Höchste gestiegen, als die alljährlich gejagten Miether das unumstößliche Gesetz erzwangen, daß kein Hausherr die Miethe erhöhen und dem Miether auffagen dürfe, außer wenn der Besitzer die Wohnung selbst beziehen oder darin bauen wolle. Es steht eine große Strafe für den Hausherrn darauf, wenn er dies etwa nur zum Schein thut. Nun ist Ruhe. — Auch in Rom kann keinem Maler das Logis aufgesagt werden, worin er gewohnt ist, geistige Arbeiten zu schaffen. Selbst für die heiligsten Feste haben die Künstler vom Papst Ablaß, zu arbeiten, weil die Begeisterung nicht wiederkommt, und daher die augenblickliche Eingebung benutzt werden muß. So nehmen Gesetze und Religion in diesem Lande die Kunst in Schutz. Sie diente dagegen auch der Religion; denn Raphael's Marien und Heilige haben manche Seele zur Frömmigkeit und zum Glauben erweckt; was man oft siehet, glaubt man zuletzt. —

Nach meiner Art zu denken, ist eine der größten Glückseligkeiten eine geräumige Wohnung, in welcher man ruhig zu Bette gehen kann, und von Jedem gern gesehen wieder aufstehet. Ich gab also meinen Contract zurück. Signor

Giordano wollte mich bereden zu bleiben und sagte, daß ich ganz ruhig sein könnte, denn sie Beide führten ja den Prozeß, und ich hätte das größte Recht, meine Etage zu bewohnen, und nicht einmal der König könne an dem Contracte etwas ändern. Ich sei davon überzeugt, antwortete ich, aber der Prozeß, den er haben werde, sei mir zuwider. „Das ist eben das Beste," erwiederte er, „und ich suche ihn deshalb mit dem Prinzen zu bekommen." „Aber wie kann man leben," sagte ich, „wenn man einen Prozeß hat?" worauf er entgegnete: „Aber wie kann man leben ohne Prozeß? Habt Ihr denn noch keinen Prozeß gehabt?" „Nie," war meine Antwort, „und ich werde auch nie einen bekommen." „Dann kennt Ihr das Leben noch nicht," meinte er. — Ich miethete mir ein anderes Logis an der Porta Chiaja, das freilich die schöne Aussicht nicht hatte wie das erstere, aber groß genug war, um einige Zimmer den jungen Leuten einzuräumen, die nach Antiken und Gemälden studiren wollten.

Die Akademie wurde nun von S. Carlo alle montelle in das Studio Publico verlegt. Dieses zu bewirken, war meine Hauptbemühung gewesen, und man kann sagen, daß jetzt erst die Akademie entstand. Hier war Raum, die Abgüsse der Statuen aufzustellen und Alles gehörig zu ordnen, so daß in Bequemlichkeit studirt werden konnte. In dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wurde, stand die Statue des farnesischen Herkules im Originale. Ein Glück für die studirende Jugend!

Ich wollte Zeichnungen zu Uebungen für die Anfänger machen, da das aber mühsam ist, sollten die von meinen Schülern, welche ich von Rom zurückerwartete, daran helfen. Diese Zeichnungen sollten dann mit einer Erklärung in Kupfer gestochen werden. Auch die Basreliefs, welche zerstört

umherliegen, wollte ich zeichnen, und nach und nach in Kupfer stechen lassen. Das wäre für die Antiquare ein Schatz gewesen, und sie gingen dann nicht verloren; denn die Bildhauer, welche alte Statuen restauriren und dazu Stücke nöthig haben, die an Farbe und Korn mit dem griechischen Marmor übereinstimmen, kaufen deshalb die Basreliefs auf, welche die Landleute in ihren Gärten auffinden. Die Studien liegen voll von solchen Fragmenten, welche die Künstler für geringe Summen an sich bringen. — Für die Anfänger konnten keine Lehrer angestellt werden, ausgenommen die, welche ich selbst erzogen hatte. Es war daher mein Wille, von den aus Rom Zurückkehrenden die Besten auszuwählen. Denn der beste Zeichner, der Kenntniß und Gründlichkeit hat, soll bei den Anfängern sein. Leider stellt man gewöhnlich bei Zeichenschulen Lehrer an, die zu Malern verdorben sind. Die quälen dann die jungen Leute mit ihrer Lehrart und verderben oft deren natürliche Anlagen. Schüler zu ziehen, verstand Caracci. Der sagte zu ihnen: „Wie Ihr Euch die Sache denkt, so ist sie für Euch recht und so müßt Ihr sie machen.“ Damit behielt Jeder sein angeborenes Talent unangetastet. Jeder hat eine andere Manier; Dominichino eine andere als Guido; Guercino wie verschieden von Lanfranco! Dem schönen Colorit des Caracci sieht man es an, daß er nach Tizian gelernt hat, aber dem Tizian sieht man nicht an, daß Giovanni Bellini sein Lehrer war; man erkennt in ihm die Natur. — Raphael Mengs hat uns einen Beweis gegeben, daß man sich das Gute von verschiedenen großen Meistern zu eigen machen kann. Er hatte sich vorgesetzt, von Correggio rund und weich malen zu lernen, von Tizian das Colorit, den Ausdruck und die Zeichnung von Raphael. Er hat es zum Theil erreicht oder vielmehr erzwungen; denn

er sagte selbst von sich, die Natur habe ihn kärglich mit Talent versehen, er müsse Alles mit Nachdenken und Anstrengung seines Geistes suchen und vollenden. Ist es möglich, jene Drei in sich zu vereinen, so nehme man noch zwei in ihrer Art große Meister dazu, und lerne von Michel Angelo das Große und von Leonardo da Vinci die genaue Ausführung des Details. Dann noch die Wahrheit und das Schöne in den Antiken! Man verlasse aber Alle und denke nur an die Natur. Von Allen soll man lernen, aber an Keinen denken, wenn man componirt. Freilich kann man sich dessen nicht immer erwehren, und wenn ich etwas entwerfen will, so fällt mir Polidor ein, dann Guido und Tizian: Geist, Gemüth, Farbe. — Das Innerliche, das Geistige ist aber die Hauptsache. Bilder, denen der Inhalt fehlt, sind gut für den, der nur eine Gallerie haben will; wie man auch eine Bibliothek haben könnte von leeren Schalen in Form von Büchern, worauf der Buchbinder zwar vergoldete Titel anbrächte, die aber doch keinen Inhalt hätten. „Solche Bilder," sagte Battoni, „muß man in Courierstiefeln besehen, sie haben keine Thür zum inneren Eingang, und sie lassen kalt wie der Anblick eines wohlgebildeten Menschen ohne Verstand." —

Die Akademie war des Sommers von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends geöffnet. Ein Lehrer für die Anfänger war den ganzen Tag da, wie auch ein Modell und eine Wache an der Thür. Die Meister der Akademie waren Gannaci und de Angelis. Diese Beiden waren für die ersten Anfänger; Diana, Domenici und Bartolino mußten abwechselnd des Abends zugegen sein, wenn bei der Lampe nach dem Leben gezeichnet wurde, was immer zwei Stunden währte. In den anderen Zimmern wurde nach Gyps gezeichnet. Ich ging so oft hin als ich konnte, aber

meine Wohnung lag zu weit von der Akademie. Von der Porta di Chiaja bis zu dem Studio brauchte ich über eine Stunde. Besonders um die Zeit gegen Abend ist die Straße von Toledo die volkreichste und das Gedränge so dicht, daß man kaum durchkann. Und doch war dies für mich der geradeste Weg. Ich sollte in der Akademie eine Wohnung haben, aber die Zimmer waren noch nicht fertig, und so blieb es immer ein getrenntes und getheiltes Wesen. Den jungen Leuten, welche ich einen Platz zum Studiren in meiner Wohnung gab, konnte ich wohl behülflich sein; aber die, welche den Tag über in der Akademie studirten, mußten meinen Unterricht entbehren. Um die Zeit abzukürzen, bis die Wohnung für mich in der Akademie fertig wäre, kaufte der König ein Haus, welches in der Nähe stand, und gab mir, wie auch meinem Collegen Mondo, eine Wohnung darin. Dieser hatte die unterste Etage, und ich die dritte, in welcher sonst der Prinz Santangelo wohnte. Sie war heiter und schön, hatte ringsherum Fenster mit Balkonen und zwei große Logen, wie auch Stallung und Remisen. Hier hatte ich nun, daß mir zu wünschen nichts mehr übrig war. Dicht neben der Akademie, und die Antiken um mich herum, konnte ich nun meiner Lieblingsneigung, diese zu studiren, ein Genüge thun. Nun verlor ich mich auch, so zu sagen, aus der lebendigen Welt und lebte nur in den alten Kunstwerken der Griechen, in den Arbeiten der Bildhauer und den Figuren, welche man auf den Gefäßen von gebrannter Erde findet. Ich sah nur Menschen, welche die nämliche Liebhaberei mit mir theilten. Diese versammelten sich täglich bei mir, sowohl Einheimische wie Fremde aus allen Ländern. Für die studirenden jungen Leute war mein Haus vom Morgen bis Abend offen. Ich hatte ihnen drei Zimmer eingeräumt, und meine liebste Beschäftigung war, ihnen in

ihren Fortschritten behülflich zu sein. Auch habe ich das Vergnügen gehabt, von ihnen Werke zu sehen, die bewiesen, daß sie den rechten Weg eingeschlagen hatten, um tüchtige Künstler zu werden. Bis jetzt war der Weg, die Kunstwerke der Griechen zu studiren, hier noch nicht bekannt. Der manierirte Solimena war ihr Abgott, der mit seinem glücklichen Talente und seinem reizenden leichten Malen Alle eingenommen hatte, so daß sie ihm Alle gefolgt waren und ihn nachzuahmen suchten.

Neben meiner Hauptbemühung, meinen Schülern die Zeichnung der schönen griechischen Form kennen zu lehren, ermunterte ich sie auch zum Componiren, und hierbei immer die Griechen vor Augen zu haben, so viel man noch von ihnen habe und wisse. Neapel ist der Ort, wo man die meisten zusammengesetzten Figuren findet, sowohl auf den Gemälden aus den drei ausgegrabenen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä, als auch auf den vielen Gefäßen von gebrannter Erde, welche man in Gräbern findet. Von solchen Zeichnungen hatte ich einen beträchtlichen Vorrath, wobei ich immer Gelegenheit nahm, aufmerksam zu machen auf das Einfache, Stille, Gemüthliche, Große derselben, und wie es ein Ganzes ist und wie sich die Handlung gleich beim ersten Blicke ausspricht.

Die Besten von der Akademie bildeten einen Verein unter sich, um sich im Componiren zu üben. Sie kamen alle Sonntage bei mir zusammen, gaben sich ein Sujet auf, welches Alle ausführten, und nach vierzehn Tagen brachten sie die Zeichnungen mit. Diese wurden ausgestellt und beurtheilt, das Verdienstliche gelobt und die Fehler getadelt. Alles ging mit der größten Ordnung zu, die sie selbst unter einander ausgemacht hatten. Wenn sich z. B. Jemand fände, der ihre Studien stören würde, dem sollte der Zutritt ver-

wehrt werden. Auch durfte Keiner auf eine hämische Art den Andern kritisiren. Wer Fehler bemerkte, mußte bescheiden seine Ansicht mit Gründen beweisen. Der Getadelte durfte nichts übel nehmen; er konnte seine Meinung zuletzt sagen und man nahm seine Vertheidigung an, warum er es so gemacht und was er sich dabei gedacht habe. War sein Wille gut gewesen und hatte nur die Darstellung dies nicht ausgesprochen, so ward er auf gelinde Weise eines Bessern belehrt. So wurde eine Zeichnung nach der anderen aufgestellt und Alles genau durchgegangen. Zuletzt stellte man sie zusammen in einer Reihe auf. Uebrigens waren es lauter ausgewählte junge Leute von gutem Charakter und edlen Sitten. Es herrschte auch eine solche Freundschaft unter ihnen, daß, wenn es vorbei war und sie sich recht die Wahrheit über ihre Werke gesagt hatten, sie sich wohl einander umarmten und küßten und dankten für die Belehrung. Das wechselseitige Gespräch war auch oft sehr unterrichtend; denn von allen Zweigen der Kunst wurde etwas abgehandelt, und es waren Personen zugegen, die in dem einen oder dem anderen Fache Kenntniß, oder die eine und die andere Kunst besaßen und sich hier gegenseitig die Hände reichten. Es nahmen auch verschiedene Gelehrte daran Theil, welche ihr Urtheil aussprachen und denkwürdige und malerische Begebenheiten aus der Geschichte erzählten. Selbst Kunstliebhaber wurden zugelassen, die aber nicht reden durften, um die Ordnung nicht zu unterbrechen. Auch Anfänger von der Akademie wurden als Zuschauer gewählt, damit sie sähen und hörten und daraus lernten. Brachten sie Versuche, die etwas versprachen, so wurden sie mit eingeschlossen.

Abbate Bari, welcher ein Buch über die Schwimmkunst geschrieben hat, war ein eifriges Mitglied. Er liebte

die studirende Jugend und war ihr sehr nützlich. Es waren auch poetische Talente darunter, die zuweilen von ihren Eingaben etwas vorlasen. Einige verfaßten auch Auszüge aus einer geschichtlichen Begebenheit, worin man die handelnden Personen in verschiedenen Fällen wirken sehen und ihren Charakter kennen lernen konnte, damit der Zeichner ihn recht auffasse. War das Beurtheilen der Zeichnungen zu Ende, so wurde ein neues Sujet für das künftige Mal gewählt. Nach der Reihe hatte jedes von den Mitgliedern eins aufzugeben und nach Belieben einen bestimmten Moment einer Begebenheit festzusetzen, oder Jedem die Freiheit zu lassen, nach eigenem Willen einen daraus zu entnehmen. Zum Beispiel im Abschiede Hektor's von seiner Gemahlin sind viele Momente, welche man darstellen kann; den, als sie ihn bittet, sich nicht so viel der Gefahr auszusetzen, auf daß sie nicht Wittwe und ihr Kind eine Waise werde; oder als er das Kind auf seine Hände nehmen will und es erschrickt vor dem schattenden Helmbusche; oder als es der Vater auf den Händen in die Höhe hebt, um es den Göttern zu empfehlen. Wollte man nun Jedem Freiheit lassen, zu nehmen, was ihm beliebte, so wurde das Ganze vorgelesen; sollte es aber ein bestimmter Moment sein, so mußte es auch bestimmt vorgelesen werden. Der große Vortheil hiervon war, daß Jeder, der ein Sujet zeichnete, dasselbe so verschiedene Male anders aufgefaßt sah. Das muß den Verstand schärfen, das Vorstellungsvermögen erweitern und das Componiren erleichtern. — So wurden auch Bilder für den schönen Palazzo in Caserta entworfen und die jungen Künstler wetteiferten; denn sämmtliche Säle waren noch unverziert. — Auch die Architekten gaben sich Entwürfe zu Gebäuden auf und waren in dieser Versammlung von großem Nutzen, des Raumes wegen, worauf die Bilder stehen, und wegen der

architektonischen Hintergründe, welche der Historienmaler zu studiren so nöthig hat. Auch Landschaftsmaler waren dabei und Bildhauer. Einige leitete ich auch zu dem Studium der Thiere an und unterwies sie darin, die verschiedenen Geberden und den Charakter kennen zu lernen. Für die Kupferstecher sollte nach Gemälden gearbeitet werden. Das Bild wurde ausgesucht, wonach Jeder eine Zeichnung machen durfte.

Philipp Hackert hatte dem Könige vorgeschlagen, eine Kupferstecherschule zu errichten und seinen Bruder Georg, den Kupferstecher, als Lehrer anzustellen. Dieses erfuhren die Herren von der Secretaria und legten dagegen den Plan vor, eine Kupferstecherschule von bekannten und angesehenen Professoren dirigiren zu lassen. Hierauf ging der König ein und bewilligte Alles, was zur Beförderuug der Sache dienen könnte. Vor Allem hatte man sich nach einem Director umzusehen. Es wurde nach Bologna an Rosaspina geschrieben, der nach Lodovico Caracci den „Abraham, welcher die drei Engel bewirthet", in Kupfer gestochen hatte. Er nahm jedoch die Einladung nicht an. Ein Anderer, dessen Name mir entfallen ist, lehnte sie gleichfalls ab. Der Dritte, welchen man darum anging, war Porporati. Er hatte eine schöne Tochter, die lieber in Turin als in Neapel wohnen mochte; und ihr zu Gefallen, denn er liebte sie sehr, reis'te er wieder nach Turin. Auch war er mit den Secretairen nicht zufrieden; ihre Versprechungen brachten sie nicht in Erfüllung; sein Logis und dessen Ausstattung fand er weit unter dem, was man ihm vorgespiegelt hatte. Auch mochte er sich von den unwissenden Secretairen nichts vorschreiben lassen. Sie wollten darüber entscheiden, welche Bilder aus der Gallerie in Kupfer zu stechen wären. Kurz, er reis'te sehr mißvergnügt wieder ab.

In Paris, wo er seine Lehrjahre verlebt hatte, war er es ganz anders gewohnt gewesen. Dort wußte man ihn zu schätzen. Indessen war er nicht der Mann, der eine Schule dirigiren konnte, er war zu sehr Künstler für sich und zu stolz auf seine Kunst allein. Er konnte sich auch etwas darauf einbilden; denn er war sehr geschickt; aber er glaubte sich schon etwas zu vergeben, wenn er sich durch andere Sachen stören ließe. Mir that es leid, daß die Sache so zerfiel, da der König doch zu kräftiger Unterstützung bereitwillig war. Auch hätte Porporati sich genug Ehre dabei erwerben können, wenn er als Kenner der Bilder sowohl, wie auch als Kupferstecher das Ganze leitete. Wilhelm Morghen ward nun Director und bekam die Hauptaufsicht über die Schule. Er hatte schon früher einige Bilder aus der Gallerie in Kupfer gestochen. Mehre Zöglinge, die bisher die Malerei getrieben, wendeten sich nun zum Kupferstechen, weil der König die Kupferstiche bezahlte. Ich suchte, wie ich konnte, diese nützliche Anstalt zu unterstützen. Es fehlte an Blättern berühmter Meister; ich schenkte ihnen daher u. a. den großen Moseskopf von Edelink; von Goltzius und Müller eine große Figur, worin die Striche halb so dick waren wie ein Strohhalm. Diese Blätter wurden hinter Glas und Rahmen an die Wand gehängt, damit die Schüler sie immer vor Augen hätten. Um dem Wilhelm Morghen fortzuhelfen, ermunterte ich ihn, eine Platte für sich zu stechen, welche Liebhaber und Käufer anlocke. Ich schlug ihm dazu ein Bild vor von Marco da Siena, „eine fliegende Fortuna, welche mit der einen Hand Reichthümer, Kronen und Ehrenkränze, mit der anderen Stacheln, Nägel, Fußangeln und Dornen ausstreuet.“ Die Figur war sehr schön, leicht schwebend, der Leib nackend und nur der untere Theil von einem schönen Gewande umflat-

tert. Ich ließ ihm von meinem besten Schüler die Zeichnung dazu machen, was ihm eine große Erleichterung war, obgleich er selbst gut zeichnete. Er hatte den Stich schon angefangen und ich versprach mir viel davon. Aber unglücklicher Weise rieth ihm ein Pfaffe ab, das Bild zu vollenden, weil es eine rebellische, jacobinische Vorstellung sei, die darauf hindeute, daß allen Königen und Fürsten die Kronen vom Haupte geworfen werden sollten, und was des dummen Zeuges mehr war. Aus Furcht vor diesem pfäffischen Geschwätze zerschnitt Morghen die schon ziemlich vollendete Platte. —

Fremde wunderten sich, eine solche Akademie in Neapel zu finden. Sie hatten geglaubt, so etwas sehe man nur in Rom. Unter meinen Schülern war Francesco Antonio Lapenga der, welcher das meiste Talent hatte. An einem Friese, den er in Wasserfarben zu malen bekam, waren die Figuren in einem so großen Style, als hätte er ein Original von Polidor vor sich gehabt. Er war eines Malers Sohn aus Puglien. Sein Vater starb früh und er zog mit Mutter und Geschwistern nach Neapel, wo er nun für die ganze Familie zu sorgen hatte. In Neapel herrscht ein Gesetz, daß die Eltern von ihren Söhnen die Rückerstattung der Erziehungskosten fordern können. Die Beichtväter trieben an zur Erfüllung dieser Pflicht. Ich zog den jungen Menschen vor, weil ich sein Genie erkannte, und unterstützte ihn mit Geld, so viel ich konnte. Er gab alles an seine Mutter. Leider starb er zu früh für die Kunst und die Seinigen.

Laprano zeichnete von meinen Schülern am besten nach der Antike. Als er noch ein Knabe war, fragte er mich, welche Statue er zeichnen solle? Ich antwortete: „Die, welche Dir am besten gefällt.“ — „Der Apoll gefällt mir

am besten." — „Nun, so zeichne ihn." — Ich fand die Zeichnung dem Originale einigermaßen ähnlich, nahm mich des Knaben an, ließ mir Alles zeigen, was er arbeitete, bemerkte ihm die Fehler und ermunterte ihn, Leben in seine Zeichnungen zu bringen. Schüler ohne Talent wissen das nicht zu erreichen; ihre Arbeiten sind steif und ohne Geist; er aber zeichnete die Antiken, als wären sie lebendig. Mein Freund, der Marchese Hauß, Erzieher des Kronprinzen, wollte einen jungen talentvollen Menschen auf der Akademie unterstützen. Wer war froher, als ich! Ich empfahl ihm meinen Laprano. Er sollte einen monatlichen Gehalt haben; dagegen erwiederte ich, eine Einnahme, worauf er sich verließe, könnte den jungen Menschen leicht nachlässig machen, der Marchese möchte daher lieber Zeichnungen bei ihm bestellen, um zugleich auf diese Weise eine schöne Sammlung zu erhalten. Laprano's Eltern waren aus Griechenland, hatten sich in Neapel niedergelassen und ein Kaffeehaus angelegt. (Die Griechen gelten für die besten Kaffeesieder.) Der Knabe war schon in den ersten Kinderjahren verwaiset. Sein Onkel, der auch aus Griechenland herübergekommen war und seines Bruders Geschäft betrieb, erzog ihn. Er starb früh. Ohne Zweifel wäre aus ihm, hätte er die Zeit der Reife erlebt, ein großer Künstler geworden.

Vallereale aus Sicilien kam in die Akademie, um die Bildhauerkunst zu erlernen. Ein junger Mensch von großem Talent und feinem Kopfe, wie alle Sicilianer. Das Gesuch, den Don Gennaro, einen Architekten, als Pensionisten aufzunehmen, wurde abgeschlagen, deshalb gab ich ihm monatlich das, was ich vom Könige für ihn verlangt hatte.

Ducro malte die besten Wasserfälle; Tito Lusieri die besten Prospecte; Sable malte Gesellschaftsbilder aus dem gemeinen Leben, die meisten moralischen Inhalts; Gan-

gero fertigte Historienbilder; Wudki Solfataren mit einem Gewitter oder Eruptionen des Vesuvs. Als Philipp Hackert für den Admiral Orlow so viel zu thun hatte und u. a. den Hafen von Livorno malte, ließ er sich von Wudki helfen, welcher die Figuren geschickt malte und dieses Stück mit Türken ausstaffirte, was zum Hafen von Livorno paßt, weil sich dort immer Türken aufhalten. Hackert kam darauf zu, wie Wudki andere Figuren machte, als die von ihm angegebenen. „Sie müssen machen, was ich vorzeichne," sagte er, „meine Figuren und nicht, was Sie in Triest gesehen haben!" — „So schlecht, wie Ihre Figuren sind," gab Wudki zur Antwort, „kann ich keine malen; die machen Sie selber!" Damit legte er die Palette weg und ging von dannen.

Eines Tages kam einer von meinen Akademiezöglingen zu mir und bat mich um Beistand; er habe Jemanden verklagt, der ein Portrait der Königin bei ihm bestellt habe, und nun dasselbe, da es fertig geworden, nicht bezahlen noch annehmen wolle; ich sei der Vater aller jungen Leute auf der Akademie, und deshalb hege er zu mir das Vertrauen, ich würde dafür sorgen, daß Jener einen richterlichen Befehl erhielte, die bestellte Arbeit zu bezahlen. Ich versprach ihm das Meinige zu thun, indessen müßte ich erst das Bild sehen und auch die Ursache wissen, aus welcher der Signor Giovanni das Bild nicht annehmen wollte.

In Neapel ist es Gebrauch, in den Lotterie-Läden die Bilder des Königs und der Königin aufzuhängen. Für diesen Zweck hatte man beide Portraits bei ihm bestellt; den König hatte er schon früher abgeliefert und auch bezahlt erhalten.

Kaum war der Maler weggegangen, so kam der Verklagte. „Ich kann das Bild unmöglich annehmen," sagte

dieser, „denn es ist erbärmlich gemalt und nicht im geringsten ähnlich. Der junge Mann hat mich verklagt und das Bild soll an die Professoren der Akademie geschickt werden, auf deren Gutachten die Richter dann ihr Urtheil sprechen werden. Aber kein Mensch wird mir zumuthen, solch' ein Sudelstück in meinem Laden aufzuhängen und es zu bezahlen. Sie und die Herren Professoren," setzte er lachend hinzu, „werden in der Akademie schon sehen, welch' ein Farbenspiel er zurecht gerührt hat! Ich komme auch nicht, um Sie um Ihren Beistand zu bitten, denn Sie werden das Ding selbst kaum ansehen mögen, sondern ich wollte Sie nur im voraus benachrichtigen, damit die Sache Ihnen nicht fremd wäre."

Am folgenden Morgen kam der junge Maler wieder mit der Bitte, ja dafür zu sorgen, daß Jener zum Bezahlen angehalten würde. „Wenn ich kann," versetzte ich, „was ich aber bezweifeln muß, denn da er das Bild nicht annehmen will, so ist es wohl nicht ähnlich, und dann muß ich nein sagen." — „Wie so? Wir sind doch Eure Kinder, Ihr seid unser Vater, und werdet dafür sorgen, daß Eure Kinder essen können!" — „Du weißt, daß ich für Jeden thue, was nur möglich ist. Aber Deine Sache scheint mir nicht rein; auch gefällt mir nicht, daß Du auf solche Weise einen Prozeß anfängst. Will Dein Gegner das Bild nicht haben, so würde ich in Deiner Stelle es zurückbehalten. Aber laß mich Deine Arbeit sehen." Er lief, holte es und ich erstaunte über die unvergleichliche Häßlichkeit. Es war mir dergleichen in der That noch nicht vorgekommen. — Ich sagte ihm, wie sehr ich mich wundern müsse, daß er selbst die abscheuliche Schlechtigkeit dieses Machwerks nicht einsehe, daß er sich nicht schäme, dafür nur einen Bajocco zu fordern, und noch dazu die Frechheit habe, diese Anmaßung gerichtlich durchfechten zu wollen. „Aber," setzte ich hinzu, „das Ding soll weder in

der Akademie, noch vor den Gerichten erscheinen, sondern muß sogleich hier in meinem Hause vernichtet werden; ich lasse es nicht wieder heraus, zu Deinem eigenen Heil. Denn wenn Du es über die Straße trägst, und Dir begegnen Lazaroni, welche es sehen wollen, und Du sagst, es sei das Bild der Königin, so schlagen sie Dich auf der Stelle todt, weil Du ihre Königin so häßlich gemacht hast. Und beinahe möchte ich sagen, Dir geschähe nach Verdienst. Ist das ein Mund? Ist das eine Nase? Die Löcher, welche Du in die Stirn geschnitten hast, sollen wohl ein Paar Augen vorstellen?" — Ich scheue mich in der That zu beschreiben, wie es aussah. Die schöne Dame mit dem majestätischen östreichischen Gesichte, so verunstaltet! — Ich fragte, nach welchem Bilde er es denn copirt habe? „Nach keinem; es ist aus der Idee gemalt." — „Hast Du sie denn gesehen?" „Ja, im Vorbeifahren einmal; sie ist blond, und so habe ich sie gemalt." — „Das sind ja aber keine Haare; Du hast ihr ein altes Gewirre von Flachs über die Stirn hereingehängt." — „Was soll ich aber nun anfangen? Ich habe meine Zeit auf diese Arbeit verwendet, habe gehofft, Geld dafür zu bekommen; wovon soll ich nun leben? wie fortkommen, da ich weiter keine Bestellung habe und auch mir keine zu verschaffen weiß?" — „Daran hättest Du früher denken sollen, Du hättest suchen müssen, ein ähnliches, gut gemaltes Portrait von der Königin zu bekommen, um danach zu copiren." — „Ich konnte keines auftreiben." — „Was? in Neapel? wo es deren Tausende giebt? Warum hast Du mir kein Wort gesagt? Ich selbst hätte Dir eins zum Copiren geliehen, und das ist auch das Einzige, was Dir jetzt zu thun übrig bleibt." — „Das ist viel zu spät; in drei Tagen kommt es vor die Richter, und da muß ich mit meinem Advocaten erscheinen." —

Er konnte bei diesen Worten die Thränen nicht zurückhalten. Ich hatte Mitleiden mit dem armen Jungen. „Nun, ich will Rath schaffen," sagte ich; „hier ist eine Leinwand, da hast Du Palette und Farben, setze Dich her und copire dies Bild der Königin; dann wirst Du Zahlung erhalten; Du mußt aber keine Zeit verlieren; ich will Dir auch etwas helfen, damit Du fertig wirst."

Wer war froher als er! Er setzte sich bei mir hin, fing gleich die Copie an und wurde auch zur rechten Zeit damit fertig. Auf den angesetzten Tag erschien er nun mit seinem Advocaten vor dem Richter; der Gegner mit dem seinigen. Das mitgebrachte Bild blieb noch verdeckt und der Advocat brachte die Klage vor, daß Signor Giovanni sich weigere, ein bestelltes Bild zu bezahlen und noch obendrein den Künstler kränke, indem er dessen Arbeit verachte und behaupte, das Portrait sei Ihrer Majestät der Königin nicht ähnlich. — Nun erhob der Gegenanwalt seine Stimme und sagte, die Herren Richter würden selbst sehen, wie schlecht es gemalt wäre; so schlecht, daß Signor Giovanni es weder in seiner Bottega aufhängen, noch bezahlen könne. — „Zeigt das Bild vor!" sagte der Richter. Der Maler wendete sein Bild um, und indem er es gegen die Richter hielt, konnte Signor Giovanni es nicht sehen, da ihm die Rückseite zugedreht war. Die Richter aber staunten, breiteten die Arme aus und schrieen Wunder über die frappante Aehnlichkeit. „La Sua Maestà nostra regina! Als wenn sie dastände!" Der Verklagte und sein Advocat lachten und glaubten, das sei nur Scherz und Hohn. Der erste Richter aber wandte sich zu dem Lotterie-Collecteur und sagte: „Wenn Ihr das Bild nicht wollt, so nehme ich es auf der Stelle und bezahle es mit Vergnügen. Ein so ähnliches Portrait von unserer Königin hab' ich lange nicht gesehen." Signor

Giovanni stutzte, das Bild wurde gegen ihn und seinen Advocaten herumgewendet, und sie wunderten sich nicht wenig über die unbegreifliche Veränderung. Ja, nun, sagten sie, sähe es ganz anders aus, das wäre gar nicht mehr das vorige Bild. Woher denn das kommen könne? fragten sie den Maler.

„Hab' ich Euch denn nicht gleich gesagt," versetzte dieser, „daß mein Bild noch la vernice nicht hätte? Aber Ihr machtet einen Lärm wie besessen, wolltet mich nicht hören und hättet mich fast aus dem Hause geworfen." „Kann denn la vernice solche Veränderung und solche Aehnlichkeit hervorbringen?" „Allerdings; la vernice fa tutto! Damals waren alle Farben eingeschlagen; aber la vernice bringt sie wieder hervor, und dann sieht man erst, was ein Bild ist!" „Was Ihr sagt! Ich hätte doch nie geglaubt, che la vernice facesse tanto effetto!" Alle Umstehenden bekräftigten mit lauten Worten, daß la vernice die Hauptsache sei. „Ah ja, freilich, la vernice, da sieht man es deutlich, la vernice! Hier ist das Exempel: la vernice fa tutto!"

„Nun, das habe ich nicht so gewußt," sagte der Lotterie-Collecteur; aber da es so ist, so freue ich mich, die Kraft della vernice kennen zu lernen, und nehme und bezahle das Bild mit Vergnügen." — Der Prozeß war aus, und zwar zum unverhofften und unverdienten Ruhme des jungen Menschen. An diesen wendete sich der Vorsitzende mit den Worten: „Es ist mir sehr erfreulich, bei dieser Gelegenheit Eure Bekanntschaft gemacht zu haben; laßt es Euch nicht leid thun, wenn Eure Arbeit im ersten Augenblicke von unverständigen Leuten verkannt ward, welche nicht wissen, daß die letzte Hand und la vernice Alles bei einem Bilde sind." Dann wendete er sich zu seinen Collegen und sagte: „Nun sehet, wie Se. Majestät, unser König, für die Auferweckung

und Unterstützung der schönen Künste sorgt! Seitdem die Akademie errichtet ist, steigen in unseren jungen Leuten die Talente hervor; sie lernen die Farben gebrauchen und la vernice. Evviva Sua Maestà! Wir werden in ihnen valorosi pittori erhalten, come i nostri antichi. Wie gesagt, ich freue mich, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben, und seid so gut, morgen Mittag bei mir zu essen; Ihr sollt mich und meine Familie malen."

Zu Hause erzählte der Richter seiner Frau diesen Vorfall und sagte, er wolle von dem geschickten jungen Manne ein großes Familienbild malen lassen; deshalb habe er ihn eingeladen, daß er das ganze Haus beisammen sehe und seine Composition entwerfen könne. Dies wurde in's Werk gerichtet und das Bild begonnen. Er malte und malte; die guten Leute wußten nicht, was sie aus dieser wunderlichen Arbeit machen sollten. Nachdem die ganze Familie einigemal durchgesessen, wollten die hübschen Töchter, welche sich vorher so sehr auf das Malen gefreut hatten, mit ihren Gesichtern nicht zufrieden sein. Die eine Schwester sagte zur anderen: „Mir däucht, Du wärest gar nicht ähnlich; von mir selbst kann ich freilich nichts sagen, da ich mein Gesicht nicht kenne; aber ich sollte doch kaum glauben, daß ich so garstig wäre." Die Andere erwiederte: „Auch der Vater und die Mutter sehen ganz verwünscht aus!" Sie klagen es der Mutter; die findet auch, daß ihr bitterlich Unrecht widerfahren; der verhaltene Zorn gegen den unglücklichen Maler bricht los: „Der Mensch ist ein Pfuscher!" heißt es, und sie wollen nicht mehr sitzen. Dieser Entschluß wird dem Vater mitgetheilt. Der lächelt, schüttelt den Kopf und sagt: „Ebenso war es im Gericht; aber, liebe Kinder, Ihr versteht nichts von der Malerei, gar nichts von Behandlung der Farben; seht einmal her, ich verstehe mich ein wenig darauf; die

Farben sind jetzt alle eingeschlagen und darum habt Ihr so wüste Mäuler und schiefe Nasen; aber laßt nur erst la vernice darüber kommen, dann erscheint Alles glänzend, richtig und zum Sprechen ähnlich. Das Bild der Königin, — ich versichere Euch, schön wie der Morgen! und vorhin soll es ausgesehen haben wie eine Eule; aber damals war es noch nicht fertig, und so ist es mit diesem auch. Wartet nur; denn la vernice, ah la vernice fa tutto!“

6. Hamilton's Vasen; Homer in Bildern.

Nachdem Hamilton seine Vasensammlung an das brittische Museum verkauft hatte, war er entschlossen, nichts der Art wieder zu sammeln. So sagte er mir bei Vorzeigung einer Vase, die, wenn ich nicht irre, zu Orvieto gefunden war und ihn zum Ankaufe gereizt hatte, wegen der geistreichen Abbildung einer Frau, die, zwischen zwei Körben sitzend, einen Faden von einem zum anderen zieht. Vor ihr steht ein dienendes Mädchen, welches ihrer Gebieterin etwas überreicht. Um die Hände frei zu behalten und geschwinder fertig zu sein, hebt die Dienerin das Gewand bei einem Zipfel mit dem Munde in die Höhe. Hinter ihr steht noch eine weibliche Figur mit einem Spiegel. Hamilton hielt die sitzende Frau für eine Penelope, deren Charakter unausgesetzte Beschäftigung ist.

Er sagte mir auch, Münzen hätte er ganze Tonnen voll an das brittische Museum geschickt, ohne sie anzusehen; denn er hätte gefürchtet, in die Krankheit zu fallen, welcher die Liebhaber und Ausleger von Medaillen selten entgehen. Gewöhnlich wird dies Studium bei ihnen zu einer wahren Seuche. Unablässig sitzen sie darüber zu grübeln und sterben jedem anderen Genusse ab. So ging es jenem Deutschen, welchen der König bei der Wegebesserung in Calabrien

angestellt hatte. Man rühmte von diesem rechtschaffenen Manne, daß durch seine Aufsicht dem Könige die Hälfte der Kosten erspart sei, welche ein Anderer vielleicht verschwendet oder für sich bei Seite gebracht haben würde. Seine Arbeiter fanden beim Graben der Wege unzählige Münzen von verschiedenem Metall. Diese verkauften sie ihm für geringe Preise; er brachte ganze Fässer voll zusammen, setzte seine Besoldung dabei zu, und als der redliche Mann starb, war diese Sammlung sein ganzer Nachlaß.

Aber ähnlich wie dem Teres, welcher seine Zeichnungen für eine ansehnliche Summe an einen Banquier verkauft hatte, jedoch schon Nachmittags wieder an dessen Thür klopfte, das Geld zurückbrachte und bat, man möchte ihm seine Zeichnungen herausgeben oder er sterbe, ging es dem Hamilton. Er kam eines Tages voll Freude zu mir und sagte, er hätte nicht widerstehen können und auf's Neue angefangen, Vasen zu kaufen. — Die Leute, welche nach solchen Gefäßen gruben, mußten auf eine Stelle gekommen sein, wo sich ganze Massen beisammen fanden. Nach Beschreibung dieser Verkäufer war der Ort ein großes Gewölbe gewesen. Zwei der ansehnlichsten Vasen hatten neben einander gestanden; sie enthielten die Geschichte des Bellerophon. Auf der einen giebt der König Jobates dem Bellerophon auf, die Chimära zu erlegen, und Minerva, daneben stehend, leiht ihm zu dieser Unternehmung den Pegasus. Auf der anderen sieht man, wie Jobates für die glückliche Ausführung dem Helden seine Tochter zur Gemahlin giebt. Wären beide Vasen getrennt gewesen, so hätte man die erstere immer erkannt; schwerlich aber die zweite, über welche man jedoch nun keinen Augenblick ungewiß blieb.

Man findet zuweilen sehr große Gräber, in welchen sogar die Wände bemalt sind. Auf Capo di Monte sind

einige derselben. Unter anderen war dort ein Reiter abgebildet, der einen Gefangenen am Schweife seines Pferdes festgebunden hat. Vor ihm steht eine weibliche Figur, von welcher aber nichts mehr zu sehen ist, als ein Stück Arm und Hand; das Uebrige ist abgebrochen. Niemals zeichne ich eine Hand, ohne an diese zu denken; so wunderbar schön waren an ihr die Abtheilungen der Gelenke.

Zu S. Agata dei Goti, wo viele Vasen gefunden werden, weil dort wahrscheinlich ein Begräbnißort gewesen, fand der Prinz Monte Sarchio einen Fußboden von gebrannter Erde mit Figuren, zusammengesetzt wie gemalte Fensterscheiben und die Figuren ausgeschnitten, so daß die Ausbiegungen genau an die Nebenstücke paßten. Unter mehren erinnere ich mich eines Reiters, der sehr gut erhalten war. — Eben daselbst ward eine vorzüglich schöne Vase gefunden, worauf Ceres abgebildet war, wie sie ihre Tochter findet. Die Göttin steht in majestätischer Stellung da, in der Hand das lange Scepter, und Merkur führt aus der Unterwelt die Proserpina herauf, daß sie ihre Mutter schaue. Sie kommt aus einer Höhle der Erde und ist nur halb zu sehen. Es würde schwer, ja unmöglich sein, den Ausdruck der Freude zu beschreiben, als sie ihre Mutter erblickt; ein Glück, welches ihr nur auf wenige Momente gestattet ist. Sie hebt die Hände empor, auf ihrem Munde schwebt das Lächeln der Wonne und Wehmuth, welche ihre Seele erfüllt. Wie treffliche Zeichner und Kupferstecher ich mir auch zu diesem Fache angezogen hatte, so würden sie doch vergebens gestrebt haben, den Ausdruck des innigsten Gefühls auf diesem Gesichte zu erreichen. In diesem vollendeten Meisterwerke griechischer Zeichnung mußte man die Kunst bewundern, welche mit so wenigen Strichen das schöne Bild tief empfundenen Entzückens deutlich vor Augen brachte. — Noch war eine Vase dort mit

Faunen, die auf den Schultern einen Todten auf einer Bahre zu Grabe trugen.

In Sicilien wühlte ein vom Regen angeschwollener Bergstrom aus der Erde eine Vase, die auf dem Flusse weg=treibend aufgefischt wurde. Was fand man auf ihr? den Apollo Musagetes mit der Lyra; Paris neben ihm sitzend, und zur anderen Seite Mars und Minerva, welche sich an seinem Gesange vom trojanischen Kriege erfreuen. Solch' ein Gott wollte sich im Strome wohl oben halten, selbst auf einer steinernen Vase!

Unter die schätzbarsten Kunstwerke, die uns die Erde aufbewahrt hat, gehört unstreitig eine Vase von gebranntem Thon, welchem ein Freund, der Marchese Vivenzio, Präsi=dent des Tribunals zu Neapel, besaß. Das Bild dieser Vase stellt ein gräßliches Schauspiel des Krieges dar, die Vernichtung der königlichen Familie des Priamus. — Priamus ist zu dem Altare geflüchtet, den er selbst den Göttern des Vaterlandes mit eigenen Händen erbauet hat, und sieht den Gräuel, seine Kinder von den Griechen er=mordet; er selbst sitzt auf dem Altare, mit den Füßen nicht mehr den vaterländischen Boden berührend, sie schweben zwi=schen Altar und Erde. Neben ihm am Boden liegt sein älterer erschlagener Sohn; auf seinem Schooße hält er den Leichnam seines jüngsten, auch wohl seines Lieblingssohnes. Des Knaben schöner Körper ist ganz durchstochen. Neo=ptolemus, Achilles' Sohn, grausamer als sein Vater, schreitet ohne Erbarmen mit dem unglücklichen Alten, der seine Kinder vernichten sieht, heran, faßt den König und hauet ihm in das geheiligte Königshaupt. Der Alte hält mit einer Hand die bluttriefende Wunde, mit der anderen die Augen zu, den Gräuel nicht anzuschauen. Eine Tochter kommt herzugeeilt und schlägt nach einem umgestoßenen Griechen

mit einem Balken, während er mit dem Schwerte nach ihr stößt. Hekuba, die Königin, liegt auf den Knieen; Ulyſſes und Diomedes reichen ihr die Hand, ſie aufzurichten; eine jüngere Tochter ſitzt gekauert auf der Schwelle des Tempels. An Priamus' Seite wird Kaſſandra vom Ajax bei den Haaren von der Statue der Göttin, bei der ſie Schutz ſucht, und die zürnend mit aufgehobener Lanze daſteht, geriſſen; hingeſtreckt liegt ihr Bräutigam am Boden; die Prieſterin rauft ihre Haare. Am Ende trägt Aeneas ſeinen alten lahmen Vater und eilt mit ihm und ſeinem Sohne weg.

Vivenzio ließ dieſes Bild nachher in Kupfer ſtechen. Es erinnerte mich an ein Gemälde von Rubens in Florenz, das die Abſcheulichkeit des Krieges darſtellt, und an ein Bild von Pietro da Cortona, ſowie an ein marmornes Basrelief, wo Neoptolemus den König Priamus am Altar mordet, zu dem er flüchtet.

Der Tag, an dem ich die Vaſe ſah, wo der unglückliche Priamus mit ſeiner Familie gemordet iſt, war einer meiner traurigſten. Mein Freund Vivenzio kam faſt täglich zu mir und erzählte mir von ſeinem glücklichen Funde, und nannte ſie das Haupt aller Vaſen, und beſchrieb mir das Ausgraben ganz ausführlich, dann auch die Geſchichte aus dem Virgil und lud mich nach Nola ein, um ſie zu ſehen. Ich konnte damals nicht wegen Beſchäftigung. Eines Tages ſpeiſete ich zu Mittag bei dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen Eſterhazy, der den Abend ein großes Feſt geben wollte. Als wir eben am Tiſche waren, kam die Nachricht, die Königin von Frankreich ſei getödtet. „Ach, die edle Kaiſertochter iſt unter dem Beile gefallen!“ ſchrie Einer. —

Es entſtand ein Lärm im Hauſe, ein Hin- und Herlaufen; alle Bedienten, die ſo anhänglich waren an die

kaiserliche Familie, alle kamen in Wuth. Viele waren schon zum Abendfest gekleidet; die Köche hatten Alles bereitet; aber am allerwüthendsten war der Conditor. Der kam gelaufen mit dem großen Messer, womit das Eis zerhackt wird, und lief auf die Straße und schrie: „Den ersten Franzosen, den ich finde, will ich ermorden, er sei schuldig, oder nicht! Nun kann ich meine Fässer voll Sorbet auf die Straße werfen! Ich dachte meinem Herrn und mir Ehre zu machen!“ — Er war fast rasend, man mußte ihn halten. — Die Begebenheiten von Frankreich wirkten sehr nachtheilig auf mein Gemüth, indem die Folgen einer solchen That nicht zu übersehen waren. Auch in Neapel fielen schreckliche Begebenheiten vor und ich war ganz verstimmt. Vivenzio wollte mich erheitern und verlangte, mit ihm auf's Land nach Nola zu fahren, wo in seinem väterlichen Hause seine schöne Vasensammlung aufgestellt war; denn er wußte, daß ich mich darüber freuen würde. — Und als wir über den Platz fuhren, auf dem ich seit der Zeit nicht gewesen war, wo viele Menschen das Leben verloren hatten, und ich noch die Flecken sah an den Wänden, wo die Kugeln angeschlagen waren, da wurde mir ganz wehmüthig, indem es mir wieder in Erinnerung kam, was hier geschehen war. Nun kamen wir aus der Stadt in's Freie: wir fuhren durch das Traubengefilde, wo in Guirlanden von einem Baume zum anderen die Trauben hangen; die ganze Gegend scheint ein Traubenwald. Und als wir vor Nola ankamen, führte er mich erst in die Grube, wo die Vase gefunden wurde, und machte mir die Beschreibung ganz umständlich. Dann kamen wir zu seinem Hause, wo vom Hofe eine Treppe hinaufführte. Hier stand auf der Balustrade die große Vase von grober Erde, worin die eigentliche Vase aufbewahrt gewesen war, um sie vor Beschädigung zu schützen. Nun traten wir in das Zimmer,

wo die Sammlung von Vasen aufgestellt war. Nachdem ich einen Ueberblick gethan hatte und mich dessen freute (ich kannte jede einzelne, denn ich war oft bei ihm), führte er mich zu seiner Lieblingsvase. Die hatte er auf einem Fußgestelle, das so eingerichtet war, das man es drehen konnte, um sie von allen Seiten zu sehen. Sie war mit einem grünseidenen Vorhange überdeckt, und als er den abnahm, stand gerade vor mir Priamus auf dem Altare sitzend, den er selbst mit seinen Händen den schützenden Göttern des Landes gebauet hatte, mit dem getödteten Lieblingssohne auf dem Schooße! —

Der russische Gesandte, Fürst Italinsky, hatte große Freude über jede Vase, welche man bisher noch nicht kannte. „Nach den bekannten," sagte er, „fragen wir nicht mehr, aber die neuen Erscheinungen helfen weiter und erklären manche andere." — Nun kam Hamilton fast täglich höchst erfreut mit der Nachricht, er hätte wieder Vasen gekauft, ich sollte doch hinkommen, sie mit ihm zu betrachten. Einst sah ich ihn, er war eben vom Hofe gekommen, in voller Gala mit dem großen Ordensband und Stern, einen Korb voll Vasen tragen. Ein zerlumpter Lazarone faßte das eine Oehr des Korbes und der englische Minister das andere. Er war ein gar großer Verehrer der griechischen Kunst. Die reichliche Bezahlung munterte viele Leute zum Suchen auf. Die rechten Fundorte sind in den ehemals von Griechen bewohnten Städten diejenigen Plätze, wo sie ihre Todtenäcker hatten. Aus Puglien ward ihm einst durch einen Priester eine ganze Sammlung gebracht.

So kam in kurzer Zeit eine Menge zusammen und Hamilton äußerte gegen mich den Wunsch, einige in Kupfer gestochen zu sehen, bekannte Vorstellungen, wozu dann eine kurze Beschreibung gegeben würde. Er wollte die

Kosten vorschießen und sich aus dem Absatze des Werkes wieder bezahlt machen. Dieser Vorschlag war mir sehr angenehm. Die Vasen wurden auf solche Weise bekannt und ich konnte manchem meiner Schüler, worunter es genug Bedürftige gab, einen Verdienst zuwenden. Die besten aus ihnen wurden dazu genommen. Ich ließ sie die Figuren auf klares Papier genau durchzeichnen und dann auf anderes Papier die Vase für sich. So bekam ich viele Zeichnungen zusammen. Weil aber gerade um diese Zeit die Franzosen in der Eroberung Italiens immer weiter fortschritten, so mußte ich befürchten, die Zeichnungen auf Papier gar leicht verlieren zu können. Deshalb hielt ich es für besser, sie sogleich auf Kupfer stechen zu lassen, welches nicht so leicht zu vernichten war. Ich hatte mir einen geschickten Kupferstecher herangezogen; der stach die vor ihm stehenden Vasen unmittelbar auf die Platte. Indem solches gut fortschritt, sah ich selbst erst recht ein, welches Verdienst um Kunst und Wissenschaft hier zu erwerben sei. Auf den Vasenbildern nämlich findet man Vieles, was man durch die Statuen niemals kennen lernen würde, weil es an diesen, wie ebenfalls an den Basreliefs, abgebrochen ist. Dahin gehören alle hervorstehenden Theile. Ich erinnere zum Beispiel nur an das Scepter, von dessen eigentlicher Gestalt wir nichts wissen könnten, da keins an irgend einer Statue erhalten ist. Auch sind die Bilder selbst ganz anderer Art. Was der Bildhauer nackend machen muß, weil eben das Nackte der Gegenstand der Sculptur ist, das kann der Maler bekleiden. Daher gewinnen wir durch die Vasenzeichnung wieder die Kenntniß der Gewänder, des Geschmeides, des Hausgeräthes und anderer Dinge aus dem Leben der Alten; so auch viele bei ihnen entsprungene und nur ihrer beglückten Zeit mögliche Vorstellungen, poetische Gedanken, Handlungen, Sitten, Ceremonieen,

Spiele u. s. w. Davon würde ohne die Vasen wenig oder gar nichts auf uns gekommen sein; denn die Basreliefs sind mehr der Zerstörung unterworfen gewesen, und die geschnittenen Steine mit ihren größtentheils nur einzelnen Figuren und engeren Begränzungen sagen uns bei Weitem nicht so viel und nicht Alles so deutlich, wie die Vasenzeichnungen. Da sieht man, wie geistreich scharfsinnig und einfach die Alten in Allem, was sie darstellten, zu Werke gingen, und wie vollkommen die Idee eines schönen Lebens in ihren Bildern ausgeprägt war. Den Geist zu denken, aus welchem diese Schöpfungen entsprangen, muß man dem Geiste überlassen.

Bei den Alten gab es viele Fabriken, wo Vasen gemacht wurden. In den kleinen Städten waren sie an Thon sowohl, als an Zeichnung nur geringer Art. Bei den großen reichen Städten jener Zeit findet man die schönsten, besonders in der Gegend von Nola und Lokri. Die von Nola sind ganz, die von Lokri aber meist zerbrochen, weil Erdbeben dort gewüthet haben. Es läßt sich denken, wie viele Vasen aus so großen Orten täglich mit Todten in die Erde kamen. In Apulien, sagt man, sollen die Wege damit bedeckt sein, so daß man auf lauter Scherben von Vasen gehe.

Diese Vasenfabriken der Alten erinnern mich an neuere Fabriken ähnlicher Art, wozu Raphael's Bilder Veranlassung gegeben haben. In Faenza, wo sich guter Thon findet, war eine sehr große Fabrik von Fayence, worauf Bilder und Zeichnungen nach Raphael dargestellt wurden. Daraus ist das schöne Geschichtchen entstanden, Raphael hätte eine Töpferstochter zur Geliebten gehabt, ihr zu Liebe den alten Töpfer oft besucht und diese Sachen dort auf Teller und Töpfe gemalt. Es können nur schwache Köpfe sein, welche an diese Töpfe glauben: Raphael hatte größere Sachen vor, als Teller zu malen! Die Italiener aber

schwören, er habe sie gemalt. Sie wissen wohl warum. — Viele Fürsten des Auslandes haben sich durch das Tellermährchen betrügen lassen und mit bedeutenden Kosten große Sammlungen angelegt. In Wien, Cassel und Braunschweig giebt es Cabinette voll solcher Arbeiten. Auch in Italien fehlt es nicht an Liebhabern, welche sich von dem Glauben, raphaelische Teller zu besitzen, nicht heilen lassen. Die schönste Sammlung dieser Art sah ich in Rom. Der Besitzer hatte mit schwerem Gelde große Schüsseln erkauft, auf welchen Geschichten mit vielen Figuren gemalt waren.

Die Vasen, welche in Florenz so viel Aufsehen erregt haben, sind in Neapel gekauft worden. Passeri, welcher das nicht wußte, hielt und erklärte sie für etrurische Vasen; sie sind aber nichts weniger als das, sondern rein griechischen Ursprungs. Gegen den Landstrich des alten Etruriens hin verlieren sich alle Spuren jener Vasenfabriken, und was dort gefunden wird, sind nur kleine schwarze unbedeutende Töpfe. In Wien aber wurde bei dem Baue eines Hauses im Fundamente ein sogenannt etrurisches Grab mit Vasen gefunden, deren Zeichnungen nach Neapel kamen, wo ich sie gesehen habe.

Wie nun unter den mir zur Ansicht überlieferten Gefäßen sich gar viele mit homerischen Scenen fanden, so brachten diese mich auf den Gedanken, sie von den anderen abzusondern und mit ihnen jene homerischen Bilder zusammenzustellen, welche auf geschnittenen Steinen und Basreliefs vorkommen. So, dachte ich, könnte man einen vollständigen Homer in Bildern zu Stande bringen, der auch antik wäre, so daß Jeder, wer den Homer studiren wollte, sich schon aus den nach ihm gearbeiteten Bildern Raths erholen könnte. Hamilton lachte, als ich ihm diesen Gedanken mittheilte, und sagte, das würde ich nicht erreichen. Ich ward

aber keineswegs abgeschreckt, sondern fing eifrig an und ließ Alles zeichnen, was mir Homerisches vorkam, so Statuen, als Basreliefs. Auch sah ich bald, daß allerdings die Ausführung meiner Idee sehr thunlich sei. Dabei fehlte es nicht an äußerer Aufmunterung. Von allen Seiten wurden mir homerische Darstellungen zugeschickt; nicht bloß aus Italien, sondern auch aus Frankreich, ja aus Polen und Constantinopel.

So entstand das Werk, welches den Titel führte: „Recueil de gravures d'après des vases antiques la plus part d'un ouvrage grec, trouvés dans des tombeaux dans le royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples l'année 1789 & 1790 tirés du cabinet de Monsieur le Chevalier Hamilton, envoyé extraordinaire et plénipotentiaire de S. M. Britanique à Naples avec des observations sur chacun des vases par l'auteur de cette collection. Tom. I. II. III.; publié par Guillaume Tischbein, Directeur de l'académie Royale de peinture à Naples 1791—1795." *)

Dieses Werk war als Frucht unserer gemeinschaftlichen Bemühungen aus den Vasen entstanden, welche Hamilton allmälig angekauft hatte. Zu meinen Zeichnungen arbeitete er mit Italinsky die Erklärung aus. Die Schönheit der Figuren, die Lebendigkeit des Ausdrucks, der Reichthum dich-

*) Anmerk. d. Herausg.: „Der Text des hier erwähnten Werkes ist eigentlich eine Wiederholung des beigedruckten englischen Originales: „Collection of engravings from ancient vases etc." Dasselbe gilt von verschiedenen anderen Ausgaben, z. B. „H. W. Tischbein's Umrisse griechischer Gemälde auf antiken, in den Jahren 1789 — 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Vasen, jetzt im Besitz des Ritters W. Hamilton. Weimar 1797. 1. B. 1 Hft. mit 6 Kpfrn.," und dem unter dem Titel erschienenen Nachdrucke: „Recueil de gravures d'après des vases antiques, tirés du cabinet de Msr. le chevalier Hamilton. Paris 1803—1809." 4 vol.

terischer Phantasie, womit die Alten alle diese Scenen ausgestattet, belebten nun auch meinen Eifer für die Vollendung eines Unternehmens, welches ich dem Vater Homer und seiner höchsten Verehrung bei meinen Zeitgenossen und nachwachsenden Geschlechtern schuldig zu sein glaubte. Meinen Freunden und mir war besonders daran gelegen, die edle griechische Einfalt der Darstellung wieder zu erwecken; denn eben sie ist das große und vorzüglichste Verdienst der Vasen, auf denen sie in einem höheren Grade als sonst gefunden wird. Manche Bilder aus Herkulanum freilich dürfen mit ihnen wetteifern; auch unter ihnen sind Meisterstücke, nur eine Figur vorstellend und doch das Höchste leistend, was geistige Erfindung und vollendete Zeichnung erschaffen kann.

7. Eroberung Neapels durch die Franzosen am 23. Januar 1799; Abreise von Neapel am 20. März 1799; Ankunft in Livorno.

Meine Unternehmung des homerischen Werkes wäre gewiß damals vollständig ausgeführt worden, wenn die äußeren Umstände sie begünstigt hätten. Aber sie fiel gerade in die unruhige Zeit, wo die Franzosen unaufhaltsam durch Italien zogen, auf Neapel vordrangen und die Stadt einnahmen. Da war denn freilich an Dinge, welche den Schutz und die Pflege des Friedens begehren, unmöglich zu denken. Wir erlebten wilde Tage und gingen wie im Sturme auf Wellen, wo jeder Augenblick Tod bringt.

Die Franzosen standen in Aversa. Ihre Ankunft wurde mit jedem Tage gefürchtet und eben so sehr gehofft; denn Neapel wimmelte von Jakobinern. Schon seit dem Anfange der französischen Revolution hatte es auch hier in diesen leicht zu erregenden Köpfen gespukt. Die Unzufriedenheit mit der Regierung war groß, man sehnte sich nach Veränderung, und der größte Theil der jungen Edelleute aus den ersten Familien erklärte sich entschieden für die Franzosen, von denen die Freiheitsfreunde alles Heil erwarteten. Die meisten Künstler theilten diese Stimmung, und unter meinen Schülern war kaum ein einziger, der es nicht mit den

Franzosen gehalten hätte. Erbärmlicheres, als die Anstalten gegen die Republikaner, war nicht zu denken. Die Straßenweiber würden die Armee besser geführt haben; und hätte man die Lazaroni zu leiten gewußt und ihre Hülfe recht gebrauchen wollen, so wäre Vieles anders gekommen. Aber hier war Verrath an allen Ecken und so drangen die Feinde immer näher heran. Dem Prinzen von Hessen-Philippsthal, welcher die Cavallerie geführt und sich brav wie immer bewiesen, aber wegen schlechter Unterstützung nichts ausgerichtet hatte, küßten die Lazaroni bei seiner Rückkehr die Stiefel und baten ihn, sie anzuführen. „Das geht nicht, Kinder," antwortete er dem Haufen, welcher sein Pferd umdrängte; „ich würde Euch nur unglücklich machen; denn um Euch zu ordnen und zu führen, müßte ich doch wenigstens Officiere und Unterofficiere haben; hier aber fehlt es an Allem."

Zwei Prinzessinnen, wovon die eine den Kaiser von Oesterreich und die andere den Großherzog von Toskana heirathete, und welche Neapel verlassen wollten, wurden von den Lazaroni daran verhindert. „Sie sind unsere Landeskinder," hieß es, „und wir wollen sie auch behalten und ernähren." Der Lärm wurde so groß, daß die Königin und die beiden Prinzessinnen ohnmächtig wurden, und der Hofmarschall Belmonte und diejenigen, welche die königliche Familie beschützen sollten, selbst auf einer entgegengesetzten Treppe flüchten mußten. Wie groß war der Unterschied zwischen damals, als die Königin sich vermählte, und jetzt. Die Capelle, worin sie getrauet wurde, war zerstört und ihrer Schätze beraubt worden!

Ich hatte einen Schüler, der Bildhauer war. Sehr für die Franzosen eingenommen, weil sie nach seiner Meinung aus ganz Italien eine Republik bilden wollten, machte er sich auf den Weg nach Aversa, um sie einzuladen. Vor

der Stadt bei Capo di Chino wurde er von den Lazaroni angehalten. Als sie aber seine Calesche durchsuchten, fanden sie in derselben ein Breviario. „Nein," sagten sie nun, „wir sehen, daß Ihr un buon figliaolo und kein Verräther seid!" — So hatte er an seinem Gebetbuche den besten Paß und gelangte glücklich wieder herein. In der Nacht kam er zu meinem Schüler, dem Luigi Hummel, welcher alle Menschen zu Bekannten und Freunden hatte. Obgleich dieser sich um nichts bekümmerte, was nur von Weitem einer politischen Idee ähnlich sah, und einen tiefen Abscheu gegen Aufruhr, Tumult und Kriegsbewegung hegte, so erfuhr er doch immer, was vorging; denn alle Leute, von welcher Farbe und Meinung sie auch sein mochten, waren ihm gewogen und liebten seinen Umgang. Ihm erzählte nun in meinem Beisein der Bildhauer mit Enthusiasmus, was die Franzosen für herrliche Menschen wären; wie sie ihn so höflich aufgenommen hätten, und welches Glück diese Leute über Italien, besonders über Neapel, bringen wollten. „Stellt Euch nur vor," sagte er, „da habe ich einen Soldaten gesehen, der trägt auf seinem Tornister ein Nest voll junger Tauben. Damit marschirt er, geht in die Schlacht, nimmt Städte ein, und dazwischen füttert er die jungen Tauben! Solche menschenfreundliche Gemüther giebt es unter diesen Helden der Republik!" — Er rühmte noch viel, daß die Franzosen gar nichts wollten, als Freiheit bringen, und daß man Alles thun müsse, um ihnen hierin zu helfen. Aber sie kamen nicht so geschwind; unterdessen ward es bekannt, daß er bei den Feinden gewesen war; die Lazaroni wollten ihn umbringen und er mußte sich verstecken. Das that er denn auch in dem weitläufigen Gebäude der Studien so geschickt, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn zu finden. Als die Franzosen endlich kamen, kroch er freudig aus dem Verstecke

heraus und lief mit offenen Armen seinen Befreiern entgegen. Diese hielten aber ihrem enthusiastischen Verehrer die Flinten auf die Brust und nahmen ihm seine Uhr ab.

Eines Morgens stand ich mit Hummel auf dem Dach meines Hauses; da sahen wir nicht fern einen gewaltigen Dampf aufsteigen und hörten lebhaft schießen. „Was ist das?“ fragte ich. „Ei,“ sagte er, „das sind die Franzosen, welche das Castell eingenommen haben.“ Indem wir noch darüber sprachen, zischte es an meiner Stirn vorbei, als ob Jemand mit dem Finger mir stark darüberstreifte. Die Kugel fuhr uns über die Köpfe weg und schlug auf der anderen Seite der Straße in die Studien ein. Nun sahen wir, daß es Ernst wurde, und fingen an, auf unsere Sicherheit zu denken. Ich war damals mit meinem Schüler gerade an den Plafonds beschäftigt; ich schnitt nun an einer Stelle die Zierathen aus und in der Oeffnung versteckte ich meine griechischen Medaillen und geschnittenen Steine, auf denen homerische Gegenstände waren. Die Oeffnung klebte ich wieder zu und bemalte sie wie zuvor. Nachher gereuete mich, daß ich die Sachen nicht am anderen Ende der Decke verborgen hatte, welches mehr geschützt war; denn ich fürchtete immer, es könnte eine Kugel von Capo di Monte kommen, wo die Franzosen eine Batterie errichtet hatten, und gerade dieses Ende zerschmettern; wie es später wirklich geschah.

Die Lazaroni hatten die Zeughäuser erstürmt und sich mit Allem bewaffnet, was da war. Nun fingen sie an, die Gewehre zu probiren. Sie pfropften den Lauf voll Patronen, knackten dann mit dem Hahn und ließen den Schuß wie ein lustiges Spielwerk mitten unter den Haufen gehen, wo er ein halb Dutzend niederwarf. Das war alles einerlei. Man hatte ihnen auch Piken machen lassen und sie damit

aus der Stadt geschickt, in der Hoffnung, es solle keiner von dem Gesindel, welches man am meisten fürchtete, zurückkommen. Als sie mit ihren gefährlichen Stangen nach einem Orte kamen, wo neapolitanische Cavallerie lag, fingen die Dragoner an, über ihren Aufzug zu lachen. Die Lazaroni ergrimmten, gingen mit ihren Piken gegen die Reiter, diese saßen auf, wehrten sich so gut sie konnten; aber die Lazaroni stachen blind und wild in Roß und Mann hinein, so daß von dem Cavalleriepoſten fast nichts übrig blieb.

Ich hatte die Lazaroni hinausmarschiren sehen und sah sie mit Erstaunen so schnell und mit wunderlich vermehrter Armatur zurückkehren. Einer trug neben seiner Pike einen Carabiner; der Andere schleppte einen großen Pallasch, der Dritte ein Paar Pistolen. So zogen sie gerade hinauf zum Könige. „Seht an," sagten sie, „was wir für Leute sind. Eure Cavalleristen haben uns ausgelacht, weil wir mit unseren Lanzen das Königreich vertheidigen wollten; da bringen wir Euch ihre Waffen. Laßt es uns nur allein ausmachen; wir wollen mit den Feinden schon fertig werden!" Sie hatten auch Kanonen und Pulverwagen aus dem Arsenal geholt und stellten diese auf dem großen Platze l'area delle pigne zusammen, wo sie die Franzosen erwarten wollten. Weil es nun kalt war, so nahmen sie von den langen Faschinen, womit die Bäcker in Neapel ihre Oefen heizen, und zündeten mitten zwischen den Pulverkarren ein Feuer an, dessen Lohe über die Häuser hinaufschlug. Wir glaubten alle Augenblick, in die Luft zu fliegen.

Die Franzosen fuhren immer fort, das Castell zu bestürmen; aber sie konnten mit zwei Angriffen nichts ausrichten, die Besatzung wagte sogar einen Ausfall. Diesen trieben die Franzosen zurück und machten bei der Gelegenheit mehre Gefangene. Ein Lazarone, der sich außen hinter

einen großen Strebepfeiler der Mauer gedrückt hatte, wurde gegriffen, um erschossen zu werden. „Ho!“ lachte der Kerl, „was wollt Ihr mit Euren Flinten mir anhaben? Ecco qua!“ Damit schob er seine Mütze in die Höhe, um ein Bild des heiligen Januarius und der Maria sehen zu lassen, welches er als Schutzmittel an die Stirn geklebt hatte, und womit alle Lazaroni versehen waren. Die Franzosen machten mit ihm und seinem Amulet kurzen Prozeß und sein Gehirn spritzte, sowie die Schüsse fielen, an die Wand. Diese Geschichte und andere dergleichen erzählte mir mein Friseur, welcher über eine Stunde weit am anderen Ende von Chiaja wohnte und doch alle Morgen noch zu mir kam, weil er mich, wie er sagte, nicht verlassen wollte. Ich, von Haus aus ein Feind aller Gewaltthätigkeiten und der königlichen Familie mit Dankbarkeit und Verehrung ergeben, hatte niemals Anstand genommen, gegen diesen Menschen meinen Zorn über die Franzosen und meine Meinung frei heraus zu lassen. Eines Morgens kam er und sagte: „Das Castell ist genommen; ich will Euch auch nur sagen, ich bin jede Nacht mit dabei gewesen; und wisset: Jo sono generale della republica!“ — Wer erschrak, das war ich. Der Mensch, gegen den ich mich stets so unbedacht geäußert hatte, ein Jakobiner! Das sah schlimm aus. Er merkte, was in mir vorging, und suchte mich zu beruhigen, indem er viel von den großmüthigen Gesinnungen der Republikaner sprach. „Aber,“ sagte ich, „man hört doch, es sollen so viele Leute bestimmt sein, ermordet zu werden.“ — „Das ist wahr,“ versetzte er, „und das wird und muß geschehen. Aber seid ruhig, so lange ich lebe, soll Euch kein Haar gekrümmt werden; auch steht Ihr auf keiner Liste. Nun aber muß ich fort, die Republik bedarf meiner!“ — Damit sprang er die Treppe hinunter. Ich sah ihm bedenklich nach, wie er

über die Straße lief. Indem kam eine Kugel, die ihm über den Kopf wegpfiff und gegenüber in eine Mauer schlug. Der General der Republik bückte sich und machte, daß er fortkam. Als mir die Standhaftigkeit und der Muth entfallen wollte, wodurch ich mich noch immer gegen die drohende und näher kommende Gefahr vom Umsturze des Reiches aufrecht erhalten hatte, suchte ich mich durch den Anakreon zu erheitern, der selig in steter fröhlicher Jugend schwelgt. In dem Studio, wo die griechischen Antiken aufbewahrt wurden, war seine Büste. Ich ließ sie mir herauf bringen, um sein Gesicht genau danach zu malen. Ich las seine Schriften: und die Franzosen kamen näher; dann machte ich Zeichnungen nach ihm: und die Franzosen drangen weiter vor; dann fing ich an, ihn zu malen, wie er als weißgelockter Greis mit einem rothwangigen Mädchen scherzt. Als aber die Haubitzen anfingen zu spielen: hörte ich auf zu malen, und ließ die Büste wieder hinunter bringen und an ihren Ort stellen. —

Einer von meinen Schülern war auch mit bei dem Sturm auf das Castell und ganz voran gewesen. Auf seinen Ruf, daß sie verfolgte Royalisten wären, öffneten die dummen Kerle von der Besatzung ein Thor, um die Freunde herein zu lassen. Kaum hatten aber diese einen Fuß drinnen, so ging es an ein Würgen und Todtschlagen; die Anderen drangen nach und das Castell war verloren. Mein Schüler hatte eine rothe Weste an, sein Camerad eine blaue, ein Dritter gab sein Hemd her; daraus wurde sogleich eine Nationalfahne zusammengeflickt und unter ihr die Republik beschworen. Von dem Castell aus beschossen sie nun das sogenannte Wasser-Castell. Die erste Kugel, welche hinüberflog, traf den Flaggenstock, an welchem die königliche Fahne wehte. Mit der Fahne fiel dem Commandanten der Muth, und so ergab sich diese Feste gleichfalls.

Nach diesen Vorgängen nun konnte es den Franzosen nicht schwer fallen, die Stadt zu überwältigen. Indessen galt es noch manchen Kampf. Man schlug sich in den Straßen. Die Lazaroni, welche bisher alle Nächte unter dem Geschrei: „Alarto! Alarto! Il nemico è vicino!“ mit Kanonen in der Stadt umhergezogen waren, hatten sich an der einen Seite des großen Platzes l'area delle pigne in einer Straße festgesetzt; und an der anderen Seite gerade unter meinen Fenstern stellten die Franzosen eine Batterie auf. Nun ging das Knallen los. Zwischen den hohen steinernen Häusern machte das einen Lärm, als sollte die Welt untergehen. Man wurde fast taub. Meine Hausthür war fest verrammelt, alle Fenster waren dicht zugemacht, und es blieb nichts übrig, als in Geduld das Ende abzuwarten. Man gewöhnt sich wahrlich an Alles. Als der grausame Tumult eine Weile gedauert hatte, rief ich meinen Koch und sagte: „Es komme nun wie es wolle, ich will zum wenigsten nicht hungrig aus dem Leben scheiden. Angerichtet!“ — Das Essen ward aufgetragen und wir speisten bei einer Tafelmusik, wie man sie nicht leicht haben wird.

Allmälig regte sich dann auch die Neugierde, zu sehen, was es draußen gäbe; man suchte hie und da ein Loch zum Hinausgucken und es war der Mühe werth. Nicht weit von meinem Hause hatte ein Tischler einen Haufen alter Balken liegen aus dem zerstörten Hause des Duca della Torre, welcher nebst seinem Bruder, einem Geistlichen, erschossen, nachher zerhackt und in Tonnen verbrannt wurde. (Unter den Sachen, welche man aus dem Hause des Duca raubte, befanden sich auch einige treffliche Gemälde, unter anderen zwei Dominichinos: „eine Flucht nach Aegypten“ und eine „Maria mit dem todten Christus“; ferner von Annibale Caracci: „die Frauen, welche das Grab Christi

besuchen.“) Mit jenen Balken machten die Franzosen ihre Kochfeuer an und brieten sich Schweinerippen. Ganze Haufen lagen um das Feuer her. Hatte Einer genug gegessen, so stand er auf, legte sein Gewehr an und schoß unter die Lazaroni. Andere, welche ihre Patronen verschossen hatten, kamen zurück, aßen, ließen sich frische Munition geben, und dann wieder zum Schießen. Meinem Hause gegenüber vor den Studien war eine hohe Treppe. Auf diese schlugen die Kugeln von der anderen Seite her unaufhörlich wie Hagelwetter. Wer dahinter lag, war sicher; denn die Kugeln prallten hoch auf, und über die Häuser fort. Unter den Franzosen war mir besonders ein schöner junger Grenadier aufgefallen, der sich durch eine seltene Länge auszeichnete. Man konnte nicht leicht einen stattlicheren Soldaten sehen. Der ging denn auch fleißig zum Schießen. Ich dachte gleich, daß ihn die Scharfschützen in Solimena's Hause, welches dem Thore gegenüber lag, auf's Korn nehmen würden; denn Alle, die nur eben den Kopf über die Treppe hinausstreckten, kamen nicht wieder zum Vorschein. Kaum war er hoch genug gestiegen, daß seine Bärenmütze bis zum unteren Rande des Blechschildes und ein Streif seiner Stirn hervorblickte, so kam seine Kugel; er fiel rücklings der Länge nach mit zurückgeworfenen Armen hinunter und rührte kein Glied mehr.

Eine große Kanone, welche die Lazaroni am Hafen gefunden hatten, stellten sie unter einem Thore auf, das meinem Hause gegenüber lag. Nachdem ein Schuß daraus geschehen war, fingen die Franzosen an, auf diese Kanone zu schießen, welche nun von ihrer Bedienung verlassen wurde. Ein junger Mensch sprang noch hervor und wollte Hand anlegen, um das Geschütz zu retten; aber sogleich von vielen Kugeln getroffen, stürzte er todt hin, und die übrigen Italiener

liefen davon. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein hölzernes Christusbild auf eine jämmerliche Weise zerschossen; die Arme und Beine hingen nur noch an einzelnen Splittern. Den jungen schönen Menschen, welcher die Kanone retten wollte, hatte ich schon den Tag vorher bemerkt, wie er beschäftigt war, die Zeichen herunter zu werfen, womit die Feinde diejenigen Häuser kenntlich gemacht hatten, welche sie verbrennen wollten. — Bald darauf hörte ich einen Franzosen jämmerlich schreien und sah, daß er von einem Schusse getroffen rückwärts zu Boden fiel. Die Schwere seines mit geraubten Sachen ganz dick gestopften Tornisters hatte seinem Falle diese Richtung gegeben. Seine Cameraden sprangen herbei, hoben ihn auf und wollten ihm helfen; er aber sagte nur noch: „Adieu Camarades!“ und verschied. —

Mitten unter diesem tollen Lärm kam mein Stallknecht zu mir herauf und sagte: „Es sind Franzosen da, die wollen Euch als den padrone della casa erschießen, und hernach uns Andere alle!“ — Zwei meiner Schüler wollten für mich hinuntergehen; ich gab es aber nicht zu und sagte, das könnte nichts helfen; die Franzosen hätten mich verlangt, ich müßte also hinunter, es möchte daraus werden, was da wollte. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich, daß ich nun wohl nicht mehr nöthig haben würde, mich rasiren zu lassen, was mir immer sehr peinlich war. Unten fand ich einen Officier, der mich sehr beleidigend anredete: „Ihr Italiener seid Verräther! In's Gesicht schmeichelt ihr uns, wenden wir aber den Rücken, so stoßt Ihr uns den Dolch hinein. Achtzehn Officiere und ein paar hundert Gemeine sind aus den Fenstern Eures Hauses erschossen; aber die große Nation wird auch nicht viel Umstände mit Euch machen!“ — „Ihr nennt Euch die große Nation,“ versetzte ich, „und wollt einen Menschen erschießen, ohne Euch überzeugt zu haben,

ob er wirklich schuldig ist? Was Ihr da von den Italienern sagt, das trifft mich nicht; denn ich bin ein Deutscher."

Der Officier wendete sich hierauf zu einem seiner Leute mit dem Befehl, einen deutschen Soldaten herbeizuschaffen.

Als dieser kam, ging ich auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte ganz ruhig: „Freund, bedeutet Euren Officier, daß er sich hinsichtlich meiner gewaltig irre; ich bin Lehrer an der Akademie, und das, was Ihr mit dem Könige von Neapel auszufechten habt, geht mich nichts an; ich wollte mich wohl hüten, auf Eure Soldaten zu schießen." Ich weiß nicht, wo ich den Muth hernahm, so dreist zu sprechen; die Situation zwischen allen den wilden, bärtigen Kerlen, denen mit ihren Flinten in der Hand die Zeit nach meiner Execution schon lang zu werden schien, war keineswegs ermunternd.

Als der Officier sich vom Soldaten meine Antwort hatte übersetzen lassen, sagte er: „Ein Deutscher? Das ist ein Anderes." Er legte seine Hand an den Helm und setzte hinzu. „Dann sind wir gute Freunde. Lassen Sie uns hinaufgehen." — Ich wollte ihm Erfrischungen vorsetzen und fand bei der Gelegenheit, daß nur noch eine einzige Bouteille im Hause war. Auch gebrach es uns beiden an Schnupftaback, wir mußten uns also damit behelfen, die kleinen Reste aus unseren Dosen zu mischen; eine ordentliche Prise konnte man daraus nicht mehr nehmen, und holen konnte man auch keinen, weil Jeder fürchten mußte, auf der Straße erschossen zu werden. Ein alter Grenadier, der noch dem vorigen Könige gedient hatte, verschaffte mir zum Glück noch zwei Brote. Man hatte den Bäckern alles Brot genommen. Nachdem der Officier eine kurze Zeit bei mir gesessen, sagte er: „Hören Sie, wie noch immer geschossen wird, ich muß fort; denn ich darf dabei nicht fehlen."

Am 23. Januar wurde den Lazaroni der königliche Palast zum Plündern preisgegeben. Diese Erlaubniß befolgten sie auf's Beste. Als ich hinkam, waren nicht allein alle Sachen von Werth weggetragen, sondern auch die nicht fortzubringenden, wie die prächtigen Spiegel, zerschlagen, damit Jeder seinen Theil davon bekäme. Ein Bild, welches ich für den Kronprinzen gemalt hatte, „Hektor's Abschied", fand ich nicht wieder.

Des Nachts drang ein Haufen Soldaten in mein Haus, um zu plündern; wilde Kerle mit Fratzengesichtern, worin kein Zug von menschlichem Gefühle mehr zu entdecken war. Auf ihre Hüte, welche ihnen schlapp um die Ohren hingen, hatten sie Lichter gesteckt; Einer trug eine Fackel, ein Anderer ein Brecheisen, das er mir vor die Stirn hielt, um mir den Hirnkasten einzuschlagen, wenn ich nicht Alles hergäbe; ein Dritter setzte mir die Pistole vor die Brust und schwenkte den Säbel über meinen Kopf, als wollte er ihn damit spalten. Ich sah, daß er Patronen in der Hand hatte, die er mir in die Kamisoltasche stecken wollte; ich wich noch zur rechten Zeit aus. Fanden sie die Patronen bei mir, so hatten sie das Recht, mich auf der Stelle todt zu schießen. Sie trugen sehr große Tornister. Ein Officier sagte mir, einige hätten wohl vier, fünf und mehre hundert Ducaten zusammengeplündert. Stürbe ein solcher, so würde das Geld nach Frankreich an seine Familie gesendet. — Während ich nun mit diesem Gesindel capitulirte, kam ein Elsasser, der deutsch sprach und den ich schon vor meinem Hause gesehen hatte, wie er einen Menschen über den Haufen stach; er rühmte sich, schon Viele erschossen zu haben. Dieser wies die Maraudeurs fort. Sie wollten ihm nicht gehorchen, sondern warfen ihm vor, daß er seine Kriegscameraden wegweisen wolle. Er drohete aber mit Schlägen; das half, sie ent-

fernten sich. Er aß mit mir, denn man mußte Alles aufbieten, um die nur einigermaßen menschlich Gesinnten beim Guten zu erhalten. Er bediente sich eines Messers, gerade wie die Italiener es zum Todtstechen gebrauchen, und wenn er mir in seinem lebhaften Gespräche etwas recht deutlich machen wollte, fuhr er immer mit dem Messer gegen mich ein, was mir eine sehr unangenehme Empfindung verursachte. Nach diesem kam ein kleiner roth gekleideter Franzose, der aber äußerst höflich war. Ich ließ mich in's Gespräch mit ihm ein und erzählte, daß ich den Maler David recht gut gekannt hätte. „Warum geht Ihr nicht nach Paris?" fragte er; „das ist der rechte Ort für Künstler, da würdet Ihr geschätzt sein und Euch wohl befinden!" Es war ein beliebter geistreicher Mensch, und ich hätte ihn gern einmal wiedergesehen, aber er durfte seinen Posten nicht verlassen. — Einem Lieutenant, welcher Brillant-Schnallen an den Knieen und auf den Schuhen trug, wahrscheinlich gute Kriegsbeute, zeigte ich mein Bild: „Hektor wie er dem Paris seine Weichlichkeit vorwirft." Das gefiel ihm so sehr, daß er ausrief: „Wenn ich nicht Soldat wäre und das Malen gleich so verstände wie Ihr, so möchte ich ein Maler sein!" Mehre Soldaten hielten mich für einen Conditor, sie sahen die Gypsabdrücke in meinem Zimmer für Zucker an und überzeugten sich erst von ihrem Irrthume, wenn sie darauf gebissen hatten.

Ein Privatsecretair der Königin, welcher viele schöne Antiken besaß, hatte einen Jupiter Ammon mit den Widderhörnern nach dem Studio bringen lassen, wo er restaurirt werden sollte. Die Franzosen aber durchschossen die Thür und trafen unglücklicher Weise diesen Kopf auf's Auge; die Kugel riß ein bedeutendes Stück weg. Eine schöne Restauration!

Als ich schon glaubte, daß der schlimmste Lärm vorüber und die Stadt eingenommen wäre, sah ich plötzlich meinem Hause gegenüber ein Kloster brennen, Aebtissin und Nonnen wurden gemißhandelt und eine derselben, die sehr schön war und für deren Auslieferung die Familie viel Geld geboten hatte, wurde 14 Tage lang zurückbehalten. Wenn man auf der Straße ging, wurde man oft von Begegnenden plötzlich gefragt, ob man zur Partei des Königs oder der Republik gehöre? Da man nun nicht wußte, mit wem man es zu thun hatte, so war man immer in Angst und Gefahr, von einem Feinde niedergestoßen zu werden. An den Straßenecken waren Galgen errichtet für die Royalisten, und alle Neapolitaner mußten die französische Nationalcocarde tragen, welches die Meisten nur mit dem größten Widerwillen thaten.

In meinem Hause hatte ich einen Hauptmann aus der so unglücklich berühmt gewordenen Familie Calas*). Es war ein kleiner sehr artiger Mann, welcher versicherte, er bliebe nur bei mir, um mich zu schützen. Er erzählte mir, sein Vater hätte ihn, da er noch ein Knabe gewesen, bei den Kriegsunruhen in der Gegend seiner Vaterstadt auf die Anhöhen geführt und die Wachtfeuer ringsumher gezeigt; dieser Anblick hätte seine Neigung zum Soldatenstande geweckt und so für sein ganzes Leben entschieden.

Nachdem die Stadt eingenommen und die Ruhe wieder hergestellt war, ließ der General Championnet mich zu sich rufen. Er empfing mich auf's Höflichste und ich mußte mich zu ihm auf's Sopha setzen. Es wäre leicht zu denken,

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Jean Calas, geb. 1698 zu Lacaparède bei Chartres, ein protestantischer Kaufmann, fälschlich des Kindesmordes beschuldigt und gerichtet. Voltaire bewirkte die Revision der Prozeßacten und die Erklärung von Calas Unschuld.

äußerte er, daß solche Unruhen von vielen Menschen benutzt werden möchten, um Statuen oder andere Antiken zu entwenden; da ich nun Deputirter der farnesischen Alterthümer wäre, so würde ich ohne Zweifel die Schlüssel zu den Zimmern haben, in denen die Antiken ständen. Er setzte hinzu: „Wir wollen sie nicht haben, wir wollen nur dafür sorgen, daß sie nicht verloren gehen, und dazu verlangen wir Ihre Nachweisung und Hülfe.“ Meine Antwort war, die Antiken wären mir alle genau bekannt, sie ständen aber hier und dort zerstreuet und wir kämen nur zusammen, um uns darüber zu besprechen, was sie vorstellten und welcher vorzügliche Kunstwerth die einzelnen auszeichnete.

Ich hatte schon gehört, daß ein gewisser Pasqual, welcher vor der Revolution in Versailles Priester gewesen, Championnet's rechte Hand wäre. Dieser war zugegen und hörte genau auf unsere Unterredung. Als der General mich sehr freundlich entließ, bat ich ihn, wenn er ein Kunstfreund wäre, zu mir zu kommen, wo ich ihm viel Sehenswürdiges zeigen könnte. Nun trat der Bürger Pasqual hervor, redete mich an, faßte mich unter den Arm und ging mit mir in dem langen Saale auf und nieder. Auch den lud ich ein zu mir, wenn er die Kunst liebte. „O ja!“ sagte er, und winkte einem Adjutanten, den Wagen vorfahren zu lassen; er wollte sogleich mit mir. Wir Drei stiegen ein und fuhren nach meinem Hause, wo ich ihnen die homerischen Kupfer uud die Zeichnungen vorlegte, welche noch gestochen werden sollten. Pasqual sprach über das schöne Land, welches so viele Schätze enthielte, und sagte, wie man hier so große Dinge zu Stande bringen könnte, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Er war mit dem Homer gut bekannt; der Adjutant aber noch besser. Als wir meine Zeichnungen nach Antiken durchgesehen hatten, sagte er:

„Kommen Sie mit zur Tafel und wiederholen Sie das alle Tage, wenn es Ihnen bei uns gefällt.“ Wir fuhren wieder hin und fanden alle Generale und eine Menge Stabs-Officiere schon an der Tafel. Nach Tische führte Pasqual mich in ein Cabinet, stellte sich an den Kamin und wir sprachen weiter über den Homer. Auf einmal trat er vor mich hin und sagte: „Sie sollen General-Director über alle Kunstwerke in ganz Italien werden.“ Die Franzosen betrachteten damals Italien schon wie ihre Provinz. Ich erschrak und dachte, das ist eine Falle. Sie merken recht gut, daß du von Allem Bescheid weißt, und weil du in deiner Unbefangenheit davon zu viel hast merken lassen, so wollen sie durch dich herausbringen, wo überall die besten Sachen stecken, um sie wegzunehmen und nach Paris zu bringen. Meine Verlegenheit war nicht gering, besonders weil ich keiner von denen bin, welche sogleich eine entscheidende Antwort zu geben wissen; sondern mir in der Regel erst den folgenden Tag einfällt, was ich hätte sagen sollen. Hier aber kam mir doch zum Glück ein guter Gedanke. Es lebte in Neapel ein gewisser da Luca, ein starker Grieche, welcher den Homer fleißig studirte, ihn übersetzte und sich so in die homerische Welt vertieft hatte, daß er behauptete, es wäre nichts auf Erden, was nicht schon im Homer vorkäme. Regierungskunst, Politik, Kriegswissenschaft, wie ein Hausvater seiner Familie vorstehen müsse, Alles könnte man aus dem Homer lernen, sogar wie man Linsen am besten weich koche. Den nahm ich mir zum Vorbilde. Ich rühmte die Kriegskunst der Franzosen und sagte, man könnte wohl sehen, daß sie es aus dem Homer gelernt hätten, und wenn sie so mit Erobern fortführen, würde es bald Friede werden; der trojanische Krieg hätte auch zehn Jahre lang gedauert. Wonach man immer fragte, meine Antwort wies gleich auf den Homer hin;

wovon Einer mit mir sprach, ich brachte den Homer in's Spiel, es mochte so toll herauskommen wie es wollte, immer und immer den Homer, als ob ich nichts Anderes wüßte, sähe und träumte. Nachdem ich das eine Weile getrieben hatte, bemerkte ich in der hohen Meinung, welche Herr Pasqual anfangs von mir zu hegen schien, eine große Veränderung. Er fing an mich zu bedauern, und es währte nicht lange, so war er fest überzeugt, daß ich über dem alten griechischen Zeug meinen Verstand verloren hätte. Da ließ er mich in Ruhe und von dem General-Director über alle Kunstwerke Italiens war nicht weiter die Rede.

Am 20. März 1799 reiste ich mit Heigelin und den beiden Hackerts von Neapel nach Livorno. Als ich meine homerischen Kupferplatten und die Platten zum etruriſchen Vasenwerke an Bord des Schiffes bringen ließ, glaubten die Träger, es sei Geld in den Kisten, weil sie so schwer waren. Die Kiste, worin ich ein Originalbild von Raphael gepackt hatte, war mit einem doppelten Boden versehen, damit jeder Beschädigung möglichst vorgebeugt würde. Andere Bilder, z. E. zwei von Guido Reni, hatte ich zu den Kupfertafeln gelegt.

Das so glänzende Neapel erschien mir jetzt schwarz und traurig wie ein Grab. Sonst waren die Klöster auf den Bergen umher an den heiligen Festen mit tausend Lichtern erleuchtet, es wurden Kanonen und Feuerwerke abgebrannt: nun war Alles dunkel und öde; die hohen Paläste standen finster und schweigend, kaum hier und dort blinkte ein einsames Licht. Mein Blut war in Gährung, meine Nerven waren in Erschütterung und mein Herz war in Wehmuth! Diese Stadt, wo ich so viel genoß, so viele Freude, so viele Freundschaft, so viele Ehre! — Die Anker wurden gelichtet,

die Segel aufgezogen und vom Winde gespannt. Das Schiff fing an zu gehen! Da kamen wir nun vorbei an dem Hause, in welchem ich so manches Jahr gewohnt hatte!

Bei unserer Abfahrt ereignete sich noch ein sonderbarer Vorfall. Es war verrathen, daß ein Silberarbeiter, der sich an Bord befand, zweitausend Scudi bei sich habe; dies war der Erwerb seines Fleißes und er dachte sich damit in Florenz einzurichten. Der Polizeibeamte befahl, daß alle Koffer aufgeschlossen werden sollten. Wir Alle waren nicht wenig in Angst, daß man bei dieser Gelegenheit auch zum Unsrigen Lust bekommen möchte; aber es wurde nichts genommen, als jene Summe, welche die junge schöne Frau des armen Silberarbeiters unter ihrem Kleide verborgen hatte.

Vorzüglich betrübte es mich, als ich dem Felsen vorbei fuhr, auf welchem Hamilton ein kleines Lustgärtchen hatte. Man konnte unter dem Felsen durchgehen. Mir fielen alle die frohen Stunden ein, welche ich hier verlebt hatte. So lange der Sommer dauerte, holte er mich jeden Mittag um zwei Uhr in Begleitung der Lady ab und dann aß ich bei ihm. Seines angenehmen Erzählungstalentes habe ich schon erwähnt. Bei jenem Felsen kam mir eine seiner launigen Geschichten in's Gedächtniß, welche er mit ganz vorzüglicher Lebhaftigkeit und Anmuth vortrug. In seiner Nachbarschaft unter einem anderen Felsen wohnte ein Ehepaar in einer kleinen Hütte. Nun geschieht es oft, daß bei anhaltend starkem Regen sich Stücke, die sehr überhangen, von den Felsen losreißen. So hatte einst die Hütte der beiden Eheleute das Schicksal, daß sie von Felsenstücken bedeckt und den Bewohnern der Ausgang versperrt wurde. Sie glaubten, daß ein Erdbeben sei und sie dabei unter die Erde versenkt worden wären, und bereiteten sich auf ihr nahes Ende vor. Nach katholischem Glauben aber kann Keiner selig werden,

der nicht einem Beichtvater oder, in Ermangelung dessen, sonst Jemandem seine Sünden gebeichtet hat. Die beiden Eheleute beichteten also gegenseitig. Was sie einander vertraueten, läßt sich nicht gut schreiben, aber wohl errathen.

Weiter fuhren wir am Posilippo vorbei, und als wir an die Stelle kamen, welche man die Schule Virgil's nennt, erinnerte ich mich daran, daß ich oft des Sonntags bei großer Hitze mit allen meinen Schülern hierher gegangen war. Man findet hier immer Seegras, das von den Wellen angetrieben wird. Davon nahm ich und legte mich darauf in eine Felsenspalte, wo immer ein Durchzug vom Winde war. In der Nähe ist eine Grotte, in der es spukt. Die Türken legten sich einmal mit ihren Schiffen hinein, um Neapel zu überfallen. Jetzt halten sich, so glaubt man, Zwergmännchen darin auf, die sich dem Vorübergehenden auf die Schultern setzen und ihn unausgesetzt ohrfeigen. — Dann besuchte ich auch wohl einen Ort, ringsum mit einer einsamen Felsenbucht. Die Felsen stehen geradeauf gegen den Himmel. Hier hauset die einsame Amsel. Wie lebhaft empfand ich hier jedesmal den wunderbaren Contrast dieser wie aus der Welt verlorenen, in sich zurückgezogenen Stille mit dem rauschenden Gewühle der großen, prächtigen, bevölkerten Stadt — und diese Contraste so nahe bei einander! —

Das Alles lag nun hinter mir und die wehmüthige Erinnerung an so manche heitere Stunden der Vergangenheit ließ mich die Pein der Gegenwart um so schmerzlicher empfinden. Dazu wurde ich seekrank, so daß Alle an meinem Aufkommen zweifelten. Nur mit Mühe konnte ich eine halbe Tasse Thee genießen, indem ich sie hinunter nippte.

Auf der Höhe von Monte-Christo, einer kleinen Insel zwischen Italien und Corsica, kam ein kleines bewaffnetes Fahrzeug auf uns zu und befahl uns, beizulegen. Es war

ein Caper, und als wir die Turbans und türkischen Gewänder seiner Equipage erkannten, sank uns Allen der Muth und wir sahen uns schon als Galeerensclaven nach Algier oder Constantinopel gebracht. Besonders mein Freund Heigelin war sehr bange. Der Einzige von unserer Gesellschaft, welcher bei diesem Uebergange mehr Freude als Traurigkeit zeigte, war ein Dattelnhändler aus Tunis. Wie der seine vermeintlichen Landsleute sah, gerieth er ganz außer sich und tanzte auf dem Verdecke herum. Als aber die Franzosen ihre Verkleidung ablegten und zeigten, wer sie waren, da wurde unser Türke in eben dem Maße schwermüthig, wie er vorhin froh gewesen war. Wir sollten nach Corsica, Bonaparte's Vaterland, gebracht werden, wo man uns in ein Gefängniß geworfen, uns vielleicht verhungern lassen, ganz gewiß aber unserer Sachen beraubt hätte. Zum Glück waren unsere Reisegefährten, Heigelin und der Banquier Schwarz aus der Schweiz, reich genug, um die Corsaren mit Geld zu befriedigen und uns aus ihren Händen zu retten.

Ich lag sehr krank darnieder. Das Steuerruder, welches sich an den Kielbalken scheuerte, brachte Töne hervor, die dem Angstrufe eines Sterbenden glichen; eine angenehme Musik für mich, der ich dem Tode sehr nahe zu sein glaubte! Dazu stieg am Horizonte ein schwarzes Gewitter auf und die Nacht wurde stockfinster. Der Blitz schlug nach der Küche in einen eisernen Gropen; zum Glück aber zündete er nicht. Der Capitain stand am Ruder und der Steuermann war im Vordertheile des Schiffes. Plötzlich rief der Capitain: „Haltet Wasser! Ich höre die Wellen an die Felsen schlagen!" — Es war eine schreckliche Nacht! Der Wind blies mit solcher Gewalt, daß wir jeden Augenblick den Untergang fürchteten. Man glaubte gegen Sardinien hingetrieben zu sein. Bei Tagesanbruch aber entdeckten wir die Insel Elba

und die Felsen von Piombino, welche nur sehr wenig aus dem Wasser herausstehen. Später wurden wir auch die Insel Gorgona gewahr; wir kamen ihr so nahe, daß wir sie mit bloßen Augen sehen konnten. Bei dem gewaltigen Sturme hatten wir gewiß hundert Meilen gemacht, und als es Tag wurde, sahen wir uns doch auf derselben Stelle, wo wir den Abend vorher gewesen waren. Unser Capitain verstand wenig von seinem Fache und der Lootse noch weniger. Auch sahen wir die Formiculi, eine Menge kleiner Felsen. Michel Angelo verlor hier alle Zeichnungen, die er nach Dante's Hölle gemacht hatte. Ich flehete Gott an, daß er mir nur meine homerischen Kupfertafeln nicht möge untergehen und mich glücklich damit nach Göttingen gelangen lassen, damit der Heyne den Text dazu schreiben könnte!

Endlich lavirten wir in den Hafen von Livorno hinein, nachdem wir zwölf Tage unterweges gewesen waren. Hier lag eine dänische Fregatte, welche ebenfalls wie unser Schiff vom Blitz getroffen war, der nicht gezündet, sondern rund um das Schiff alle Kanonen berührt hatte. Die Sanitätsbeamten kamen uns entgegen und thaten viele Fragen an uns, was mich sehr langweilte. Dann wurden wir Alle, um Quarantaine zu halten, nach dem von der Familie Medicis erbauten Lazareth gebracht. — Hier sah ich auch die zwei großen länglichen Granitbecken, welche sonst auf der Villa Medicis in Rom standen. Heigelin war dänischer Consul und erhielt daher oft Besuche von Dänen, welche sich hier in Livorno befanden. In dem sogenannten Lazareth belustigte uns unser Türke mit allerlei Kunststücken nnd Späßen. Er legte z. B. auf einen umgestülpten Topf ein kleines Stück Geld, welches der haben sollte, der es bei verbundenen Augen mit dem Munde aufheben könnte; nun schob er aber eine brennende Kohle unter u. s. w.

Im Lazareth mußte ich mich an den Unter-Feldscherer halten, der mich in Neapel gekannt hatte. Der Ober-Regiments-Feldscherer befahl nämlich, der einen Reihe, in welcher ich lag, die Beine bis an die Gelenke abzusägen und die ganze Reihe zu begraben; der anderen Reihe, welche an der Ruhr litt und in welcher mein Freund lag, trocken Brot zu geben. Bei diesem Manne ging's in's Große und mit einem Blick von Uebersicht blieb er an der Thür stehen und commandirte: „Reihe vor Reihe!"

Hier in Livorno sah ich auch in einer Trödelbude ein lebensgroßes Bild in Oelfarbe, das nach der Marmorstatue des stehenden Christus mit dem Kreuze gemacht war. Diese Statue, deren Fuß schon abgeküßt und mit einem vergoldeten Bronzeschuh überzogen war, befand sich in der Kirche alla Pace. Die Figur des Bildes war in der nämlichen Größe, wie die Statue selbst. Der Contour war mit der größten Richtigkeit gezeichnet und verrieth, unter der Aufsicht des Michel Angelo gemacht zu sein. Es war mehr Zeichnung als Gemälde; denn aller Fleiß war auf die Linie verwandt, welche den Körper umschreibt und die einzelnen Muskeln. Die Behandlung hatte viel Aehnliches mit der des Sebastiano del Piombo. Es wäre für eine Akademie ein nützliches Vorbild für die studirende Jugend gewesen, um danach zu zeichnen.

X.

Einzelne Bruchstücke aus Tischbein's letzten Lebensjahren.

(Von 1799 bis 26. Juni 1829.)

SLUB
Wir führen Wissen.

1. Reise von Livorno nach Cassel.*)

In Stuttgart sah ich einige Schädel von Ochsenköpfen, die im Main gefunden waren. Sie stammten von Geschöpfen, die vor der Sündfluth gelebt hatten und sich nicht mehr finden. Die Hörner davon waren vorn krumm gebogen. In Mainz zeigte man mehr dergleichen. Der Aufseher des

*) Anmerk. d. Herausg.: Wie bereits in der Vorrede bemerkt wurde, ist dieser letzte (X.) Abschnitt nur aus Fragmenten zusammengesetzt worden, und zwar aus Hunderten einzelner Notizen, welche Tischbein, oft ohne nähere Angabe der Zeit, des Namens, Ortes und der Sache, gleichsam als Gedankenspäne losen Blättern und Papierschnitzelchen anvertraut hatte. Man hielt die Bearbeitung dieser sibyllinischen Blätter um so weniger für unbelohnend, weil sich dieselben gerade über die glänzendste Epoche von Tischbein's Künstlerlaufbahn verbreiten und auch nicht bloß als Geistesreliquien eines bedeutsamen Mannes, sondern mehrentheils wegen ihres Gehaltes von Interesse sind; hin und wieder sogar Aufschluß geben über seinen Aufenthalt, seine Unternehmungen, seine Stimmung, und daher für einen späteren Biographen als wichtige Anhaltspunkte zu betrachten sein möchten. Ausdrücklich ist hier noch zu bemerken, daß mehre, gerade in diesem letzten Abschnitte enthaltene geist- und gemüthvolle Stellen bereits früher von einzelnen Autoren bei Beschreibung Tischbein'scher Bilder in Journalen und Flugschriften benutzt worden sind, daß jedoch bei vorliegendem Werke, so leicht man dasselbe auch aus bereits Gedrucktem hätte erweitern können, stets der Grundsatz festgehalten wurde, nichts aufzunehmen, was nicht aus der ganz zuverlässigen Quelle Tischbein'scher Originalmanuscripte geschöpft werden könnte.

Museums sagte mir auch, es befände sich dort noch ein abgebrochenes Schienbein von einem außerordentlich großen Riesen aus der Vorwelt. Als ich ihm erwiederte, daß es ein Unterkiefer eines Wallfisches sei, wollte er sich nicht bedeuten lassen und meinte, es habe vor der Sündfluth solche Riesen gegeben.

Wir kamen in einem Wirthshause an, wo viele szeklersche Husaren lagen, die Ungarisch sprachen. Sie plänkerten mit den Franzosen und schossen Manchen todt. Ihre Pferde wurden auch im Stalle nie abgesattelt.

In Frankfurt logirten wir bei meinem jüngsten Bruder Jacob. Der war gut Freund mit einem Doctor, Namens Herrmann aus Straßburg, welcher uns bei den Gebrüdern Bethmann einführte. Hier wurde man fürstlich bewirthet. Vor dem Hause stand das Monument, welches der Landgraf Wilhelm den gefallenen hessischen Officieren hatte setzen lassen. Hier lernte ich auch den Herrn Sömmering kennen, der eine wunderschöne Frau hatte, die aber leider früh starb.

Die Stadt Frankfurt hat drei gefühlvolle Menschen hervorgebracht, deren Gemüth sehr empfänglich für das einfache Ergötzliche der Natur war: den Goethe, den Elzheimer und Heinrich Roos. Hätten wir auch nichts von Adam Elzheimer, als seine stillen wolkenlosen Morgen und seine klaren Nächte, mit einem Feuer, um welches Hirten sitzen, die ihr Vieh in der Nähe weiden: so würde schon dies allein sein Andenken ewig erhalten. Jeder Mensch von Gefühl, der diese Bilder sieht, wird sich der Empfindungen erinnern, die er beim Anschauen eines schönen Morgens und einer klaren Nacht genoß. — Heinrich Roos hat Hirten-Scenen gemalt, die so einfach und zart sind, daß sie den besten Idyllendichtungen zur Seite gesetzt werden können. Sie sind so

kindlich, daß man an der Wiege mit ihrer Erzählung ein Kind in sanften Schlaf bringen könnte. Ich denke mir den Heinrich Roos, der zu seinen Beobachtungen und Beschäftigungen die genügsamen, geduldigen Schafe nahm, als einen sehr glücklichen Menschen; wenn ich mir als Gegensatz einen Anderen vorstelle, der zeitlebens an der Geschichte eines Cato von Utika schreibt. Mein Onkel in Hamburg sagte oft, wenn er kein Maler wäre, so möchte er Schäfer sein; er ginge alsdann mit friedsamen Geschöpfen um, suchte die schönsten Stellen der Landschaft aus und freute sich über die wechselnden Tageszeiten, sähe die Sonne kommen und untergehen, stände ruhig am Hügel auf seinen Stab gelehnt und sähe die Schatten der Wolken über die Felder und Wälder hinfliegen. — Lavater pflegte zu sagen, er lerne einen Menschen besser kennen, wenn er auch ein Portrait von ihm sähe. Die Copie lehre im Original Sachen entdecken, welche er vorher nicht gekannt habe. So verdanke auch ich den natürlich gezeichneten Schafen des Heinrich Roos, daß ich die schuldlosen, friedsamen, in genügsamer Ruhe zusammenliegenden Schafe besser kennen lernte. Ich sah eins seiner Bilder, auf welchem gegen Abend eine Frau mit ihrem Kinde ihren Mann auf der Weide besucht. Das Vieh, welches geringe Landleute zu ihrem Haushalte nöthig haben, ist reichlich gesättigt. Eine gelbe Kuh liegt im Grase, neben ihr eine graue Ziege und ein altes Pferd, das nach der Arbeit ausgespannt worden ist und die müden Knochen ausruhet. Ein weißes und ein schwarzes Schäfchen neben einander, das schwarze lehnt seinen Kopf auf das weiße und schmiegt sich sanft in die weiche Wolle. Der Schäfer liegt ausgestreckt, seine Sackpfeife neben ihm und er betrachtet Frau und Kind. Ein buntes Hündchen kratzt sich hinter dem Ohre; die Zeit währt ihm lange, bis es nach Hause kommt.

In der Ferne sieht man das ländliche Haus, aus dessen Schornstein Rauch kommt. Das alte Mütterchen bereitet vielleicht schon das Abendessen. Auf einem Hügel steht ein verfallener Tempel und auf einem höheren Berge eine prächtige Villa, deren Cypressen und Pinien in die schöne frische Luft ragen. — Im Hause meiner Schwester Pforr fand ich viele Handzeichnungen von Roos, auf denen Schafe in allen möglichen Stellungen vorkamen.

Die natürliche Neigung zu dem friedsamen, geselligen Leben der unschuldigen Thiere mag bei Roos wohl genährt worden sein durch den Umgang mit du Jardin und van der Does. Von dem Letztern, der unter allen Malern die Schafe am natürlichsten darstellte, erzählt man, daß ihn einst, als er den Schafen nachgeschlichen war, um ihnen ihr Eigenthümliches abzulauschen, seine Landsleute bei Rom auf dem Felde beinahe verhungert fanden.

Dann fuhren wir nach Hanau zu meinem Onkel Wilhelm, der mich einst über die Taufe hielt. Er war der einzige meiner Onkel, den ich noch am Leben fand; die anderen waren schon längst im Grabe. Bei ihm sah es gar nicht aus, wie bei einem Maler. Jeden Abend ließ er Bild und Staffelei aus der Thür setzen. Er hatte ein Blumenbrett vor dem Fenster, unter welchem die Schwalben ihr Nest bauten. Wenn die Schwalben im Herbst nach wärmeren Ländern zogen, legte er einen Deckel über das Nest. Im Frühjahr kamen sie dann wieder und brüteten ihre Eier aus. Oft ging er hin, nahm den Deckel ab und betrachtete sie. Sie blieben ruhig sitzen und er freuete sich über das schöne Auge, womit sie ihn ansahen.

In Gießen besuchte ich meine jüngste Schwester, die den geschickten Pferdemaler Pforr geheirathet hatte. Die Frankfurter schätzten den Pforr so sehr, daß sie für seine

Wittwe zusammenschossen und seine beiden Söhne in Gießen studiren ließen. Diese hatten viel Talent. Ich blieb einige Tage in Gießen. Dann wurde ich von drei Damen aus Frankfurt abgeholt und wir fuhren nach Marburg, wo uns Herr von Wildungen besuchte, der den bekannten Jagdkalender geschrieben hat. Er speisete bei uns und wir brachten einen vergnügten Abend mit ihm zu. — Von Marburg aus hätte ich gern meinen Geburtsort Haina besucht, der nur einige Stunden davon entfernt liegt; aber unser Weg führte uns nicht dahin.

Am 20. Juli 1799 kam ich bei meinem Bruder und meiner Schwester in Cassel an. Ich hätte sie kaum wiedererkannt, so sehr hatten sie sich verändert. Verändert fand ich Alles. Mein Onkel war gestorben*) und auch viele meiner Freunde, bei denen ich viel Liebes erhalten hatte, lagen in den Gräbern, über welchen schon seit Jahren Moos gewachsen war. Das konnte wohl nicht anders sein, da ich an zwanzig Jahre in Italien zugebracht hatte. — Den Luigi Hummel stellte ich meinem Bruder und meiner Schwester als meinen Sohn vor. Sie glaubten, daß er mein wirklicher Sohn wäre. Als Hummel's Vater in Neapel auf dem Sterbebette lag, ließ er mir sagen, ich möchte doch zu ihm kommen, er wollte mir seinen letzten Willen anvertrauen. Nun empfahl er mir seinen Sohn und ich versprach auch, diesen als Kind anzunehmen. Da wandte er sich um und that die Augen zu. Es war damals kein Geld in Neapel zu haben, doch lieh ich es von einem Anderen und nahm den Luigi zu mir. Ich habe nie einen anhänglicheren und

*) Anmerk. d. Herausg.: Johann Heinrich Tischbein, der berühmteste seiner Oheime, kurhessischer Rath, Director und Professor der Akademie zu Cassel, starb 1789.

treueren Menschen gehabt. Er besorgte alle meine Sachen auf das Pünktlichste, und darum nahm ich ihn auch mit hierher.

Es machte mir viel Vergnügen, nachdem ich das schöne Land selbst verlassen hatte, hier in Bildern das wieder zu finden, wodurch ich auf meiner ersten Reise nach Italien so sehr ergötzt wurde, und was mir in Rom und die ganze Zeit nachher immer im Sinne lag. So hing das Grottengebirge bei Aquapendente von Both in meiner Stube. Wenn die Morgensonne auf das Bild fiel, sah ich die Felsen in demselben Lichte, in welchem ich sie in der Morgenstunde erblickte, als ich vor ihnen vorbeifuhr. Auch von Peter de Laar, Berghem, du Jardin u. A. hatte ich hier Manches. Das erhielt mich in der Gegenwart und in derselben Empfindung, die ich hatte, ehe ich und als ich nach Italien kam und fand, daß vor zweihundert Jahren Andere es eben so gesehen hatten, wie ich. — Auch fand ich bei meinem Bruder und meiner Schwester viele Zeichnungen mit Schafen von Heinrich Roos. Ich copirte viele davon und hängte sie, um immerwährend ein ganzes Hirtenleben vor Augen zu haben, an die Wand. Auch mein Vetter Strack hatte schöne Bilder von Roos; doch kam er immer darauf zurück, daß mein Bruder das beste besäße, worauf Roos mit seiner ganzen Familie abgebildet sei, wie er, von Schafen umlagert, mit seinen Heerden bei fröhlichem Mahle verbringe. — Als nun die Franzosen immer mehr zum Zerstörungskriege ihre Armeen verstärkten, die Glocken zu Kanonen umschmelzten, alle Ordnung störten, alles Eigenthum raubten und ich selbst in meinen mühseligen und kostspieligen Unternehmungen gehindert ward, sah ich ein, daß, wer nicht eben so viel Kanonen und Soldaten hätte, wie sie, sich in Geduld ergeben und mit Heidekraut fürlieb nehmen müsse, wie die geduldigen Schafe. Sie sollten meine Lehrmeister sein, um

mich selbst in der Geduld zu üben. Ich zeichnete sie daher, wie sie mit ihren Lämmchen auf öder Heide in genügsamer Ruhe zubringen. Eins dieser Bilder führte ich in Oel aus, und zwar auf einem Brette, welches vielleicht ein Schüler desselben Philipp van Dyck grundirt hatte, der sehr schöne Bilder zur casseler Gallerie lieferte. Da sah man Mutterschafe mit ihren Jungen. Das eine hält sein weiches Kleid von Wolle einem anderen zum Ruhebette hin und trägt mit Behagen den Kopf des Nachbars auf seinen Schultern. Dort schläft das zarte Kleine auf dem Rücken der Mutter, die mit Wohlbehagen die liebe Bürde trägt, und mit dem Kopfe ein anderes, welches trinkt, noch näher unter sich schiebt, damit die Milch häufiger ströme. Sie schauet nach ihm, wie das krause Schwänzchen vor Freude wedelt. Ein drittes lehnt sein Köpfchen, Ruhe suchend, an die weiche Seite der Mutter. Dort steht eine andere; sie unterhält mit freundlichem Blicke ihr Lämmchen, damit es warte, so lange die anderen an ihren Brüsten trinken. Es sind ihrer drei Lämmer, und doch hat sie nur zwei Brüste zu gleicher Zeit zu geben; aber dafür einen reichen Schatz von Liebe. Wer so ein Bild mit Schafen entwirft, dem schweben gewiß Menschen vor. Man kann in gewissen Fällen Thiere vorstellen und eben dadurch eine stärkere Wirkung auf das menschliche Gemüth hervorbringen, als wären es Menschen.

2. Einzelne Notizen über Reisen nach Hannover, Göttingen und Westphalen.

Im Jahre 1800 war das Wetter in Hannover so schön, wie ich es nie zu Weihnachten in Italien erlebt habe. Es war mild, wie im Frühjahre, und zu Neujahr eben so klar, wie es in Italien zu sein pflegt.

Am 18. October 1800 wurde in Göttingen ein Mann mit seiner Frau an den Schandpfahl gestellt, die sich über alle Maßen freueten, daß sie von Gerichtswegen so nahe zusammengekettet wurden, nachdem sie sich zwei Jahre nicht gesehen hatten. Sie unterhielten sich mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Im August 1801 machte ich eine Reise mit dem Grafen Münster nach Osnabrück und besah ganz Westphalen. — Wir ritten nach der Rabenwiese, wo die Pferde zurückgeführt wurden, und fischten in der Hase. Sie fließt zwischen Hecken und Gesträuchen und die Ufer sind mit den schönsten Pflanzen und Blumen und Schilf aller Art bewachsen. Die Natur wechselt hier auf die gefälligste Art und kein englischer Garten kann geschmackvoller mit Gesträuchen ausgeziert sein, wie dieser von der Natur. Hier muß die Kunst zurückstehen.

Wir wandelten zu Fuß durch's Feld nach der Helgehege und bewunderten die lichten Sonnenblicke, welche auf die grünen Wiesen fielen, besonders in dem Eichenforste Arens-wald, wo die einzelnen Strahlen zwischen den Bäumen durchschossen. In der Ferne genossen wir die Aussicht durch lichte Eichbäume auf eine große Wiese, auf welcher das Vieh weidete. Dahinter wieder zog sich eine Reihe Bäume weg, und noch mehr zurück stand ein dunkler Wald, auf der Seite aber ein Hügel mit Gebüsch. Dann kamen wir auf das Feld, wo die Landleute einernteten und pflügten. Hier fängt die Helgehege an, die von Weitem gesehen einen lang-geschwungenen Kranz bildet und das Feld entlang sich bald in Vertiefungen senkt, dann sich wieder auf Höhen erhebt. Schon von Ferne zeigen sich die schönsten buschigen Eichen; aber je näher man kommt, desto mehr staunt man über ihre Größe und sie flößen heiligen Schauer ein. — Es stieg ein Gewitter auf und die Wolken thürmten sich in großen Massen über und durch einander. Sie wurden immer dunkler, nur hier und da leuchtete noch die Sonne durch. Meine Führer be-fürchteten, vom Gewitter in diesem Felde oder unter den Eichen überfallen zu werden, und riethen, zurückzukehren. Aber ich war zu begierig, die stattliche Hecke von Eichen zu sehen, und da ich nun so nahe war, eilte ich hin. Sie bil-den zwei Reihen Bäume, in deren Mitte ein etwas vertiefter Gang ist, mit dem schönsten Grase und Gebüsche bewachsen. Ich ging hinein, sah sie von beiden Seiten und ging auch heraus, um sie vom Felde her zu betrachten. Wie erstaunte ich über die Größe! Ich konnte nicht widerstehen, die eine alte Eiche zu zeichnen; sie war sehr dick und voll von Aesten, die zum Theil verdorret und abgebrochen, oder vor Zeiten vom Gewitter zerschlagen waren. Es fing an zu regnen, es blitzte und donnerte. Aber ich ließ mich nicht irre machen

und zeichnete immer fort, bis mich ein starker Blitz und lauter Donner erschreckte. Ich sah gerade scharf auf einen zerschlagenen Ast, der plötzlich so hell beleuchtet wurde, daß ich erst glaubte, es hätte eingeschlagen. Unter starkem Regen wanderte ich zurück; lieber über das freie Feld, als unter dem Schutze der Eichen.

3. Aus dem hamburger Aufenthalte bis zum Jahre 1808.*)

Fragmente aus dem Entwurfe einer in Hamburg zu errichtenden Zeichenschule, und Notizen über eine daselbst gestiftete Gesellschaft der Kunstfreunde.

Ein Staat, der für das Wohl und die Bildung der Nation besorgt ist, trifft Anstalten, die Kunst zu üben, legt Schulen an, setzt Lehrer ein und muntert durch Prämien die Jugend zum Fleiße auf. Die zeichnenden Künste haben

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Von Cassel aus reiste Tischbein öfter nach Göttingen. Hier beschäftigte ihn besonders die Herausgabe seines Homer's in Bildern; wozu Heyne mit Benutzung der Tischbein'schen Notizen einen, durch eigene Zusätze leider zu lang ausgesponnenen Commentar lieferte. (S. Homer nach Antiken, gez. von W. T. mit Erkl. von Heyne: Heft 1—6, Göttingen 1801—4; und von Schorn: Heft 7 — 11, Stuttgart 1821 — 23. — Der Sache angemessener und treuer als Heyne, hielt sich Villers in seinem französischen Texte an die Tischbein'schen Vorarbeiten, und ist keineswegs, wie Ebert in seinem bibliographischen Lexikon meint, nur als Uebersetzer anzusehen. — Hier in Göttingen vereinigte Tischbein sich auch mit Blumenbach über die Revision seiner Fragmente aus der vergleichenden Physiognomik. — Nachdem sich nun in dieser Zeit die Unterhandlungen mit dem Hofe zu Neapel, ungeachtet der ehrenvollsten Aufforderungen, an den dortigen Posten zurückzukehren, zerschlagen hatten, weil das verlangte Reisegeld nicht erfolgte, und später bei der gänzlichen Vertreibung des neapolitanischen Königs durch die Franzosen

größeren Einfluß auf das bürgerliche Leben, als man gewöhnlich glaubt. Zeichnen gehört schon zu allen Werkzeugen, welche die Menschen täglich zu ihrer Bequemlichkeit und zu großen Unternehmungen gebrauchen. Aber das Zeichnen hat auch einen mächtigen Einfluß auf die edlere Bildung des Menschen.

Die Griechen haben den Patriotismus durch die bildende Kunst genährt, die Italiener den Glauben und zugleich das Volk durch sie geleitet. Den größten Vortheil gewährte sie den großen mechanischen Künsten, worin es die Italiener weit brachten. Alle Künste, die wir haben, erhielten wir von den Italienern, und so stammen auch fast alle Maschinen, Fabriken und Manufacturen daher. In einer Stadt, wo diese gepflegt werden, ist auch eine Zeichenschule unentbehrlich. Auch die Söhne der Reichen müssen im Zeichnen unterrichtet und ihnen Kenntnisse von der hohen Kunst beigebracht werden. Dies hat Einfluß auf ihren Charakter und ihr sittliches Betragen. Sie bekommen dadurch Unterhaltung für ihren Geist und werden abgehalten, ihren Reichthum auf eine nicht rühmliche Art zu verschwenden. Doch muß auch das Zeichnen der menschlichen Figuren gelehrt werden. Das

---

an eine Rückkehr unsers Künstlers um so weniger zu denken war, als er sich durchaus abgeneigt fühlte, in die Dienste der Feinde seines Vaterlandes zu treten, ungeachtet ihm dazu die schmeichelhaftesten Anträge gemacht wurden: so begab er sich nach Hamburg. Seine Vorliebe für akademische Wirksamkeit brachte ihn auf den Gedanken, eine Zeichenschule zu gründen und damit zugleich artistische Vorlesungen für ein gebildetes Publikum zu verbinden. Zu diesem Zwecke wollte er seine gesammten Kunstschätze benutzen. Indessen veranlaßte ihn eine augenblickliche Verlegenheit, in welche ihn der Selbstverlag seines homerischen Werkes versetzte, zu dem Entschlusse, dem Herzoge Peter von Oldenburg den vorzüglichsten Theil seiner Gemälde von älteren Meistern gegen eine Leibrente und resp. gegen Zusicherung einer bedeutenden Pension für seine Wittwe abzutreten.

erreichen sie nun freilich nicht; aber man muß das Ziel weit ausstellen, um nur wenigstens bis zur Hälfte zu gelangen. — Es ist fehlerhaft, Zeichenschulen nur für Handwerker anzulegen.

Man muß aber nicht darauf denken, Künstler zu ziehen, sondern man will den Handwerkern nur die Fähigkeit verschaffen, ihre Erfindungen ausführen und ihren Werken eine bessere Form geben zu können. Die erste rohe Erfindung erhält durch Zeichnung erst ihre Vollkommenheit und Schönheit. Aber darum kann doch aus dem Handwerker ein Künstler werden. Auch Personen von Stande machen oft Erfindungen von nützlichen Sachen; aber es fehlt ihnen am Zeichnen; sie können dem Handwerker ihre Idee nicht begreiflich machen, und so unterbleibt manches nützliche Werk.

Für die Zeichenschule ist erforderlich: 1) ein Saal, wo zum Studiren Modelle von Gyps aufgestellt sind. An den Wänden können die Zeichnungen hängen für die Anfänger; auch können an diesem Orte zugleich die Anfänger mitzeichnen. 2) Ein Zimmer, in welchem nach dem Leben gezeichnet wird; des Abends zwei Stunden bei Licht.

Die Zeichenschule muß den ganzen Tag offen sein, von sechs Uhr Morgens bis Abends, damit auch die, welche in den bestimmten Stunden nicht Zeit haben, kommen können, wann sie wollen. Den Sonntag ausgenommen, muß die ganze Woche gearbeitet werden. Hierzu gehört ein Aufseher, der den ganzen Tag anwesend ist.

Die Gypssachen können in Italien gekauft werden. Lebensgroße Figuren kosten zehn bis zwanzig Thaler, die Köpfe zwei bis vier Thaler. Das kann nach und nach geschehen; jedes Jahr etwas.

Bei der Zurückkunft nach meinem Vaterlande hatte ich gleich die Absicht, Sachen mitzubringen, die zu einer Zeichenschule nothwendig sind. Während meines langen Aufenthalts in Italien habe ich Alles gesammelt, was dazu dienen kann, Bilder sowohl wie Zeichnungen*).

Als der Herzog von Oldenburg von Eutin durch Hamburg reiste, hatte er die Gnade, mich mit seinem Besuche zu beehren. Ich zeigte ihm meine Bilder, die ich theils aus Italien mitgebracht und zum Theil in Hamburg in öffentlichen Auctionen gekauft hatte. Er suchte sich einige davon zum Ankauf aus. Ich wollte diese alten seltenen Bilder zum Besten des Publikums aufstellen, um dadurch den Kunstsinn in Hamburg zu wecken, und hatte auch wirklich schon damit angefangen. Bemittelte Personen versammelten sich bei mir und ich hielt ihnen Vorträge über die verschiedenen italienischen Schulen.

Am 12. December 1803 wurde die erste Gesellschaft gehalten bei Herrn Pistorius.

Möchten doch solche Zusammenkünfte Gelegenheit geben,

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Welche kostbaren Schätze Tischbein mit aus Italien in sein Vaterland brachte, geht aus einem Berichte des Hofraths Böttiger hervor (s. deutscher Merkur 1800. III.), worin sich dieser gründliche Kunstkenner mit freudiger Begeisterung darüber ausspricht. Wir erlauben uns, hier aus dem Verzeichnisse einige dieser Gemälde anzuführen: „der heilige Johannes“ von Raphael (ein ausgezeichnet werthvolles Bild); „eine heilige Familie“ aus der Zeit des Mantegna; „der Engel Gabriel“ von Guido Reni; „Magdalena“ von Calabrese; „zwei Verliebte, die sich küssen“ von Schidone; „ein Frauenportrait“ von Pordenone; „ein Mannesportrait“ von Morone; „zwei Landschaften“ von Salvator Rosa; „der Schatzgräber“ von Salvator Rosa; „zwei Portraits“ von Holbein; „die Sündfluth“ von Goltzius; „eine Landschaft“ von Breughel, die Figuren von Rubens; „die Ankündigung der Hirten“ von Bassano; „ein Familienbild“ von Heinrich Tischbein.

die Liebe zur Kunst, welche bei den Menschen eingekerkert liegt, zu befeuern, zu nähren und zu üben! Es wurde vorgelegt 1) eine Zeichnung nach einem griechischen Gemälde, worauf drei Göttinnen standen, die Gelegenheit, die Liebe und die Ueberredung*). Dabei wurde über das Aufleben der griechischen Kunst in Italien gesprochen. Dann wurden aus dem zehnten und eilften Jahrhundert die ersten Anfänge vorgelegt in einer Zeichnung von einem Florentiner; 2) „Maria besucht die Elisabeth"; 3) eine Zeichnung, welche sich schon der guten Zeit nähert; 4) von Leonardo da Vinci, als dem Ersten; 5) von Michel Angelo, der das Licht der Kunst war; 6) von Raphael; 7) von Correggio; 8) von Giorgione da Castelfranco.

Eine Weihnachtsfreude.

Ich vernahm, daß eine Mutter, um ihren Sohn zu sehen, neunzehn Meilen weit gereiset sei und dann beim Abschiede, um noch so lange als möglich bei ihm zu sein, immer wieder umgekehrt wäre. Da hielt ich es für meine Schuldigkeit, ihr das Portrait dieses ihres einzigen Sohnes zu schenken, um ihr hierdurch die Entfernung von dem Gegenstande ihrer Liebe erträglicher zu machen. Ich ließ ihn von einem meiner Schüler Namens Goede, der sehr gut in Oel und en miniature malte, portraitiren und schickte das Bild als Weihnachtsgabe den Eltern. In mehren Danksagungsschreiben versicherten sie, daß ihnen dieses Geschenk überaus werth sei.

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Das Original ist eins von den Wandgemälden Herkulanums, bekannt unter dem Namen die „Amorverkäuferin".

Der hamburger Dom.

Innige Trauer war es für mich, den ursprünglich von Carl dem Großen gestifteten und später zu verschiedenen Zeiten erneuerten und erweiterten Dom abbrechen zu sehen. Diese Kirche, welche so viele Jahre die Stadt geziert, dieselbe aufblühen und sieben andere Kirchen um sich her emporsteigen gesehen hatte; in welcher auch zuerst die frommen Gebete der großen Versammlung zum Himmel stiegen, und deren hoher Thurm dem Fremden schon aus der Ferne zuwinkte, daß hier thätige und wohlhabende Bürger wohnten: sie mußte nun heruntersteigen aus des Himmels Höhe, wo ihre Fahne auf stolzem Gipfel wehete. Sie wurde zerstäubt, daß keine Spur mehr blieb. Ihre Heiligenbilder, die Wappen der edlen Familien, der Zünfte Bilder, die Rittergestalten, die Fahnen, die Meisterwerke der Kunst, selbst die Gräber wurden vertilgt! — Oft hatte ich mich an den trefflichen Gemälden erfreuet. Da waren: „die drei schönen Jungfrauen"; „der große Christoph, wie er das Christkind auf seinen Schultern über den Fluß trägt" (eine großartige Figur, wohl gezeichnet und gemalt); auch mehre „Christusköpfe". Darunter einige von alten Meistern, die aber nicht das Harte zeigten, welches gewöhnlich solche Bilder haben; eins besonders glich sehr der Manier des Mantegna und war dabei breit und rund wie von Correggio. Auch viele gute Portraits hingen da von Helden und ehrenwerthen Männern, die sich um Hamburgs Wohl verdient gemacht hatten. Der Fußboden der Kirche bestand aus großen Steinplatten, die zum Theil Denksteine waren, auf denen man die Verstorbenen, mit ihren Schwertern im Arme, in Lebensgröße abgebildet hatte. Man las noch, was Dieser oder Jener im Leben getrieben, ob er ein Krieger, ein Stifter milder Anstalten oder ein Pfleger des Rechts gewesen war.

Oft, wenn ich in diesem Heiligthume umherwandelte, sah ich mit Unmuth, wie so achtlos die Meisten über diese heiligen Gräber hingingen, und ich hätte ihnen wohl sagen mögen: „der todt hier liegt, dem verdankst Du, daß Du frei gehen kannst, Dein Gewerbe zu treiben.“

In den Seitengängen des Domes wurde sonst der Christmarkt für die Kinder gehalten. Es war ein Hauptfest der Einwohner, an welchem aus allen Ständen Alle Theil nahmen. Es wurde Abends bei Licht gefeiert, war ein gleich reiches Freudenfest für Kinder und Eltern, und blieb das ganze Jahr hindurch in der Familie im freudigen Andenken.

Erinnerung an Billwerder bei Hamburg.

Angenehm und unvergeßlich ist mir das Andenken so mancher heiteren Sommertage, die ich in Billwerder bei Hamburg auf dem schönen Garten des Herrn Schuback verlebt habe. An diesem Garten mit der umliegenden schönen Gegend ergötzte sich mein Auge oft, und in diesem Kreise genoß ich viele Freundschaft. Nach den Spaziergängen versammelte sich die ausgesuchteste Gesellschaft im Saale und Jeder trug dann sein Scherflein zu der allgemeinen Unterhaltung bei. Eines Tages, als wir so recht traulich beisammen saßen, wurde auch von dem Brande eines Bauerhauses in der Nachbarschaft des Gartens erzählt. Die armen Leute, welche dieses Unglück betroffen hatte, wurden allgemein bedauert, denn sie waren als rechtschaffene, friedsame und fleißige Menschen bekannt. Madame Schuback war zu ihnen gegangen, um sie zu trösten und ihnen Hülfe anzubieten. Sie fand die trauernde Bauerfrau auf der Brandstätte sitzen, ganz in Kummer versunken. Sie redete sie aufmunternd an:

„Trauert nicht so sehr; denn das Unglück, das Euch betraf, ist nicht so groß, wie Ihr glaubt. Gott versucht die Seinigen oft, ihre Geduld und Ergebenheit zu prüfen, und ist strenge wie ein Vater gegen die Kinder, die er liebt. Ihr habt nichts verloren, das Euch nicht wieder ersetzt werden könnte. Euer Haus ist verbrannt; es hat aber Niemand der Eurigen das Leben eingebüßt. Eure Saatfelder und Gartenfrüchte habt Ihr mit vollem Segen behalten, nur ein paar Obstbäume am Hause sind beschädigt. Mein Mann schickt mich zu Euch und läßt Euch seine Hülfe anbieten, um Euer Haus wieder aufzubauen." — „Wer kennt nicht Eure Menschenliebe gegen Nothleidende?" sagte die Bauerfrau. „Auch die Gaben, die Ihr unvermerkt den Dürftigen in die Hand steckt, hat die Stimme des Dankes nicht verschwiegen. Aber mit allen Schätzen der Erde kann mir das Verlorene nicht ersetzt werden. Ihr seht hier den schwarzgebrannten Boden, worauf unser Haus gestanden hat. Das Bett, woraus ich mit Sorg' und Freude auf unsere Kleinen blickte, und auch das Lager der Kleinen ist verbrannt. Der Tisch, an dem wir fröhlich saßen und uns an Gottes Gabe labten, ist vernichtet. Doch der Herd des Hauses, der uns wärmte, steht noch fest; der Brunnen, der uns tränkte, ist unversiegt; der Männer Arme sind noch voller Kraft, die Wohnung wieder aufzubauen, und Gott wird milden Regen und warmen Sonnenschein auf unsere Felder senden. Ich gedenke dabei nicht der Mühe und Arbeit; sie soll uns nicht verdrießen. Aber der Fremdling, welcher jeden Sommer zu uns kam, der das heiße Land der Schwarzen verließ, um bei uns weißen Menschen seine Jungen auszubrüten, er verlor so jämmerlich sein Leben! Er war unsere Freude; wenn er kam, brachte er den Sommer mit. „Ach, der liebe Storch ist wieder da," schallte es durch's ganze Dorf. Alt und Jung

schauete jauchzend zum Himmel, wo er im weiten Kreise die bekannten Gefilde übersah und mit frohem Klappern sie begrüßte. Jeder hegte den Wunsch im Herzen, daß er auf seinem Hause das Nest bauen möchte, wo einladend schon die Gabeln zur Befestigung beim Bauen verfertigt waren. Doch er senkte sich auf unser Dach hernieder, klappernd rief er das Weibchen herbei und vereint gingen sie, das Nest zu bauen. Vom Boden lasen sie die verdorrten Zweige zum Bette für ihre Jungen. Mit Stolz sahen wir den Giebel unseres Hauses mit seinem Neste ausgeziert; es war ein Zeichen für den Wanderer, daß wir friedsame Menschen sind, die den Fremdling wie den Eingeborenen lieben. Mit Zuversicht, daß wir ihn nicht stören würden, befestigte der Vogel dieses Nest nur gegen Sturm und Wind, ging vertraulich in den Garten und suchte da sein Futter im langen Grase. Wenig begehrte er von uns und war dankbar auch ohne Gabe, zufrieden, daß man ihm den kleinen Raum gönne zwischen dem Dache und des Himmels Höhe! — Wenn dann seine Jungen flügge waren und die Zeit der Stürme kam, führte er sie hin in's mildere Land der schwarzen Menschen, und ehe er Abschied nahm, ließ er eine Feder fallen, die in unserem Hause zum Andenken blieb.

Nun kehrt er im Schwarm der Störche nicht wieder; er fehlt in der Versammlung auf unserer Wiese; das Schnattern und Klappern seiner Brüder ruft ihn nicht zum Rath; keine Stimme weckt ihn wieder aus der Asche! Das arme Thier! wie es sich bemühete, als die Flamme unser Haus ergriff. Es schlug das Feuer, wehrte mit den Flügeln den Rauch vom Neste, es lief bald hierhin, bald dorthin zu löschen, wo das Feuer durch das Strohdach brach, dann wieder zu den Jungen im Neste. Kein Mensch vermochte, ihm zu Hülfe zu kommen. So viel auch die Männer sich bestrebten, die

Leiter konnte nicht mehr an das Dach gelehnt werden; es wankte schon und der Einsturz war nahe. Verzehrt waren unten schon die Balken, das Strohdach wurde von der Flamme weggeleckt und das Nest ergriffen. Der Vogel wehrte sich noch lange, schlagend mit den Flügeln; die Federn wurden versengt, grausam war die Gluth und da er keine Rettung sah, deckte er mit einem Flügel die Jungen, mit dem anderen wehete er gegen die Gluth, und als endlich das Nest ergriffen wurde, stieg er hinein, setzte sich auf seine Jungen und verbrannte zugleich mit ihnen.

Weinen werde ich, wenn ich seine Federn nicht mehr sehe, welche in unserer Stube aufgesteckt über dem Spiegel standen, die er uns dankbarlich als Miethe vom Dache warf. Wer in den Spiegel sah, dem rief der Großvater zu: „Schaue höher und siehe des Storches Federn und lerne von ihm dankbar sein!“ Auf des Schrankes höchster Spitze, wo die bunten Schüsseln und bemalten Gläser standen, war als schönste Zierde in einer Tasse das Ei aufgestellt, das er uns im zweiten Jahre, ehe er schied, gelassen hatte. Nun im dritten Jahre würde er uns gewiß ein Junges anvertraut haben, welches den Winter bei uns blieb, zum Unterpfand, daß er wiederkehre.“

Diese rührende Begebenheit gab mir Veranlassung zu dem Gemälde: „Das Storchnest“.

Notiz über das Oelgemälde „Hektor's Abschied“.

Dem sinnlichen Menschen gefällt das Sinnliche; er wird vom Scheine angezogen. Darum fällt sein Auge auch im Bilde des Hektor auf dessen Arme. Aber der gemüthliche Mensch fühlt, was in eines Anderen Herzen vorgeht,

und sieht die Wehmuth der Andromache und das dunkle Fatum, welches auf Hektor's Stirn sitzt, wovor der Sohn zurückschaudert. Ich habe das Vergnügen gehabt, daß auch Andere sahen, was ich hauptsächlich ausdrücken wollte. Als mich die schon lange gekannte Freundin, Madame Brun aus Kopenhagen besuchte, fand sie auf den ersten Blick im Zusammenhange, was in Vater, Mutter und Sohn vorgeht. Eine andere Dame rief mit ausgestreckten Armen: „Er erkennt nicht den Vater, es ist nicht, als ob er spielend ihm auf dem Schooße säße. Ein finsterer Ernst ruht auf Hektor's Stirn und er denkt: „wenn mich ein Todtenhügel deckt und sie Dich dann als Sclaven wegführen!“ — Als der Consistorialrath Römer aus Braunschweig das Bild sah, stürzten ihm die Thränen aus den Augen und er sagte: „Es ist nicht der wehende Helmbusch, der den Knaben schreckt, sondern das schwarze Fatum.“ Er konnte nicht mehr sprechen, ging mit mir nach Hause und schrieb seine Empfindungen auf. Die Thränen flossen ihm auf das Papier, daß die Buchstaben nicht zu lesen waren.

So soll man das Hektorbild ansehen. Unter allen meinen Bildern ist dieses im grandiosesten Style.

Anakreon.

(26. December 1807.)

Eine Nacht konnte ich nicht schlafen und dachte darüber nach, wie von den verschiedenen Künstlern und Dichtern ein jeder seinen eigenen Genius habe. Den Einen treibt sein Genius zu erhabenen Gedichten und Bildern, den Anderen zu kleinen Idyllen, den Dritten zu launigem Witze. Dem Anakreon, dachte ich, hat der Amor Dinte in sein Fäßchen gegossen, damit er immer von ihm schreibe. Ich stand auf,

zeichnete diesen Anakreon und schrieb Worte dazu. Da meine Phantasie rege geworden war, schwebten mir mehre dergleichen Bilder vor, mit denen man die Herzen treffen und rühren könnte, und ich entwarf sieben in dieser Nacht. Später wollte mir keins wieder gelingen, nur ein Mal hat mich dieser Genius besucht. — „Will ich mit den Mädchen scherzen, so lachen sie mich aus und sagen: Du Alter, solltest an Dein Ende denken; denn Dein Scheitel ist kahl, wie ein Berg im Winter, von welchem der Wind den Schnee geweht hat. — Nun ja! kahl ist mein Scheitel, weiß mein Haar und mir die längste Zeit des Lebens schon verronnen! Nur wenig bleibt mir noch davon übrig, dann fliehet der Geist, das Leben weicht und ich zerfalle in Staub. D'rum kann ich keine Zeit verlieren, fröhlich muß ich immer sein. Komm', Amor, mit dem Becher; gieß' ihn voller Gluth und laff' mich trinken, daß mir nicht Eis in Seele und Adern friere! Kommt ihr holden Jungfrauen, ihr Grazien, dicht um mich her und schauet den frohen Alten! Sehet, wie schön Rosen um einen Schneeberg stehen!"

4. Eutin.

Der Backofen.

Als ich am 13. Juni 1808 mit meiner Familie von Hamburg nach Eutin *) reiste, begleitete mich mein Freund, der

*) Anmerk. d. Herausg.: Wenngleich Tischbein in Hamburg äußerst angenehm wohnte, und zwar in einem oberen Geschosse des Hotels „zum römischen Kaiser", wo er sich an der freien Aussicht über einen Theil der Stadt, über die frequente Promenade am Jungfernstiege und das liebliche Alsterbassin ergötzte, während er, um weniger gestört zu sein, seine Familie in ein Privatlogis eingemiethet hatte: so wurde ihm doch für die Länge der Zeit der Zudrang des einheimischen und fremden kunstliebenden Publikums lästig. Wie Heyne bereits unter dem 3. Juni 1802 brieflich bemerkte: „Ich fürchte sehr, Hamburg wird das Grab Ihres Talents und Ihrer Kunst! Sie sind also jetzt ganz in's Portraitmalen gekommen?" so mochte Tischbein endlich fühlen, daß er hier in seiner dienstwilligen Vielgeschäftigkeit seine Zeit zersplittere. Da er nun bei herannahendem Alter wünschte, die begonnenen vielfachen literarischen und artistischen Arbeiten zu vollenden und seine verschiedenen Sammlungen zu ordnen: so folgte er freudig der Aufforderung des von ihm innig verehrten Herzogs von Oldenburg, sich nach Eutin zu übersiedeln, wo sich dieser hochgebildete Fürst selbst einen Theil des Sommers aufhielt und Tischbein's Gesellschaft wünschte, ihm auch einige Zimmer im Schlosse zur Aufstellung seiner Gemälde einräumte. Tischbein's Thätigkeit war hier eine sehr ausgedehnte: er arbeitete die homerischen Heldenköpfe in's Große, skizzirte viele Thiere nach der Natur, beschäftigte sich mit Portraitiren, vollendete manche seiner umfangreicheren, historischen Bilder für das

Consistorialrath Römer aus Braunschweig. Der Kutscher hielt am Alsterkruge still und wir gingen in das Haus, um die ländliche Wirthschaft zu sehen. Da fiel uns ein Backofen auf, mit einem daraufgesetzten Kopfe von Kalk. Er war schon verwittert, daß man nicht erkennen konnte, ob es ein lebender oder ein Todtenkopf sein sollte. Das Ganze erinnerte an ein Grab; und das war es auch. Denn der schwarze Schlund des Ofens verschlingt das Korn.

---

oldenburger Schloß, führte besonders viele Bestellungen aus für den russischen General-Gouverneur, Prinzen Georg von Oldenburg, und dessen Gemahlin Catharina, die nachherige Königin von Würtemberg; widmete einen bedeutenden Theil seiner Muße seiner ausgebreiteten Correspondenz; ließ sich sogar mehrfach zu Illustrationen literarischer Werke bereit finden; und schrieb nicht allein die vorliegende Autobiographie, sondern auch mit vorzüglicher Vorliebe einen in literarischen Kreisen mehrfach handschriftlich mitgetheilten und unter dem Namen: „die Eselsgeschichte, oder der Schwachmaticus" bekannten humoristisch-satyrischen Roman. Bei dieser Geistesthätigkeit ist es erklärlich, daß die meisten seiner literarischen Unternehmungen unvollendet blieben. Mangelte es ihm dazu doch mit der Zeit auch immer mehr an geistiger Anregung in diesem ohnehin einsamen Orte; besonders seitdem das Kriegsgeschick seinen Fürsten von Eutin fern hielt, mit diesem den ganzen Hof und den größeren Theil seines früheren Umganges. Mit dem Tode des innigstbetrauerten Herzogs war ohnehin die glückliche Zeit für Eutin gänzlich dahin, weil vielfache Sorgen der Regierung dem neuen Landesherrn nicht gestatteten, sich in dieser bedrängten Zeit für einen längeren Aufenthalt in Eutin abzumüßigen. — Das Mißlingen mancher Unternehmungen, das bedrückende Gefühl, in seinem Streben und Wirken sich selten erkannt zu sehen, und im Grunde genommen die wenige Anmuthung, nach außen, und zwar nach einer bestimmten Richtung hin seine Thätigkeit lenken zu können, spannten diesen regsamen Geist so sehr ab, daß er sich nach und nach einer immer trüberen Lebensansicht hingab und sich dadurch endlich ganz und gar zu geistigem Schaffen abgespannt fühlte.

Das erste Geräusch am Morgen.

In Eutin ist des Morgens bei meinem Erwachen das Erste, daß ich Häckerling schneiden höre; dann folgt das Pumpen vom Brunnen. Das Erste, was sich auf der Straße regt, sind Mädchen, welche nach Milch und Brot gehen. In Rom und Neapel ist das erste Geräusch, welches man in der Frühe hört, das „Acqua vite“ der Männer, welche Branntwein an diejenigen verkaufen, die im Morgennebel auf die Straße gehen. Man nimmt aber nur ein Spitzgläschen davon. Dann hört man wieder Männer rufen, welche auf der Straße Kastanien sieden: „Castagne di Aleppo e arroste calde!“ Nun tönt die Klingel der Thüren, aus denen die Kinder kommen, sich gesottene Kastanien zu kaufen, ihre Scheibe Brot, die sie mitbringen, in die Kastanienbrühe tauchen und dasselbe gleich im Freien verzehren.

In Hamburg ist das erste Geräusch um zwei oder drei Uhr Morgens das Gerassel der Wagen aller derjenigen, die vom Schmause nach Haus fahren und sich nun mit vollem Magen und die Lunge voller Lichtqualm zu Bett legen.

Ein Morgen in der schönen Natur.

Eines Morgens ging ich im Schloßgarten spazieren und sah die Sonne aufgehen und wie sich ihr Strahl in das schöne Blau des Himmels verlor. Indem ich so stand und die Natur bewunderte, drang vom Gebüsch hinter mir ein Geflüster in's Ohr. Da wurde ich ein Nest von eben ausgeflogenen Himmelmeisen gewahr. Die Alten bemüheten sich, ihre Jungen zu unterrichten, daß diese das Futter selbst suchten. Das Betteln der Kleinen, die mit ausgebreiteten

Flügeln die Eltern um Speise anfleheten, war rührend. Man sah die Verlegenheit der Eltern, daß sie das Futter zu geben versagen mußten. Um es den Jungen zu zeigen, nahmen sie es mit dem Schnabel auf und ließen es wieder fallen. Die Jungen glaubten, es ihnen eben so wieder aus dem Schnabel nehmen zu können, wie sie es im Neste gewohnt waren. Von Mitleid durchdrungen, nahmen die Eltern das Korn wieder auf und steckten es einem in den Schnabel, das freudig piepend dankte, während die anderen fleheten und schrieen. So lernten sie auch fliegen. Bald schweiften sie einzeln herum, dann wurden sie zusammen gerufen, es wurde geschmält, sie wurden gewarnt und vorsichtig gemacht. Nun ging es wieder den Stamm des Baumes hinauf bis in den höchsten Gipfel; ein Flug zum anderen Baume wurde gewagt, hierauf flogen sie von Zweig zu Zweig bis an die Erde, wo sie in Gesträuchen, Blättern und im Moose suchten. Hier fand sich ein rothes Würmchen, dort ein goldener Käfer, der wie Smaragd und Rubin glänzte, aber wieder entwischte. —

Dieser Tag wird mir unvergeßlich bleiben. Der Herzog begegnete mir darauf und ich hatte das Glück, mit ihm spazieren zu gehen und die schöne Natur zu betrachten. Einen Mann von so hohen Gaben darüber sprechen zu hören, läßt in's Große, läßt wahrer und reiner denken; der Geist wird durch ihn erhoben und verläßt das Kleinliche. Beim Weggehen pflückte er ein Vergißmeinnicht und gab es mir zur Betrachtung, wie der Schöpfer Alles, auch das Kleinste, mit Fleiß künstlich und mit Ordnung bilde. Kaum hatte ich das Blümchen berührt, so verließ er mit den Fingern den Stiel und ich bekam damit aus seiner Hand ein Geschenk mit so vieler Zartheit, daß ich mich nicht erinnere, jemals

ein Geschenk aus schönen Damenhänden, denen die Grazie eigen ist, mit mehr Gefühl erhalten zu haben.

Kriegs- und Brandgefahr; schöner Cameo mit dem Pan.

Am 5. December 1813 um die Mittagszeit kamen dänische Jäger von Oldenburg und gegen Abend drei Compagnien von Travemünde nebst einigen Franzosen. Es gab große Bestürzung unter den Einwohnern und mich überlief die nämliche Empfindung, welche ich bei der Einnahme von Neapel hatte. Meine Frau war sehr besorgt, doch dabei gesetzt. Mein Bediente, der sich immer auf der Straße unter dem Volke umhertrieb und dann die eingesammelten Neuigkeiten nach Haus brachte, berichtete nun, daß die Franzosen plündern wollten. Ich machte es also wieder, wie in Neapel, und versteckte, was mir lieb war. Meine Frau hatte etwas Silbergeschirr und gab es unserem Bedienten, um es zu verbergen. „Ich weiß," sagte er, „daß die Canaillen den Ort gleich zu finden verstehen, wo Sachen versteckt sind, sie haben Uebung und Einer lehrt's den Anderen; ich will es aber so verbergen, daß es die diebischste Katze nicht auswittern soll. Besonders dürfen die Mädchen im Hause nichts davon wissen; denn denen reiben die Plünderer so lange das Ohr, bis sie gestehen. Plünderer gehen auch nicht gern auf den Boden, weil sie nicht wissen, wer ihnen folgt; in die Keller dringen sie lieber, weil über ihnen die Cameraden sie schützen." — Ich trug also meine Schätze auf den Boden und suchte eine Stelle aus, die mit altem großen Spinngewebe überzogen war, worauf viel Staub und abgefallener Kalk lag. Ich stieg auf einen Stuhl, um die Sachen oben an eine Latte zu binden, indeß meine Frau

mir Alles zureichte. Während ich nun daran arbeitete, ging zwischen den Dachziegeln der Kalk los, das Spinngewebe riß, und aller Kalk und Staub fiel mir in die Augen; so daß ich nun, weil ich nicht sehen konnte, Alles mit geschlossenen Augen befestigen mußte. Jene Habseligkeiten hatte ich in einen ledernen Beutel gethan, der viele goldene und silberne Medaillen enthielt, worauf schöne Köpfe geprägt waren. — Unter diesen Sachen befand sich auch das Liebste, was ich habe, ein antiker Cameo, für welchen mir schon 10,000 Thaler geboten sind *). „Pan steht darauf, der Gott des Waldes, der sich der Ziegen und Lämmer freuet, hüpfend, mit einem Weinschlauch auf der Schulter, worüber ein Leopardenfell hängt. Ihm folgen zwei muntere, springende Ziegenböcke, die er mit der rechten Hand an einer Epheuranke führt." Man erkennt an der edlen Form des Körpers, daß er ein Gott ist. Der Künstler hatte dazu den weichen Grund von Farbe gewählt; denn er wollte ein Kunstwerk machen und nicht eine Arbeit, die des Steines wegen bewundert würde. Kein grelles Weiß auf Schwarz; Alles ist sanft wie ein Gemälde oder eine Zeichnung, perlfarbig. Bei richtiger Genauigkeit der Formen und sehr bestimmtem Umrisse sind die Muskeln doch nicht steinern, sondern weich und fleischig; sie scheinen sich zu bewegen und zu leben. Die angezogenen geben nach und dehnen sich aus; die gedrückten schwellen auf und erhöhen sich, wie die an der Hüfte; wo die Schwere des Körpers auf das Bein

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Dieses Gebot that der kaiserlich russische Gesandte Puschkin. Später suchte auch Napoleon diesen Schatz für sein Museum zu acquiriren; doch wollte Tischbein's Patriotismus dem Feinde des Vaterlandes dieses Kleinod nicht gönnen. — Dieser kostbare Stein befindet sich gegenwärtig im königlichen Antiken-Cabinet zu Berlin.

drückt, tritt der Muskel hervor. Die Sehnen zeigen sich stramm, die weichen Theile jedem Eindrucke nachgebend. Die Brust ist fleischig, der Leib weich. Die rechte Seite des Kopfes, welche sich in den Grund verliert, so daß man beim ersten Ansehen sie nicht bemerkt und glaubt, das Gesicht sei nur Profil, läßt bei genauem Betrachten erkennen, wie künstlich sie ausgearbeitet ist. Man sieht, wie er freundlich mit dem Ange nach den munteren Ziegen schauet. Auf die ganze rechte Seite ist viel Fleiß gewandt. — Dabei die Thiere! Man glaubt die Ziegen meckern zu hören! Solch ein Ausdruck ist etwas Seltenes unter den Antiken! — Dieses vorzügliche Werk ist aus der besten Zeit der griechischen Kunst und gehört mit unter die ersten Schätze dieser Art, welche uns übrig geblieben sind; und hat auch vermuthlich viel mit dazu beigetragen, unsere späteren italienischen Künstler zu bilden. Man weiß, daß Lorenzo Medicis, der erste Erwecker der Kunst in Italien, viele noch vorhandene griechische Kunstwerke aufkaufte, die Künstler zu sich rief und diese mit jener hohen Kunst bekannt machte. Michel Angelo Buonarotti hatte als junger Mensch das Glück, von Lorenzo geliebt zu werden. Der erkannte in ihm die Anlagen zur Kunst und zeigte ihm oft seine Antiken, um bei ihm den Geist anzuzünden für das Hohe und Schöne. Buonarotti's erste Arbeit als Bildhauer war der Kopf eines Satyrs; und er machte auch eine Statue danach. Man sollte glauben, daß dieser Cameo wegen der schönen Zeichnung ihn begeistert hätte, etwas Aehnliches zu versuchen. Was Apollo und Laokoon unter den Statuen sind, das ist dieser Pan unter den Cameen. —

Diesen Schatz hätte ich mir nicht gern nehmen lassen. Die Nacht vom Sonntage auf den Montag waren wir in großer Furcht und wir gingen deshalb gar nicht zu Bett.

Am Montage gegen Mittag empfand meine Frau die Annäherung ihrer Niederkunft. Am Abend um zehn Uhr gab es Lärm auf der Straße, daß die Dänen plötzlich abmarschiren wollten, weil die Schweden schon in überlegener Macht nahe wären. Alles lief hin und her; so auch ich. Bald auf die Straße, um zu sehen, was da geschähe; dann wieder nach der Wohnstube, um so viel als möglich die Furcht abzuhalten. Ich schwankte immer zwischen zwei Besorgnissen. Doch suchte ich meine Frau zu beruhigen, sagte ihr, daß der Lärm, den sie hörte, nichts Anderes sei, als daß die Soldaten wegzögen; dann würde Alles ruhig werden. Um eilf Uhr brachte man mir die erfreuliche Botschaft, ein Söhnlein wäre da, gesund und schön, und die Mutter befinde sich wohl. Mein Dienstmädchen brachte mir die Nachricht, umarmte mich und gab mir vor Freude einen Kuß. Das war ein Gemisch von Empfindungen! Als ich nun auf der Straße stand und die Dänen in Reihe und Glied aufmarschirt und abziehen sah, kam auf einmal eine Gegenordre: „Wir bleiben und vertheidigen uns!“ Wie ein Donnerschlag klang mir dieses: „Halt!“ Die enggeschlossenen Reihen fuhren auf einmal auseinander, die Soldaten faßten ihre Büchsen zum Feuern und man hörte schon die Hähne ihrer Flinten spannen. Die Nacht war hell; aber doch konnte man nicht genau sehen, was geschah. Unter den Zuschauern verbreitete sich das Gerücht, die Schweden seien vor einem Thore, vor dem anderen die Russen und die Preußen vor dem dritten. Jetzt gab ich alle Hoffnung auf, Mutter und Kind zu erhalten; denn der Schreck konnte sie tödten. Es dauerte aber nicht lange, so klärte es sich auf, daß die Hemmung nur ein Versehen gewesen war. Sie fingen wieder an zu marschiren und nach ein Uhr waren sie fort. Nun ging ich in die Stube und nahm meinen kleinen Sohn

auf meine Arme. Eine Freude, die nicht zu beschreiben ist! Mutter und Kind waren wohl. Ich legte mich in meiner vorderen Stube ein wenig auf's Bett, blieb aber in meiner Kleidung; denn man erwartete jeden Augenblick die Schweden. Gegen Morgen war ich ein wenig eingeschlummert, als um sechs ein halb Uhr Jemand an die Thür klopfte. Ich sprang auf und als ich öffnete, nahm mich mein Freund, der Hauptmann Motz, in die Arme, welcher mit seiner Compagnie von Beobachtungen zurückgekommen war. Er blieb einige Augenblicke bei mir und nahm eine Tasse Kaffee. Das Mädchen, welches mitten in der Thür stand und leuchtete, setzt das Licht nieder, läuft im Dunkeln hinaus, erblickt hier die müden Soldaten, welche auf der Erde liegen, um zu ruhen; denn sie hatten die ganze Nacht hindurch mit den Schweden scharmuzirt. Andere sind beschäftigt, Wagen aus einander zu nehmen und mit den Rädern und Leitern Verhacke zu machen. Das Mädchen hält nun die auf der Straße hingestreckten Jäger für ermordet; läuft ein paar Schritte weiter nach dem Markte und findet da die zweite Compagnie ebenso liegen. Die erhitzte Phantasie spiegelt ihm solche Gräuelthaten vor, weil man gesagt hatte, daß die Schweden, Russen und Preußen Alles mordeten, was ihnen entgegenkäme. Von einem solchen Schreck ergriffen, läuft die Unbedachtsame nach Haus und überbringt der Wöchnerin die schreckliche Nachricht. Sie hatte noch hinzugesetzt, daß bei mir ein Officier wäre, der meine Kniee umfaßt, mich dann umarmt und gebeten habe, ihn doch zu verstecken. Während ich Jedem zuwinkte, still zu sein und mich mit dem Hauptmann Motz bei einer Tasse Kaffee über das Radiren unterhielt, ahnte ich nicht, daß in der Zeit meine Frau in größter Angst sei. Es kam ein Soldat, der seinen Capitain benachrichtigte, daß Alles zum Abmarsche bereit sei. Motz mußte

nun fort; denn er schloß mit seiner Compagnie die Arrière-garde. Ich begleitete ihn und sah, so viel man im Dunkeln erkennen konnte, die angekommenen Compagnieen vor ihm vorbeimarschiren. Motz bestieg sein Pferd und commandirte: „Marsch!" Da eilte ich zu meiner Frau, um ihr zu sagen, es sei nun Alles in Ruhe, alle Soldaten wären weg, und sollten andere kommen, so würden es friedliche sein, nämlich Schweden, und wir hätten keine Gegenwehr mehr von den Dänen zu fürchten. Zu meinem größten Erstaunen fand ich meine Frau in Thränen. Sie erzählte mir, was das Mädchen ihr gesagt hatte. Kaum war ich im Stande, ihr diese ängstliche Vorstellung zu benehmen, weil sie glaubte, ich wollte sie nur mit angenehmen Hoffnungen täuschen. Ich besorgte gleich, daß dieser Umstand ihrer Gesundheit schaden werde. Leider traf dies auch ein, was mich in große Betrübniß versetzte.

Um uns in der Erinnerung des Jahrestages zu erfreuen, als die Dänen und Franzosen Eutin verließen, die Schweden sich näherten und in der nämlichen Stunde unser Peter zur Welt kam, hatten wir, da er gerade ein Jahr alt war, einige Freunde eingeladen, die sich mit uns freuen sollten seines Daseins und der Befreiung von dem unerträglichen Drucke der Franzosen. Es kamen die Frau Gräfin Holmer, Fräulein Brocks, Fräulein Plate, Fräulein von Maltzahn und Zehender mit seiner jungen Frau. Sie hatten unserem Peter Spielsachen mitgebracht, u. a. einen beweglichen Vogel, woran er sich ergötzte. Auch zeigte er sich in seinem neu geschenkten Kleide sehr vortheilhaft und er wurde von der ganzen Gesellschaft bewundert, daß er schon allein mit dem Löffel essen konnte, mit der Kreide zeichnete und mit dem Pinsel malte. Während des Theetrinkens wurde das Portrait des Generals Benningsen und seiner

Gemahlin besehen; auch ein Kosack mit einem sehr großen Barte; dann eine Mappe mit Zeichnungen, in denen das menschliche Leben von Anfang an dargestellt ist, wie der Knabe von der Mutter laufen lernt; dann der kräftige Mann als Herrscher über alle Geschöpfe; endlich der Greis, wie er wieder ohne Kräfte im Lehnstuhle sitzt, mit seinen Enkeln spielt, die ihm Speise und Blumen reichen. Auch kam eine Folge von Begebenheiten aus dem Leben, wie der Mensch immer getrieben wird, seine Sinne anzustrengen, um Gefahren abzuwenden und seine Wünsche zu befriedigen. Bei dem Beschauen wurde zuweilen gelacht; aber auch einige der vorgestellten Begebenheiten gaben Veranlassung zu ernsthaften Betrachtungen. Im Ganzen jedoch waren wir fröhlich und es wurde des kleinen Peter Gesundheit getrunken in Malaga und Champagner, den mir der schwedische General Cartel geschenkt hatte. Die Unterhaltung fiel auch auf den Unterschied zwischen dem vorigen Jahre und dem jetzigen. Gegen damals konnte man doch jetzt ruhiger im Besitze des Seinigen leben.

Wie wenig sicher aber der Mensch ist, das zeigte der andere Tag. Ich schrieb eben an unseren Herzog, um ihm eine Zeichnung zum Denkmale von Berger und Fink*) zu schicken, als ich plötzlich ein Geschrei der Kinder auf dem Hofe meines Nachbars hörte. Als ich aufsah, stand die Scheune an unserem Hause in lichten Flammen. Nun war ich wieder in Gefahr, Alles verlieren zu können, wie im vorigen Jahre. Ohne erschrocken zu werden, lief ich nach der Hinterseite des Hauses und überzeugte mich, daß, ehe das

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Ludwig von Berger und Fink, zwei oldenburger Patrioten, wegen freisinniger Aeußerungen im Jahre 1813 zu Bremen von einem französischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt.

Feuer unser Haus ergreife, noch so viel Zeit sei, alle wichtigen Sachen fortzuschaffen. Indem hörte ich meine Frau mit den Kindern aus der Stubenthür stürzen. Sie konnte beim Wiederschein des Feuers nicht anders denken, als es brenne oben bei mir und die Gluth habe schon Alles verzehrt. Sie schrie mit einer Stimme, als springe eine Quinte: „Mein Mann!“ Nie habe ich eine höhere Weiberstimme gehört. Mich überfiel ein Lachen, und ich dachte: „Deinen Mann wird dir der Teufel nicht holen.“ Meine Kinder wurden nun aus dem Hause zu den Nachbaren gebracht. Ich hatte noch die Besonnenheit, meine werthvollsten Sachen dicht an der Treppe zurecht zu legen, damit sie gleich weggetragen werden könnten, wenn es nöthig wäre. Darunter waren die Bücher mit Zeichnungen, denen Sprüchwörter beigefügt sind. Unterdessen kamen meine Freunde herbeigeeilt, rissen unten in der Stube die Zeichnungen von der Wand und brachten sie in Sicherheit. Unser Haus war voll von Bekannten, die uns Hülfe leisteten. In der Noth erkennt man seine Freunde. Jung und Alt war zu retten bereit. Einige darunter schleppten Eimer mit Wasser auf den Boden; weil sie befürchteten, die Gluth werde das Gehölz anzünden. Jeder gab Acht, wo Gefahr abzuwenden war. Einige arbeiteten an den Spritzen; Andere trugen Wasser zu. So ging es noch gnädig ab; unser Haus blieb unversehrt und Alles wurde erhalten. Die Leitern, welche die Schweden requirirt hatten, Rendsburg einzunehmen, waren ein paar Tage vor dem Ausbruche des Feuers abgeholt worden. Sie hatten ungefähr ein Jahr auf unserem Hofe gelegen und hätten in der Zeit des Unglücks gute Dienste leisten können. — Einer der Freunde war auch nach der Apotheke gelaufen, um niederschlagendes Pulver zu holen. Er kam damit eiligst die Treppe herauf: „Sie haben sich erschrocken

und müssen etwas davon einnehmen, um Ihr aufgeregtes Blut zu besänftigen!" Ich erwiederte, ich hätte es nicht nöthig; denn mein Blut sei ganz ruhig. Er hatte aber schon mit den Anderen gesprochen, die seiner Meinung beistimmten. Sie umfaßten mich und hielten mich schwebend in ihren Armen, um es mir mit Gewalt einzugießen. Ich sträubte mich dagegen; jedoch konnte ich mich kaum aus ihren Armen loswinden, bis einige Freunde, die mich länger kannten, auch äußerten, daß es nicht nöthig sei. Nun ging ich zu meiner Frau und fand bei ihr, wie bei einem Feste, eine große Versammlung der schönsten Damen aus Eutin, welche herbeigeeilt waren, zu helfen und zu trösten. Die Männer, welche bei den Spritzen arbeiteten, baten um Stärkung, weil sie erschöpft waren von der starken Anstrengung. Da wurde Branntwein, Brot und Butter herbeigeholt und die jungen Damen streckten ihre schönen Arme aus; Einige schenkten ein, Andere schnitten Brot, wieder Andere bestrichen es mit Butter und legten es gar zierlich auf Schüsseln und Teller; noch Andere trugen es den Bedürftigen zu. Diese ergriffen es mit gierigen Händen und leerten die Gläser. So wurde das Unglück festlich und schön geendet.

Die Kartoffel.

Auf einer Reise von Hamburg nach Eutin kam ich in ein Dorf, wo der Fuhrmann, um seine Pferde zu füttern, vor einem gewöhnlichen Bauernwirthshause anhielt. Ich ging hinein, um mich nach meiner Gewohnheit mit den Leuten zu unterhalten. Die Wirthin klagte mir, daß sie vor einigen Monaten von den vielen Durchmärschen der verschiedenen Truppen sehr gelitten, daß ihnen diese Alles aufgezehrt, das Vieh weggeführt, Kisten und Hausgeräth zerschlagen, die

Betten zerrissen, Leinen und Kleider genommen und sie selbst aus dem Hause getrieben hätten. „Wir würden Hungers gestorben sein," setzte sie hinzu, „hätten uns nicht die Kartoffeln ernährt, die wir vergraben hatten und die sie nicht fanden. Das war ja das Einzige, was uns blieb. Nun gehet es, Gott sei gedankt, wieder gut, und nach und nach kommen wir wieder in Ordnung." — Ich trat in die Küche, wo über dem großen Feuer Töpfe standen und Speisen allerlei Art bereitet wurden. Ein anderes Feuer war unter einem Ofen, wo Branntwein gebrannt wurde. Es schwebte etwas Rauch und Dampf vor dem Kühlfasse des Branntweins; das gab einen bläulichen Nebel und die Sonne schien in eine Nebenkammer, in welcher messingerne, kupferne, eiserne und zinnerne Gefäße standen. Die verschiedenen Metalle glänzten alle im starken Sonnenlichte und wurden reflectirt von der gegenüberstehenden Wand, so daß die Kammer in einer feurigen Glorie stand. Vor den verrauchten Fensterscheiben, die gelb, roth und blau angelaufen waren, standen Gläser und Bouteillen. Durch diese fielen Sonnenstrahlen und bildeten durch den blauen Dampf hindurch einen langen regenbogenfarbigen Strahl, der hell auf eine Kartoffel fiel, welche das Mädchen nicht schälte, sondern sparsam schabte. Da das Mädchen selbst im blauen Qualme nicht zu erkennen und nur diese Kartoffel beleuchtet war, aus welcher das Nasse hervorspritzte, so glaubte ich einen glimmenden Goldapfel zu sehen, aus welchem Feuerfunken sprüheten. Es war, als ob man Bilder der Heiligen sähe, denen aus einer himmlischen Glorie ein Strahl auf's Haupt fällt. Nie ist mir die Wohlthätigkeit der Kartoffel so einleuchtend gewesen, als bei diesem vielfarbigen Regenbogen, den Gott vor den Menschen als ein Zeichen seiner Huld aufspannt. Hier fiel ein sanfter Farbenstrahl der gütigen Sonne auf die Kartoffel und ließ

sie heller leuchten als das Gold, welches die Spanier aus Amerika führten. Mord brachten die Spanier den Amerikanern, das Unglück verschaffte uns die Kartoffel und fristete hier diesen guten Menschen das Leben.

Ich ließ dieses auffallende Bild auch meine Reisegefährten genießen, damit sie sich überzeugten, daß mich keine schwärmerische Einbildung täusche. Bei den Naturansichten geht es wie bei Bildern, deren Inhalt zu Betrachtungen anregt. Man sagt oft, daß dergleichen Gedanken hineingetragen seien und der Maler nicht daran gedacht habe. Es kann sein, daß er nicht daran gedacht hat, aber empfunden hat er es, und was Einer darin findet, das liegt für ihn darin. Die Natur hat auch nicht daran gedacht, dieses Bild so zusammenzustellen, wie ich es bei meinem Hineintreten fand. Nie wird es vielleicht wieder so kommen, denn in wenigen Minuten ist der Schein verändert, so wie die Sonne weiter rückt.

Mich führte diese Erscheinung zu weiterer Betrachtung. Ich sah im Geiste das abscheuliche Bild, wie die Spanier Schiffe mit Mordgewehren und reißenden Hunden beladeten, jenen glücklich lebenden Eingeborenen ihre Reichthümer wegführten und wie sie sich selbst so unglücklich dadurch machten und der Menschheit schädliche Seuchen mitbrachten. Das geschah vor einigen hundert Jahren. Ist man besser geworden? Was war denn die Ursache dieses Bildes von der beleuchteten Kartoffel? Der bläuliche Dunst des Branntweins! Dieser schädliche Trank wurde auch hier bereitet und Jeder beeifert sich, Branntweinbrennereien anzulegen, um seine Mitmenschen zum frühen Tode zu führen. Wie kann doch die Menschennatur heruntersinken!

Lebenstrieb der Natur.

Als die Franzosen die umliegenden Gärten vor Hamburg zerstörten, die schönen Obstbäume im Winter umhieben und so liegen ließen, schlugen doch im Frühjahr einige aus und trieben Blüthen. Von einem Kirschbaume, der noch ein wenig mit der Borke am Stumpfe saß, soll der Besitzer sogar Kirschen geerntet haben. Flor sagte mir, daß in seinem Garten ein in jenem Winter abgehauener Syringenbaum im Frühjahre reichliche Blüthen getrieben habe und daß unter dem Schutte der zerstörten Gebäude die in den Gartenhäusern gezogenen ausländischen Gewächse hervorgekeimt wären; sogar in dem Kothe des vom Vieh betretenen Fahrwegs habe man die seltensten ausländischen Blumen gesehen. So kräftig strebt die Natur, das Schöne wieder hervorzubringen! Sollten die deutschen Geistestreibhäuser und die schönen Geister, die so unter die Füße getreten wurden, auch wohl mit der Zeit wieder aufblühen?

Fragmente einer Reise von Eutin nach Lübeck.

Mit Doctor Voß und meiner Wilhelmine reiste ich nach Lübeck zum Geburtsfeste des Freundes, der die kindlichen Lieder dichtete, des Bürgermeisters Overbeck. Meinen Freunden mußte ich versprechen, aufzuzeichnen, was mir Auffallendes begegnete. Das Erste waren Mädchen, welche Milch zur Stadt trugen. Das ist der erste Leckerbissen, wenn man zur Welt kommt, und das erste Verlangen der größeren Kinder beim Aufsteigen aus dem Bette. Durch das ganze Leben nährt uns am kräftigsten die im Grase weidende Kuh. Es ist den Aegyptiern nicht zu verdenken, daß sie diesem Thiere Tempel baueten und dasselbe als Gott verehrten Und sollten wir der Kuh nicht willig Blumen weihen, weil sie uns vor

den Blattern bewahrt? Wie wohlthätig steht sie unter den Thieren da!

Lübeck ist ein heiterer Ort; auch war das Volk sehr freundlich. Wir fuhren längs der Trave, die sich immerfort schlängelt. Die Gegend ist lieblich, man siehet Wälder in der Ferne und Nähe; die Menschen sind schön und groß, die Frauen besonders von anmuthiger Farbe, die Lippen wie Rosen und die Zähne wie glänzendes Elfenbein. Wir kamen unterwegs auch an einen Ort, der neu aussah, weil er vor Kurzem abgebrannt war. Ich wollte mir hier den Bart abnehmen lassen und ging selbst zum Barbier. Es war schon etwas dunkel, ich wurde freundlich empfangen von einer Frau, die mir einen Stuhl hinsetzte. Dann bereitete sie die Sachen zum Barbieren und ich merkte zum Schreck, daß sie die Arbeit selbst übernehmen wollte. Doch wurde mir niemals der Bart geschickter abgenommen, als von diesen schönen Händen. Sie machte Alles so geschickt, daß ich mich freuete. Nachher band sie mir auch das Halstuch wieder um. Ich sagte auch zu ihr, daß ich wünschte, sie möchte mich immer barbieren. Wir nahmen zärtlichen Abschied und sie begleitete mich Hand in Hand bis an die Thür. Nachher sah ich sie noch einmal vor meinem Fenster stehen, mit einer Freundin, der sie mich zeigte.

Ein Freund in Lübeck erzählte mir ein lustiges Schauspiel, wovon er Augenzeuge gewesen war.

Bei der Belagerung von Lübeck ritt ein Kosack zu nahe an die Stadt. Die Franzosen schossen nach ihm und sein Pferd wurde getödtet. Dieser Unfall brachte ihn nicht um die Besinnung. Augenblicklich wußte er sich aus dem Regen der Kartätschen und Flintenkugeln, die ihn umsausten, zu

entfernen. Er erblickte einen Milchkarren, worauf ein Mädchen saß, riß ihr die Lenkseile aus der Hand, schwenkte sich auf das Pferd und befeuerte es mit seinem Kantschu, um es in Schuß zu bringen. Das Pferd, welches fühlte, daß es von einer kräftigeren Faust regiert werde, als es von seiner Führerin gewohnt war, die es mit freundlichen Bitten lenkte, setzte, gleich dem beflügelten Pegasus auf dem Helikon, im sausenden Galopp über Stock und Stein. Unter dem Freudengelächter und Jubelgeschrei der zahlreichen Zuschauer kam der Kosack bei seinen Cameraden an, die ihn glücklich priesen, daß er unversehrt und noch obendrein im Triumphe ein Pferd, einen Karren und ein schönes Milchmädchen mitgebracht habe.

Die Stärke des Mannes,

ein Oelgemälde, angefangen den 9. September 1820, vollendet 1821 und abgeschickt nach Oldenburg den 2. März 1822.

Ich bin immer darauf bedacht gewesen, Gegenstände zu malen, die nicht allein zur Unterhaltung dienen sollten, sondern auch zur Belehrung. Darum habe ich viele Zeichnungen aus dem gewöhnlichen Leben gemacht, habe Sentenzen und Sprüchwörter dabei geschrieben und bin überzeugt, daß Kinder hierdurch mit der Welt schon bekannt werden, ehe sie in die große Welt eintreten. Man wird auch an meinen Bildern sehen, daß ich dahin gestrebt habe, Empfindungen, Wahrheiten und Charaktere anschaulich zu machen. Besonders wird dieses mein großes Bild: „die Stärke des Mannes" deutlich zeigen.

Ich bildete die Gruppe des Gemäldes zu einer Pyramide, in welcher der Mensch als höchste Spitze auf dem edlen Pferde sitzt. Der Mann scheint ein Herkules von gediegener

Muskelkraft mit breiten Schultern und kräftigem Arm, worin er die gewichtige Lanze trägt, mit welcher er den Löwen erlegte, den er angebunden hat an das muthige Jagdroß von starkem Knochenbau und ihn hinter sich herzieht. Neben ihm reitet ein Jüngling auf einem munteren leichten Pferde. Er trägt Pfeil und Bogen und auf den Schultern einen todten Adler, dessen gelähmter Flügel am weißen Pferde herniederhängt. Sein Kleid ist eine Leopardenhaut und die Decke des Pferdes ein Tigerfell. Der Jüngling scheint mit dem Fuße das Roß anzuregen, um schneller an den erfahrenen Mann heranzureiten und seine Befehle zu hören. Hinter den Reitern folgt der graugestreifte treue Hund, als Gehülfe der Jagd und als Bewahrer der Beute. Sein Blick hat nichts von Zorn, sondern freundliche Anhänglichkeit an den Menschen. So ist das Bild mit wenigen Worten ausgesprochen, daß der Mensch durch die Gabe der Vernunft Herrscher über alle Geschöpfe ist.

Dieses Bild hat von vielen Kennern Beifall erhalten wegen der einfachen Zusammenstellung der vorzüglichsten Geschöpfe, des Mannes, Pferdes, Hundes, Löwen und Adlers. Wer es aufmerksam betrachtet, wird auch leicht erkennen, daß der Mensch durch Vernunft Herrscher aller Geschöpfe ist. Dazu kommen die Mittheilungen seiner Gedanken durch die Sprache. Einer verbessert des Anderen Anschläge, und sie vereinigen sich zu gemeinschaftlichen großen Unternehmungen. Der Mensch weiß nicht allein seine eigene Kraft zu gebrauchen, sondern macht sich auch die Kräfte, die außer ihm liegen, zu eigen und zwingt sie, ihm zu gehorchen. Der Löwe wundert sich der Dreistigkeit, doch des Mannes Speer dringt ihm durch den offenen Rachen zum Herzen und er verhaucht sein Leben vor dessen Füßen. Noch im Tode liegt ihm der Zorn auf dem Gesichte, daß ihm das nackte Geschöpf

sein Leben geraubt. Was der Löwe an der Schärfe der Zähne und an der Stärke der Klauen voraus hat, das hat der Mensch in seinem Gehirne. Mit seinen Händen bereitet er die Lanze, die spitzer ist als des Löwen Zahn; er schnitzt einen Bogen, dessen Pfeil schneller fährt, als der Flügel des Adlers, den er in hoher Luft ereilt.

Dieses Bild ist recht für einen Kupferstecher geschaffen und Alles darauf berechnet, daß es ihm leicht werde, danach zu arbeiten. Auch die Größe ist dafür geeignet und das Einzelne so ausführlich, daß nur genau nachgezeichnet zu werden braucht. — Es bot sich mir Alles dar, was dazu beitragen konnte, das Bild natürlich zu machen. Ein Adler, der in den Felsen Norwegens hauste, wurde bei Eutin geschossen. Selbst den vom Schusse gelähmten Flügel sah ich nun. Auf den Tag, als ich ihn nöthig hatte, bekam ich einen schönen Hund, so wie ich ihn mir damals in Rom wünschte und seit der Zeit vergebens suchte. So ging es auch mit den Pferden. Ich wünschte mir ein leichtgebautes Pferd für den jüngeren Mann auf meinem Bilde. Eines Tages sah ich eins vorbeiführen und es blieb auch so lange hier, daß ich es zeichnen konnte. Schon als die russische Armee unter Benningsen in Hamburg war, lernte ich vielerlei Arten Pferde kennen. Die Offiziere hatten arabische, persische, türkische, darunter waren einige von außerordentlich schöner Gestalt, von Schnelligkeit und feurigem Geiste; dabei gelehrig und folgsam. Da Benningsen, der selbst ein großer Pferdekenner war und ein Werk darüber geschrieben hat, meine Liebhaberei für dieses schöne Geschöpf sah, ließ er mir viele Pferde vorführen, und machte mich bekannt mit den verschiedenen Vorzügen der starkgebauten, wie der leichten und schnellen. Da sie alle Tage vor mein Fenster kamen, konnte ich sie nach dem Leben malen und ich hielt

es für meine Pflicht, Alles anzuwenden, um sie so schön zu machen wie möglich. — Der General-Consul von Schlözer aus Lübeck hatte die Freundschaft, mir einen Gypsabdruck des Herkules zu schicken, der mir beim Zeichnen dienlich war. Als das Sonderbarste aber muß ich den Umstand betrachten, daß, als die Kinder mit Weihnachtsgeschenken erfreuet wurden, für mich am Weihnachtsabend ein Löwe aus Afrika herkam, den ich am Weihnachtsmorgen sah und auch gleich malte. Er hatte einen Hund zur Gesellschaft bei sich im Käfig, und weil er noch jung war, so machte er im Spielen alle möglichen Sprünge, die ich zu sehen nöthig hatte. Nie habe ich einen muntereren Löwen gesehen. Er spielte mit dem Hunde wie mit einer jungen Katze. Bald sprang er in die Höhe, dann wieder sprang der Hund über den Löwen hin und dieser fing ihn in der Luft auf, überfiel den Hund und rollte ihn unter sich, als wollte er ihn zerreißen; bald wieder warf er ihn über sich her, doch ohne einander zu beschädigen; es ging in aller Freundschaft zu. Zuweilen schien ihm der Hund das massive Spiel durch Blaffen und Zähneweisen zu verwehren. Doch zerrte Jemand den Löwen, so litt es der Hund nicht und bellte ihn an. Man sah die nämlichen Stellungen, als kämpften Tiger und Löwe mit einander; oft legte sich dieser auch gerade, wie ein todter Löwe liegt. Auch die natürliche Farbe zu sehen, war mir nützlich. Kurz, ich muß der Vorsehung dankbar sein, daß sie mir dies Alles so gütig zuschickte.

Gelehrte und Künstler, mit denen ich gut Freund gewesen bin. *)

Bodmer; Klopstock; Goethe; Herder; Lavater; Geßner; Füßli, der die schweizer Maler beschrieben; Füßli, der das Künstler-Lexikon herausgegeben; dessen Sohn; Sulzer; Ramler; Gedike, in Berlin und Neapel; die Karschin; Gleim; Jacobi, der Dichter; Jacobi, der Philosoph; Sömmering; Heinse, wohnte in Rom mir gegenüber und war mein gewöhnlicher Gesellschafter auf den Nachmittags-Spaziergängen; Müller, Maler und Dichter; Nicolai; Heyne; Blumenbach; Bouterwek; Archenholz, in Rom gekannt und in Hamburg; Forster, in Berlin und Cassel; Voß, der Uebersetzer des Homer; Gall, der Schädellehrer; Casti, „gli animali parlanti**)"; Monti, Tragödiendichter; de Rossi, in Rom, „Beschreibung lebender Künstler"; Abbate Fea, Uebersetzer des Winckelmann; Marchese del Vasto, Präsident der schönen Künste; Marchese Vivenzio; Marchese Haus; Marchese Venuti; Marchese Berio; Heigelin, dänischer General-Consul; Hamilton, englischer Minister; Graf Puschkin; Ritter Italinsky; Hackert; Einsiedel; Stolberg, in Neapel; Kersting, Pferdearzt, hat in seiner Blindheit mit eigener Hand ein Werk über Pferde geschrieben; Wolstein, Pferdearzt in Altona, vormals

---

*) Anmerk. d. Herausg. Daß Tischbein mit berühmten Bekanntschaften nicht prahlte, mag dieses Verzeichniß beweisen. Dasselbe enthält bei weitem nicht alle die Gelehrten und Künstler, mit denen er in Verbindung, ja sogar in Briefwechsel stand, und dennoch thut er derselben weder hier, noch in seiner Biographie Erwähnung. Dieses Verzeichniß, an dessen Veröffentlichung Tischbein sicherlich nicht dachte, verdankt seine Entstehung wahrscheinlich der in der Vorrede gedachten Aufforderung Wolf's.

**) Anmerk. d. Herausg.: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti, di Giamb. Casti 1802. 3 vol.

in Wien; Camper kam nach Cassel, den Kersting zu besuchen, redete einen Mann auf der Straße an: „Sie sind Kersting"; Camper, der Sohn, in Neapel; Zimmermann, in Braunschweig, Neapel, Hamburg; Heß, in Zürich, Schlachten- und Landschaftsmaler; Madame Brun; Matthisson; Reimarus; Hegewisch, Professor in Kiel; Reinhold; Baggesen; Zoega; Zimmermann, Leibmedicus.

Lebensunmuth.

Ich glaubte diesen Winter Alles in Ordnung zu bringen; aber ich habe weniger Zeit gehabt als sonst, weil Trauerfälle auf Trauerfälle kamen. Ich fühle mit Betrübniß, daß meine Gedanken stumpf werden. Schwer wirkt der Zeitlauf, da es Niemand kümmert, daß ich denke, was ich mir Mühe gegeben habe, denken zu können. An diesem stillen Orte, wo man Zeit hat nachzudenken, da fällt einem viel ein, wobei es besser wäre gestört zu werden, um nicht zu denken.

SLUB
Wir führen Wissen.

Stammtafel der Künstlerfamilie Tischbein.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Seite

Vorwort von Carl Schiller I
I. Knabenjahre im elterlichen Hause 1
II. Erste Wanderung: nach Cassel, Hamburg und Bremen, von 1765—1771 55
III. Aufenthalt in Holland, von 1772—1773 91
IV. Reise nach Cassel, Hannover und Aufenthalt in Berlin 1773—1779 123
V. Erste Reise nach Italien, 1779—1781 141
1. Süddeutschland und Oberitalien 143
2. Rom 162
3. Tivoli 170
4. Römische Studien 182
VI. Die Schweiz 195
1. Aufenthalt in der Schweiz. (Vom 1. Mai 1781 bis zum 24. October 1782) 197
2. Reise über den St. Gotthard nach Mailand 219

Zweiter Band.

VII. Mailand 1
VIII. Zweiter Aufenthalt in Rom, 1783—1787 31
IX. Neapel, 1787—1799 85
1. Reise mit Goethe 87
2. Rückkehr nach Rom mit dem Prinzen Christian von Waldeck, im Mai 1787 97

Seite

3. Rückkehr nach Neapel im Juli 1787 99
4. Fülle der Natur; Vesuv 121
5. Akademie zu Neapel 135
6. Hamilton's Vasen, Homer in Bildern 169
7. Eroberung Neapels durch die Franzosen am 23. Januar 1799; Abreise von Neapel am 20. März 1799; Ankunft in Livorno 181

X. Einzelne Bruchstücke aus Tischbein's letzten Lebensjahren 203
1. Reise von Livorno nach Cassel 205
2. Einzelne Notizen über Reisen nach Hannover, Göttingen und Westphalen 212
3. Einzelne Notizen aus dem hamburger Aufenthalte bis zum Jahre 1808 215
Fragmente aus dem Entwurfe einer in Hamburg zu errichtenden Zeichenschule, und Notizen über eine daselbst gestiftete Gesellschaft der Kunstfreunde . . . 215
Eine Weihnachtsfreude 219
Der hamburger Dom 220
Erinnerung an Billwerder bei Hamburg 221
Notiz über das Oelgemälde „Hektor's Abschied" . . 224
Anakreon 225
4. Eutin 227
Der Backofen 227
Das erste Geräusch am Morgen 229
Ein Morgen in der schönen Natur 229
Kriegs- und Brandgefahr; schöner Cameo mit dem Pan 231
Die Kartoffel 239
Lebenstrieb der Natur 242
Fragment einer Reise von Eutin nach Lübeck . . . 242
Notiz über das Oelgemälde „die Stärke des Mannes" 244
Gelehrte und Künstler, mit denen ich gut Freund gewesen bin 248
Lebensunmuth 249

Stammtafel der Künstlerfamilie Tischbein.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

719

SLUB
Wir führen Wissen.

719

SLUB
Wir führen Wissen.